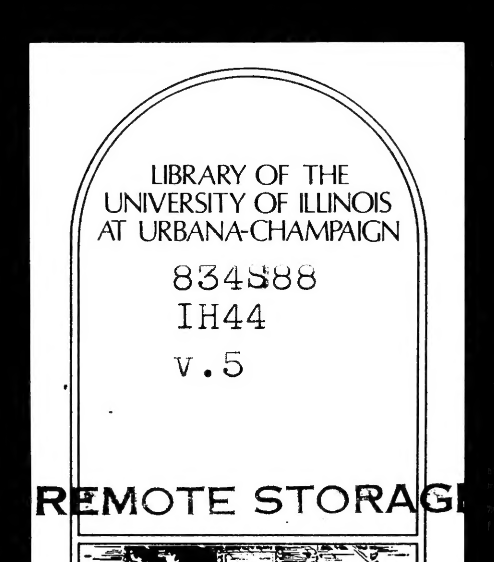






Storms Werke

Fünfter Band

Meyers Klassiker-Ausgaben

Storms Werke

Herausgegeben

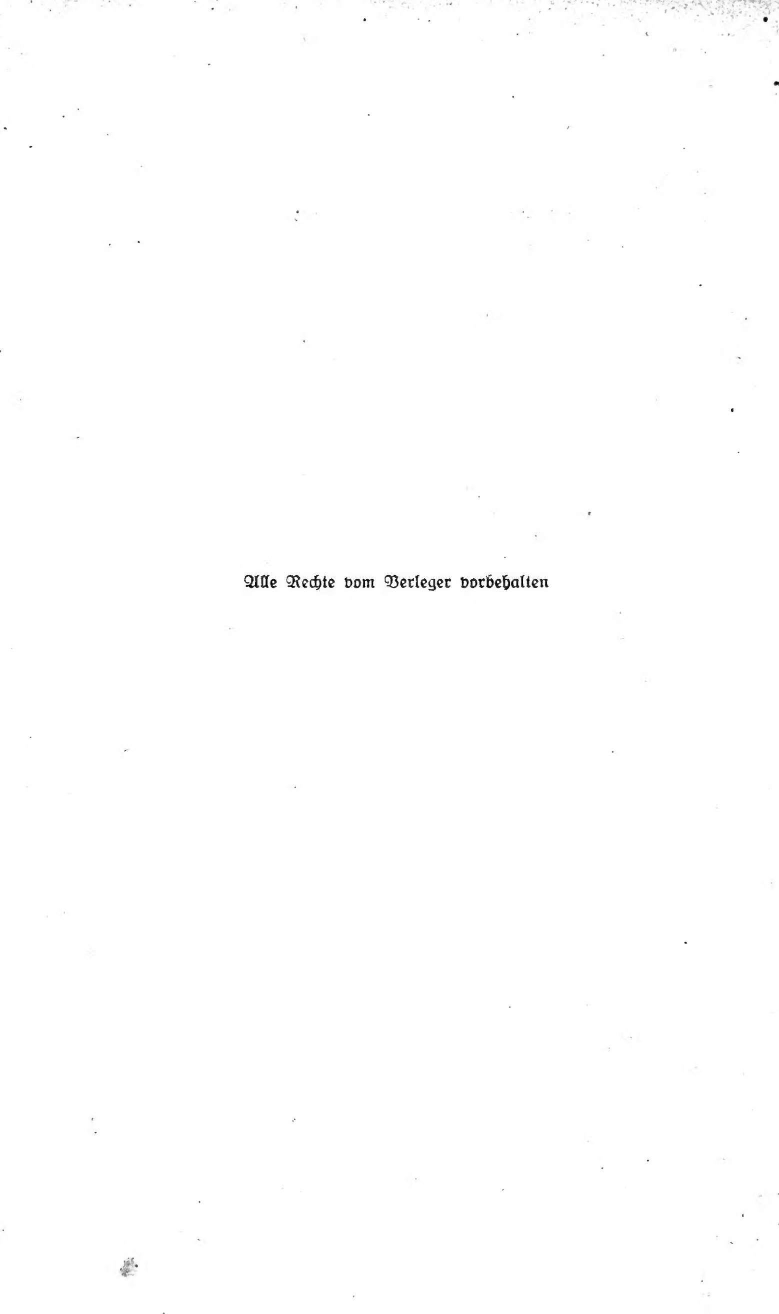
von

Theodor Hertel

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe

Fünfter Band

Leipzig und Wien
Bibliographisches Institut



Nacherzählung einiger Geschichten aus dem Volke

(1844—49)

Einleitung des Herausgebers.

Als Storm mit Mommsen den Plan faßte, die schleswig-holsteinischen Märchen und Sagen zu sammeln, gingen sie mit der Absicht ans Werk, jede eigene Zutat zu den Volksüberlieferungen zu vermeiden. Dieser Absicht ist Storm späterhin nicht treu geblieben. Schon 1844 faßte er das Märchen von den drei Spinnfrauen und zwei Volksschwänke in einem Rahmen zusammen, den er später noch zweimal, in der Erzählung „Von jenseit des Meeres“ und für seine drei Märchen, verwendete. Der Anfang zu selbständigem Schaffen des Erzählers ist mit diesen Stücken gemacht. Die dritte dieser Geschichten stand schon in Müllenhoffs Sammlung; das Märchen fand sich dort in einer plattdeutschen Fassung. Diese verband das Spinnfrauenmärchen, das ähnlich, wie es die Brüder Grimm wiedergaben, erzählt wurde, mit dem Märchen vom Rumpelstilzchen. Storm weicht in verschiedenen Punkten von diesen beiden Überlieferungen ab. Das faule Mädchen wird bei ihm zu einem fleißigen; die Forderung des Bräutigams, der nicht mehr wie bei Grimm und Müllenhoff gesellschaftlich bedeutend höher steht, erscheint bei Storm als ganz unvernünftig. Wenn der Dichter hier selbständig geändert haben sollte, dann tat er es, um das Mädchen gegen den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit zu verteidigen. Denn wie er einmal seiner Braut gesteht, gefiel ihm schon als Knabe nicht, daß das Mädchen dem Verlobten Flausen vormache.

In demselben Bande des Biernatzkischen Volksbuches von 1846 hat Storm auch ein „Döntje“ mitgeteilt, das wir als erstes Stück wiedergeben. Es läßt sich nicht sicher ermitteln, wieweit er an späteren derartigen Nacherzählungen, die wie die ersten beiden Versuche nicht mit einer Namensangabe, sondern nur mit dem

Vermerk „Mitgeteilt“ versehen sind, Anteil hat. Die Wiedergabe der Sage vom oldenburgischen Wunderhorn, die, wie Gertrud Storm mitteilt, von Storm stammen soll und viel schmuckloser und kürzer als die Nacherzählung in den deutschen Sagen der Brüder Grimm ausgefallen ist, wird hier übergangen. Den Schluß bilde das hübsche Stückchen „Weshalb sie den Nachtwächter nicht begraben wollten“ aus dem Jahrgange 1849 des „Volksbuches“. Dieser nette Schwank fand später in dem Rahmen der Erzählung „Waldwinkel“ prachtvolle Verwertung.

En Döntje.

De eene Naaversch besöcht de anner und seggt: „Wat rückt dat hier so schmusig bi Jüm[1]?“

„Ja“, seggt de anner, „wi hem ok slacht.“

„Wat hem jüm denn slacht?“

„En Hön!“

„Gott bewaar uns! wo will'n jüm mit all dat Fleesch hen?“

„Ja, unser Dochter schall Hochtied geben.“

„Wem schall se denn hem?“

„De lütje Peter Martens sin Sön ut Snorhoi.“

„Het he wat to'm Besten[2]?“

„Ja woll: een Ko und een Swien und een stumpsteerte Hön und drittehalv Mark in't Geld und anderthalv Ael in de Büren[3].“

„Gott bewaar uns! wat kummt de Deern gut to Brod!“

Geschichten aus der Tonne.

Einer der wackersten Spielkameraden in meinen Knabenjahren war Claas Räuber. Er war der Sohn eines armen Schuhflickers und schon seit mehreren Jahren ein Stadtwaisenkind; den Beinamen Räuber aber hatten seine Genossen ihm gegeben, weil er in dem Spiel „Räuber und Soldat“, das wir an hellen Sommerabenden zu exerzieren pflegten, eine besondere Geschicklichkeit besaß und daher auch stets nur als Räuber ausgehoben wurde. Trotz seines abschreckenden Titels aber war Claas Räuber der ehrlichste und spaßhafteste Bursche von der Welt und

---

[1] Euch. — [2] Ist er reich? — [3] Fischbehälter.

besaß außerdem noch ein anderes, von seinen Genossen sehr geschätztes Talent.

An den kurzen Herbstabenden nämlich, wo uns für die ausgelassenen Spiele nach der Schulzeit gar bald das Licht ausging, pflegten wir uns auf den breiten Steinen einer Haustreppe zusammenzufinden, und nun hieß es: „Stücken vertellen". Hier war nun Claas Räuber wieder der beste und beliebteste Kamerad, denn sein Reichtum an allen möglichen Arten von Döntjes und Schnurren war unerschöpflich. Je heimlicher aber und verborgner wir unseren Märchensaal aufgeschlagen hatten, desto schöner hörten sich die Geschichten an, desto lebendiger traten all' die wunderlichen und süßen Gestalten, die verwünschten Prinzen und Prinzessinnen, Schneewittchen und die Frau Holle vor unsere Phantasie; ja, ich erinnere mich, daß wir einmal bei einer solchen Gelegenheit ganz deutlich den Nitz-Puck[1] aus einer Dachöffnung in meines Vaters Scheune herausgucken sahen und infolgedessen einen zwar vergeblichen Feldzug durch die sämtlichen Böden gegen den Kobold unternahmen. Mich vorzüglich trieb jene Vorliebe für heimliche Erzählungsplätzchen zur Entdeckung immer neuer Schlupfwinkel. So hatte ich unter andern eine große, leere Tonne dazu ausersehen, welche in einem Packhause unweit meines Vaters Schreibstube stand. In dieser Tonne hab' ich die schönsten Geschichten meines Lebens gehört. Sie war das Allerheiligste, das nur von mir und Claas bezogen wurde. Hier kauerten wir abends, wenn ich aus den Privatstunden kam, zusammen, nahmen meine kleine Laterne, die wir zuvor mit einigen Lichtendchen versehen hatten, auf den Schoß und schoben, nachdem wir hinein geklettert waren, ein großes, auf der Tonne liegendes Brett von innen wieder über die Öffnung derselben, so daß wir wie in einem kleinen Stübchen zusammen saßen. Wenn nun die Leute abends nach meines Vaters Schreibstube gingen

[1] Nitz-Puck ist der Husumer Hauskobold, ein Zwerg, der die Menschen quält, wenn sie ihn belästigen, ihnen aber oft hilft, wenn sie ihn gut behandeln.

und ein dumpfes Gemurmel aus der alten Tonne aufsteigen hörten und einzelne verlorene Lichtstrahlen daraus hervorschimmern sahen, so konnte der alte Schreiber nicht genug die wunderliche Ursache davon berichten.

Hätten die lieben Leute bei uns in der Tonne gesessen, so hätten sie wohl selbst Gefallen an unseren Abendunterhaltungen gefunden, wozu ich den Leser nach zwanzig Jahren nachträglich aufs beste eingeladen haben will.

„Nun, Claas", sagte ich, nachdem ich unser Häuschen gehörig verschlossen hatte, „was hast du denn heute abend?"

„Es ist ein ganz altes Stück", sagte Claas, „das meiner Großmutter schon von ihrer Urgroßmutter erzählt ist, und die hat gesagt, es sei ein Stück aus der Mauskiste[1]."

„Nun", sagte ich, „so erzähle; die Stücke aus der Mauskiste sind mir immer die liebsten gewesen." Und Claas erzählte

Das Märchen von den drei Spinnfrauen.

Es war einmal ein Dienstmädchen, die war ebenso schön als sie ehrbar und fleißig war; auch war sie im Nähen und Stricken und anderer häuslichen Arbeit wohl erfahren, nur spinnen konnte sie nicht. Sie hatte aber einen Freier, der war reich und jung und war gewaltig aufs Spinnrad versessen. Als nun die Hochzeit heranrückte, so kam er eines Sonntags zu ihr und ließ sich zehn Pfund Flachs nachtragen. Er umarmte sie und sprach: „Kannst du diesen Flachs zum feinen Faden verspinnen, dein goldenes Haar würde mir noch einmal so lieb sein. Hast du's fertig zum Sonnabend, so soll die Hochzeit sein." Dann ging er fort; sie aber wußte sich keinen Rat, wer ihr die große Menge Flachs in so kurzer Zeit verspinnen sollte, und ging hinaus auf den Weg und weinte. Wie sie so eine Strecke gegangen war, kam sie an eine Hütte;

[1] Mauskiste scherzhaft für Musik; so sagt man ursprünglich von jemandem, der schlecht singt: er singt aus der Musekiste. Dann auf das Geschichtenerzählen übertragen; dann ist Mauskiste = Musenkiste, oder eine Kiste, die schon so alt ist, daß die Mäuse an ihr nagen.

als sie die Tür aufgemacht hatte, sah sie drinnen eine Frau am Spinnrad sitzen, die hatte Lippen, die waren so — lang. Das Mädchen erschrak gar heftig vor dieser Gestalt; denn die Alte brummte böse vor sich weg, was sie bei ihr zu suchen habe. Bald aber faßte sie sich einen Mut und sprach: „Ach, liebe Frau, ich sehe, daß Ihr gar tätig und kunstvoll seid; wolltet Ihr mir diesen Flachs nicht verspinnen bis zum Sonnabend der Woche? Ich will Euch gerne das Pfund mit einer baren Mark bezahlen.“ Die Alte besah den Flachs und sagte, das sei unmöglich, soviel Flachs in *einer* Woche. Da fiel das Mädchen vor ihr auf die Knie und erzählte ihr alles, und daß sie sonst keinen Mann bekommen würde. Als die Alte das hörte, schlug sie in sich und sagte: „Steh nur auf, Töchterchen, der Flachs soll versponnen werden; aber da muß ich deinen Ehrentag doch mitmachen.“ Das Mädchen ward so froh, daß sie alles versprach, und ging dann ihren Weg wieder nach Haus.

Am Sonnabend hatte sie das schönste Garn im Hause, und als am Sonntage der Bräutigam kam, da freuete er sich über den Faden, der fast so fein war und so golden war als das Haar seiner Braut; aber er ward durch das saubre Gespinste nur immer begieriger und konnte sein Herz nicht zufrieden geben. Daher küßte er seine Braut und sprach: „Noch diese sechzehn Pfund zum nächsten Sonnabend, dann soll die Hochzeit sein.“ Damit ging er fort; die Braut aber ging in Traurigkeit den alten Weg hinaus, und ging die erste Hütte vorbei und kam zu einer zweiten. Sie stieß die Tür auf und trat hinein; da saß drinnen eine alte Frau am Spinnrad, die hatte eine Nase, die war wohl eine Elle lang. Marie aber hatte sie mit der Tür an ihre große, schöne Nase gestoßen; darüber schrie und schalt die Frau und war ganz braunrot im Gesicht, und die Nase schwoll ihr wie eine Blutwurst. Das Mädchen aber faßte sich einen Mut und erzählte ihr alles, wie es war, und daß sie keinen Mann bekäme, wenn das Garn nicht gesponnen wäre zum Sonnabend der Woche, und bot ihr zwanzig Schilling Spinnerlohn das Pfund. Die

Frau besah den Flachs und sagte, es sei unmöglich; aber wenn sie mit auf ihrer Hochzeit tanzen dürfe, so wolle sie es versuchen. Da ward das Mädchen froh und ging heim, und am Sonnabend hatte sie das schönste Garn im Hause, noch ebener als das erste war. Als aber der Bräutigam am Sonntag zu ihr kam und das saubere Gespinste betrachtete, da wollte er sich noch nicht zufrieden geben, sondern brachte aufs neue zwanzig Pfund und sagte: „Noch dieses bis zum Sonnabend, dann soll gewiß die Hochzeit sein.“ Als er fortgegangen war, blieb das Mädchen in großer Traurigkeit zurück; denn es schien ihr unmöglich, das Verlangte ins Werk zu setzen. Es war aber schon Abend, und die Sterne schienen klar auf die Erde, und als sie so in trüben Gedanken den alten Weg wieder einschlug, da fiel ein Stern vom Himmel, der blieb in ihrer Schürze liegen auf dem Flachs; da dachte sie dran, daß ihre Mutter ihr immer gesagt habe, das bedeute Glück, und als sie etwas weiter gegangen war, da fand sie beim Sternenschein eine Kleevier und steckte sie ans Mieder; und als sie noch etwas weiter gegangen war, da gesellte sich ein schneeweißes Lamm zu ihr, dem ging sie nach, und so kamen beide an eine Hütte; da saß drinnen eine alte, freundliche Frau am Spinnrad, die war so breit, daß sie auf drei Stühlen nicht Platz hatte. Die Frau aber fragte das Mädchen, was sie herführe. „Es muß Gottes Schickung sein“, antwortete sie, und erzählte ihr alles; und die Frau versprach ihr das Garn zu spinnen, unter der Bedingung, daß sie mit zur Hochzeit käme. Das Mädchen aber ging frohen Herzens nach Hause, und als nun der Sonntag kam, da zeigte sie dem Bräutigam das Gespinste, das schöner war als alles andre. Da vermochte er der Schönheit des Mädchens nicht länger zu widerstehn und sagte: „Morgen soll die Hochzeit sein“; die Braut aber gedachte mit Angst ihres Versprechens. „Ich habe drei alte Bekannte“, sagte sie, „erlaubt mir, daß ich sie mit zur Hochzeit lade.“ Der Bräutigam aber sagte es ihr willig zu, sie möchte laden, was sie an Freunden und Sippschaft hätte.

Als nun der Tag vorüber war, so war die Hochzeit; da ging's lustig her, und waren viel feine und saubre Leute zu Gast, denn der Bräutigam war wohlangesehen. Als nun die Gäste beinahe versammelt waren, so hielten noch drei Kutschen vor der Tür; da kam aus der ersten die mit den breiten Lippen, aus der zweiten die mit der langen Nase, und aus der dritten — — — nein, die dritte kam nicht heraus, denn die Kutschentür war zu eng, die mußte mit Stricken herausgezogen werden. Die drei gingen nun in den Hochzeitssaal und pflanzten sich unter den andern Frauen der Reihe nach auf. Die Gäste erstaunten sehr, und der Bräutigam fragte die Braut: „Wie kamst du zu der garstigen Freundschaft?“ Dann ging er zu der ersten und fragte: „Liebe Frau, habt Ihr allzeit solche breite Lippen gehabt?“ — „Ei, mein Söhnchen“, antwortete sie, „wie sollte man nicht breite Lippen haben, wenn man so lange am Spinnrad sitzt und den Faden leckt.“ Darauf ging er zu der andern und fragte: „Liebe Frau, habt Ihr allzeit eine so entsetzlich lange Nase gehabt?“ — „Ei, mein Söhnchen“, antwortete die, „da muß einem die Nase wohl ausschießen, wenn man so lange Jahre sitzt und nickt und tritt das Rad und stößt mit der Nase den Flachs auseinander.“ Endlich ging er auch zur dritten und fragte: „Liebe Frau, seid Ihr allzeit so gewaltig breit gewesen?“ — „Ei, mein Söhnchen“, antwortete sie, „da muß man wohl breit werden, wenn man so lange Jahre am Spinnrad sitzen muß.“ Da befiel den Bräutigam auf einmal eine Angst, daß seine Braut wegen des vielen Spinnens auch schon zu solchen Mißgestaltungen ansetzen möchte. Daher nahm er sie schnell in seinen Arm und besah sie von allen Seiten, aber er fand sie noch schlank und schön, daß es eine Freude war. Das Spinnrad aber ließ er heimlich zerschlagen, und war von der Zeit an vom Flachsspinnen nicht mehr die Rede, sondern, als die Hochzeit vorüber war, lebten sie ohne Spinnrad in Glück und Freuden, denn wenn er unwirsch war, war sie freundlich.

„Das Stück gefällt mir“, sagte ich, „vorzüglich, weil es am Ende doch noch so herauskommt, daß die alten,

häßlichen Spinnfrauen drei wohltätige Feen sind; aber unrecht war es doch von der Marie, daß sie ihrem Bräutigam solche Flausen vormachte."

„O!" versetzte Claas, „meine Mutter pflegte immer zu sagen, das müsse eine schlechte Frau sein, die ihrem Manne nicht einmal was vormachen könnte, denn die Männer wären gar zu oft unvernünftig."

„Das gefällt mir nicht", erwiderte ich, „meine Frau soll mir nichts vormachen, auch wenn ich unvernünftig bin."

„Nun", sagte Claas, „du hast auch noch lange keine, sei jetzt nur still, da fällt mir gleich noch ein anderes Stück ein."

„Wie heißt denn das?" fragte ich. Claas aber dehnte sich, daß die Tonne knackte, und erzählte dann das Stück:

Se dohn sick wat to gude.

„Nu will wi uns wat to gude dohn", sagte Frau Marthe; da ging ihr Mann, der Schustermeister, aus der Haustür und die Frau „Naversch" watschelte hinein. „Aha", dachte der Meister, der es gehört hatte, „nu geit't över Koffee und Zucker her!" Als er aber nach einer halben Stunde wieder nach Hause kam, da ging „Fru Naversch" eben wieder aus der Stube und die Kaffeetassen standen unberührt auf dem Brett über der Tür. Da konnte der Mann gar nicht begreifen, was doch die Weiber sich zugute täten. Es dauerte aber nicht lange, so ging er wieder aus dem Hause und sagte, daß er sobald nicht wieder kommen würde. Kaum ist er um die nächste Ecke, so hört er noch seine Frau rufen: „Kumm se 'n bät um, Naversch, nu will wi uns recht wat to gude dohn"; und wie er so über die Straßensteine schreitet, so kann er's immer nicht loswerden, und er muß immer denken: „Wat willt se sick denn to gude dohn?" Kaum kommt er wieder nach Hause, so geht „Naversch" aus der Tür, und die Tassen stehen ruhig auf ihrem Platz, ist auch sonst nichts gerührt. Da nimmt der Mann seine Marthe vor und fragt: „Na, laat mi doch oock mal wäten, wat jüm jüm[1] denn to gude

[1] Ihr Euch.

doht!“ Die Frau aber sagt, daß sei nur so eine Redensart und was sie sich wohl zugute tun sollten; sie täte sich nichts zugute, als mit Arbeit und Plagen den ganzen Tag; genug, der Mann bekommt's nicht heraus. Da dacht' er's mit List anzufangen — denn es ließ ihm nun einmal keine Ruhe mehr — und sagte eines Nachmittags, er wolle aufs Land gehen. Damit geht er um die nächste Ecke und hört sein Weib an „Fru Naversch“ Fensterscheiben klopfen und wie gewöhnlich sagen: „Kumm se 'rum, Naversch, min Ohl' is uut; wi willt uns en bät to gude dohn.“ Der Mann aber geht hinten wieder ins Haus hinein und steigt leise die Bodentreppe hinauf; als er oben ist, bohrt er ebenso leise ein Loch in den Boden und sieht nun deutlich in die Stube hinab. Da sitzen Frau Marthe und Frau Naversch gegenüber, die Arme ineinandergeschlagen auf dem Tisch und die Feuerkieken[1] unter den Füßen. „Na“, denkt der Mann, „dohn se sick all wat to gude?“ Aber auf dem Tisch liegt nichts als der wollne Strickstrumpf der Frau Marthe. Und wie die Weiber sich so einander gegenübersitzen, so fangen ihre Augen ordentlich an zu brennen und zu funkeln, so, als wenn die Katz' einen Kanarienvogel oder eine feine Nachtigall zerreißen will.

„Nä“, denkt der Mann, „nu geit't los“, und erwartet jeden Augenblick, daß die Magd das heimliche Gericht auf den Tisch tragen solle. Es kam aber keins, und doch ging's nun in der Tat los, und die Zungen hatten heiße Arbeit. Das war ein ganz anderes Gericht, das blieb nicht bei einem gebratenen Täubchen oder Hühnchen; die ganze Stadt verschlangen die beiden Weiber; Väter, Mütter, Bräute, Kinder, alle mußten herhalten, kaum die Wiegenkinder blieben verschont, und war bald von allen kein Haar mehr übrig. Dabei schmatzten sie mit den Lippen und die Zungen gingen ihnen wie zwei Messerspitzen, und ihre Augen wurden immer brennender und gieriger, daß es genau den Anschein bekam, als wenn sie sich zum

[1] Ein viereckiges, geschlossenes Messinggestell mit Luftlöchern und einer Schale voll glühender Kohlen im Innern, das sich die Frauen zum Wärmen unter ihre Röcke stellen.

Beschluß noch selber verschlingen wollten, damit doch alles verputzt sei und es morgen schön Wetter werde. „Tööf[1] still", denkt der Meister, steigt leise die Bodentreppe herunter und platzt mit einem Male in die Stube hinein. Da wurden die Weiber auf der Stelle ruhig, Frau Marthe nahm hastig den Strickstrumpf in die Hand; Fru Naversch wickelte die Schürze um die Arme und wollte zur Tür hinaus. „Tööf still", sagte der Mann und verschloß die Tür, „nu paß mal op, nu will ick mi mal wat to gude dohn." Somit nahm er den Knieriemen von seinem Schustertisch, kriegte seine Frau Marthe beim Kranshaken[2] und fing an, sie etwas durchzugerben, wobei er in einem fort ausrief: „Dat is för Hans und dat is för Greth, und dat is för Greth und dat för Hans", und dabei ging es immer: „Hast du mich gesehen!" „Sieh so", sagte er endlich, und warf den Knieriemen wieder auf den Tisch, „up so'n Maaltied, as du von Dag[3] holen hest, schall so'n Motschion di wull gut dohn." Dann schloß er die Tür auf und Fru Naversch schlich wie 'ne Katze aus der Stube. „Nu nehm se sick in acht", rief der Meister hinterdrein, „dat ick mi nich ock 'n mal bi är to Gaste laad."

Seit der Zeit haben Frau Naversch und Frau Marthe sich niemals etwas wieder zugute getan; denn Frau Marthe hatte allen Appetit auf ihre Nebenmenschen verloren; und — „Schnipp schnapp schnuut, min Stück is uut!"

„Das ist ein sonderbares Stück, Claas", sagte ich, und putzte mit meinem Taschenmesser unser Lichtendchen; „das hast du wohl selbst gemacht."

„Nein", versetzte Claas, „das hat mein Vater immer meiner Mutter erzählt, wenn sie den Mund nicht darüber halten konnte, daß die Frau Muhme so breite Knüppels auf der Dormeuse[4] trage."

„Aber hat denn dein Vater seine Frau auch mitunter mit dem Knieriemen gegerbt?" fragte ich.

[1] Warte. — [2] Beim Kragen. Krans-, gewöhnlich Kanns- oder Kanthaken ist eine Öse, durch die man einen Hebel steckt, um den betreffenden Gegenstand hochzuheben. — [3] Heute. — [4] Klöppelspitzen auf der Nachthaube.

„So alle Festtage einmal“, erwiderte Claas, „er sagte dann immer, das sei nach dem jütschen Lov[1]. — Aber nun sollst du auch etwas erzählen; denn mir wird der Mund trocken, und es ist hier auch gewaltig heiß in der Tonne.“

„Ich kann besser hören, lieber Claas“, sagte ich, „erzähle nur noch ein einziges kleines Stück; dein Vater hat dir ja so viel Schönes erzählt. Ich will das Brett etwas von der Tonne schieben. — Siehst du, nun ist's wieder ganz kühl und luftig!“

Und Claas ließ sich noch einmal bewegen und erzählte:

Dree to Bedd.

Es wohnte einmal in einem Dorfe eine alte Frau, die hatte viel Geld und Gut. Nun hätte wohl mancher langfingrige Bursche sich gern sein Teil davon genommen; aber die Frau stand in dem Ruf, als könne ihr nichts verborgen bleiben. Trotzdem fanden sich jedoch drei Bursche, die nicht für voll dran glaubten und sich berieten, wie sie abends der Alten ein gut Stück Geld abholen möchten. Nun aber pflegte die Frau, wenn sie abends beim Spinnen das erstemal gähnte, zu sagen: „Dat wer een to Beed“, wenn sie zum zweitenmal gähnte: „Dat weren twee“, und wenn sie beim drittenmal gesagt hatte: „Dat weren dree!“ so setzte sie hinzu: „Nu kaam ick!“ und ging zu Bette.

Als nun Abend geworden war, so kam der erste von den drei Dieben und guckte ins Fenster, da saß die Alte noch bei ihrer Lampe und spann. „Oha!“ sagte sie und gähnte „dat wer een!“ Der Bursche aber glaubte, die kluge Frau habe ihn gemeint und wisse um ihr ganzes Vorhaben. Da machte er lange Beine und lief zu den anderen zurück und erzählte ihnen, wie es ihm ergangen. Darauf kam der zweite dran; der guckte auch ins Fenster, da gähnte die Frau zum zweitenmal und rief: „Oha, dat weren twee!“ Da glaubte auch er, die Frau meine ihn

[1] Gesetz.

damit, weil er der zweite war, und lief zurück wie der erste. — „Jüm sind man all dumme Jungens", rief der dritte und machte sich ebenfalls auf den Weg. Als er aber ans Fenster kam, da gähnte die Alte zum drittenmal und rief: „Oha, dat weren dree!" dann stieß sie das Spinnrad von sich, stand auf und setzte hinzu: „Nu kaam ick!" da lief der dritte auch weg; die Frau aber ging ruhig in ihr Bett.

„Denn", pflegte mein Vater zu sagen, „wer ein bös Gewissen hat, den kann ein altes Weib mit der Nachtmütze durchs Schlüsselloch jagen."

Als Claas diese Geschichte auserzählt hatte, hörten wir die Turmuhr neun schlagen, und von der Hoftür aus rief die Magd zum Abendessen. Da nun auch unsre Lichtendchen allmählich eins nach dem andern verbrannt waren, so hatten für diesen Abend die Geschichten in der Tonne ein Ende.

Weshalb sie den Nachtwächter nicht begraben wollten.

(Auch eine Dorfgeschichte.)

Im Kruge am Fenster saßen drei Gäste, die eben aus der Stadt zurückgekommen waren; sie unterhielten sich leise, aber eifrig. Der kleine, wallbeinige[1] Krüger mit der weißen Zipfelmütze ging neben den Tischen auf und ab und suchte vergebens seinen Anteil von den Neuigkeiten abzukommen. Die am Fenster waren unbarmherzige Menschen; je mehr der Krüger die Ohren spitzte, desto flüsternder und eifriger wurde das Gespräch. Es war nicht mehr zum Aushalten; endlich ging dem Krüger die Natur durch, er stand entschlossen still und fragte:

„Is dår wat Nyes passeert in de Stadt, Jochum Petersen?"

„Wat Nyes? — Ah nä, Carsten, nä Nyes is dår eegentlich nich passeert."

---

[1] O-beinige.

Aber die Unterhaltung am Fenster wurde trotzdem immer eifriger und immer leiser. Der gequälte Krüger faltete die Hände auf dem Rücken und setzte seinen trostlosen Spaziergang fort. Aber nein, es war platterdings unmöglich! Noch einmal wandte er sich an die Unmenschen: „Kunn ick dår denn nich en bäten Deel an nehmen, wat dår Nyes in de Stadt passeert is?“

„Ja, — dat kunn Carsten ja noch“; antwortete Jochum Petersen, wandte aber in demselben Augenblick dem Frager den Rücken. Das war zu viel.

„Mein Gott“, schrie der kleine Krüger, „wat is dår denn passeert, Jochum Petersen?“

„Ja, Carsten, dat is ’n dumme Geschichte!“

„En dumme Geschichte, Jochum Petersen?“

„Ja, Carsten; — se will’n de Nachtwächter nich begråben.“

„De Nachtwächter nich begråben, Jochum Petersen? — Dat is ja wat Uterordentliches!“

„Se will’n em åvers doch nich begråben. Dat is ’n Deuvelsspill; se sind damit all bi de Landvågt west und bi’t Amthuus. Åver dat helpt allens nix, se will’n em doch nich begråben. Un nu sind se damit nå de Regeerung.“

„Wat Jochum nich seggt! Dat is ja ganz wat Uterordentliches! Åver, mein Gott, wårum will’n se de Nachtwächter denn nich begråben?“

„Ja, Carsten, — wiil he nich dood is.“

„Dår hev ick ja denn keen Woort gegen to erinnern.“

Marthe und ihre Uhr

(1847)

Einleitung des Herausgebers.

Mit dem kleinen Stimmungsbild „Marthe und ihre Uhr“ setzt Theodor Storms Schaffen als Erzähler ein. Er schrieb es im Jahre 1847 auf Karl Leonhard Biernatzkis Bitten um einen dichterischen Prosabeitrag zu seinem „Volksbuch für Schleswig-Holstein“ nieder. Der Reiz des Stückes besteht in der Ausgestaltung der einzelnen Bilder; selbständig erfunden hat Storm wenig. Getreu nach den Erzählungen einer Freundin des elterlichen Hauses, Christine Brick, die ihm seine Junggesellenwirtschaft führte, erzählt er deren einfaches und freudloses Lebensschicksal. Über ihre einsame Weihnachtsfeier schreibt der junge Dichter seiner Verlobten, Konstanze Esmarch, Weihnachten 1845: „Tante Brick sitzt einsam in ihrer kleinen Kammer und weint über ihre Verlassenheit am Weihnachtsabend; ihre einzige Erinnerung ist der Tod ihrer Mutter, der am Weihnachtsabend um zwölf erfolgte; nun sitzt sie und durchlebt noch einmal alles, jede Minute bis zur Todesstunde, dann geht sie ins Bett.“ Schlicht und doch sehr reizvoll hat Storm die einzelnen Züge zu einem hübschen Stimmungsbild zusammengefügt, das schon Eduard Mörike anzog. Marthes Gabe, den Möbeln persönliches Leben zu verleihen, die alten Leuten in kleinen Städten ja oft gegeben ist, und ihr lebendiges Verhältnis zu Mörikes Gestalten aus dem „Maler Nolten“ gehören zu den gewinnendsten unter diesen Zügen. In dem Druck im „Volksbuch“ fehlt die hübsche Bemerkung über die letztere Gabe Marthens; Storm hat sie erst später an Stelle eines Ausfalls gegen die Bevorzugung der Romane der Frau von Paalzow und Dumas' „Grafen von Montechristo“ vor Mörikes „Nolten“ und Immermanns „Münchhausen“ eingesetzt. Die traurigen Erfahrungen, die der eifrige Freund guter Literatur in den Husumer

Bürgerkreisen gemacht hatte, mochten diesen in Storms Novellen fast allein stehenden Ausfall dieser Art veranlaßt haben.

Nachdem das hübsche Geschichtchen zuerst im „Volksbuch auf das Jahr 1848“, von einem netten Bilde begleitet, gedruckt worden war, nahm der Dichter es in seine „Sommergeschichten und Lieder“ und 1854 in die Sammlung „Im Sonnenschein“ auf. Dem ungenannten Beurteiler in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ von 1856 gefiel es unter den drei Erzählungen dieses Bändchens am besten.

Während der letzten Jahre meines Schulbesuchs wohnte ich in einem kleinen Bürgerhause der Stadt, worin aber von Vater, Mutter und vielen Geschwistern nur eine alternde unverheiratete Tochter zurückgeblieben war. Die Eltern und zwei Brüder waren gestorben, die Schwestern bis auf die jüngste, welche einen Arzt am selbigen Ort geheiratet hatte, ihren Männern in entfernte Gegenden gefolgt. So blieb denn Marthe allein in ihrem elterlichen Hause, worin sie sich durch das Vermieten des früheren Familienzimmers und mit Hülfe einer kleinen Rente spärlich durchs Leben brachte. Doch kümmerte es sie wenig, daß sie nur Sonntags ihren Mittagstisch decken konnte; denn ihre Ansprüche an das äußere Leben waren fast keine; eine Folge der strengen und sparsamen Erziehung, welche der Vater sowohl aus Grundsatz als auch in Rücksicht seiner beschränkten bürgerlichen Verhältnisse allen seinen Kindern gegeben hatte. Wenn aber Marthen in ihrer Jugend nur die gewöhnliche Schulbildung zuteil geworden war, so hatte das Nachdenken ihrer späteren einsamen Stunden, vereinigt mit einem behenden Verstande und dem sittlichen Ernst ihres Charakters, sie doch zu der Zeit, in welcher ich sie kennenlernte, auf eine für Frauen, namentlich des Bürgerstandes, ungewöhnlich hohe Bildungsstufe gehoben. Freilich sprach sie nicht immer grammatisch richtig, obgleich sie viel und mit Aufmerksamkeit las, am liebsten geschichtlichen oder poetischen Inhalts; aber sie wußte sich dafür meistens über das Gelesene ein richtiges Urteil zu bilden und, was so wenigen gelingt, selbständig das Gute vom Schlechten zu unterscheiden. Mörikes „Maler Nolten“, welcher damals erschien, machte großen Eindruck auf sie, so daß sie ihn immer

wieder las; erst das Ganze, dann diese oder jene Partie, wie sie ihr eben zusagte. Die Gestalten des Dichters wurden für sie selbstbestimmende lebende Wesen, deren Handlungen nicht mehr an die Notwendigkeit des dichterischen Organismus gebunden waren; und sie konnte stundenlang darüber nachsinnen, auf welche Weise das hereinbrechende Verhängnis von so vielen geliebten Menschen dennoch hätte abgewandt werden können.

Die Langeweile drückte Marthen in ihrer Einsamkeit nicht, wohl aber zuweilen ein Gefühl der Zwecklosigkeit ihres Lebens nach außen hin; sie bedurfte jemandes, für den sie hätte arbeiten und sorgen können. Bei dem Mangel näher Befreundeter kam dieser löbliche Trieb ihren jeweiligen Mietern zugute, und auch ich habe manche Freundlichkeit und Aufmerksamkeit von ihrer Hand erfahren. — An Blumen hatte sie eine große Freude, und es schien mir ein Zeichen ihres anspruchslosen und resignierten Sinnes, daß sie unter ihnen die weißen und von diesen wieder die einfachen am liebsten hatte. Es war immer ihr erster Festtag im Jahre, wenn ihr die Kinder der Schwester aus deren Garten die ersten Schneeglöckchen und Märzblumen brachten; dann wurde ein kleines Porzellankörbchen aus dem Schranke herabgenommen, und die Blumen zierten unter ihrer sorgsamen Pflege wochenlang die kleine Kammer.

Da Marthe seit dem Tode ihrer Eltern wenig Menschen um sich sah und namentlich die langen Winterabende fast immer allein zubrachte, so lieh die regsame und gestaltende Phantasie, welche ihr ganz besonders eigen war, den Dingen um sie her eine Art von Leben und Bewußtsein. Sie borgte Teilchen ihrer Seele aus an die alten Möbeln ihrer Kammer, und die alten Möbeln erhielten so die Fähigkeit, sich mit ihr zu unterhalten; meistens freilich war diese Unterhaltung eine stumme, aber sie war dafür desto inniger und ohne Mißverständnis. Ihr Spinnrad, ihr braungeschnitzter Lehnstuhl waren gar sonderbare Dinge, die oft die eigentümlichsten Grillen hatten; vorzüglich war dies aber der Fall mit einer altmodischen Stutzuhr, welche

ihr verstorbener Vater vor über fünfzig Jahren, auch damals schon als ein uraltes Stück, auf dem Trödelmarkt zu Amsterdam gekauft hatte. Das Ding sah freilich seltsam genug aus: zwei Meerweiber, aus Blech geschnitten und dann übermalt, lehnten zu jeder Seite ihr langhaariges Antlitz an das vergilbte Zifferblatt; die schuppigen Fischleiber, welche von einstiger Vergoldung zeugten, umschlossen dasselbe nach unten zu; die Weiser schienen dem Schwanze eines Skorpions nachgebildet zu sein. Vermutlich war das Räderwerk durch langen Gebrauch verschlissen; denn der Perpendikelschlag war hart und ungleich, und die Gewichte schossen zuweilen mehrere Zoll mit einemmal hinunter.

Diese Uhr war die beredteste Gesellschaft ihrer Besitzerin; sie mischte sich aber auch in alle ihre Gedanken. Wenn Marthe in ein Hinbrüten über ihre Einsamkeit verfallen wollte, dann ging der Perpendikel tick, tack! tick, tack! immer härter, immer eindringlicher; er ließ ihr keine Ruh', er schlug immer mitten in ihre Gedanken hinein. Endlich mußte sie aufsehen; — da schien die Sonne so warm in die Fensterscheiben, die Nelken auf dem Fensterbrett dufteten so süß; draußen schossen die Schwalben singend durch den Himmel. Sie mußte wieder fröhlich sein, die Welt um sie her war gar zu freundlich.

Die Uhr hatte aber auch wirklich ihren eigenen Kopf; sie war alt geworden und kehrte sich nicht mehr so gar viel an die neue Zeit; daher schlug sie oft sechs, wenn sie zwölf schlagen sollte, und ein andermal, um es wieder gutzumachen, wollte sie nicht aufhören zu schlagen, bis Marthe das Schlaglot von der Kette nahm. Das Wunderlichste war, daß sie zuweilen gar nicht dazu kommen konnte; dann schnurrte und schnurrte es zwischen den Rädern, aber der Hammer wollte nicht ausholen; und das geschah meistens mitten in der Nacht. Marthe wurde jedesmal wach; und mochte es im klingendsten Winter und in der dunkelsten Nacht sein, sie stand auf und ruhte nicht, bis sie die alte Uhr aus ihren Nöten erlöst hatte. Dann ging sie wieder zu Bette und dachte sich allerlei, warum die Uhr sie wohl

geweckt habe, und fragte sich, ob sie in ihrem Tagewerk auch etwas vergessen, ob sie es auch mit guten Gedanken beschlossen habe.

Nun war es Weihnachten. Den Christabend, da ein übermäßiger Schneefall mir den Weg zur Heimat versperrte, hatte ich in einer befreundeten, kinderreichen Familie zugebracht; der Tannenbaum hatte gebrannt, die Kinder waren jubelnd in die langverschlossene Weihnachtsstube gestürzt; nachher hatten wir die unerläßlichen Karpfen gegessen und Bischof dazu getrunken; nichts von der herkömmlichen Feierlichkeit war versäumt worden. — Am andern Morgen trat ich zu Marthe in die Kammer, um ihr den gebräuchlichen Glückwunsch zum Feste abzustatten. Sie saß mit untergestütztem Arm am Tische; ihre Arbeit schien längst geruht zu haben.

„Und wie haben Sie denn gestern Ihren Weihnachtabend zugebracht?“ fragte ich.

Sie sah zu Boden und antwortete: „Zu Hause.“

„Zu Hause? Und nicht bei Ihren Schwesterkindern?“

„Ach“, sagte sie, „seit meine Mutter gestern vor zehn Jahren hier in diesem Bette starb, bin ich am Weihnachtabend nicht ausgegangen. Meine Schwester schickte gestern wohl zu mir, und als es dunkel wurde, dachte ich wohl daran, einmal hinzugehen; aber — die alte Uhr war auch wieder so drollig; es war akkurat, als wenn sie immer sagte: ‚Tu es nicht, tu es nicht! Was willst du da? Deine Weihnachtsfeier gehört ja nicht dahin!‘“

Und so blieb sie denn zu Haus in dem kleinen Zimmer, wo sie als Kind gespielt, wo sie später ihren Eltern die Augen zugedrückt hatte, und wo die alte Uhr pickte ganz wie dazumalen. Aber jetzt, nachdem sie ihren Willen bekommen und Marthe das schon hervorgezogene Festkleid wieder in den Schrank verschlossen hatte, pickte sie so leise, ganz leise und immer leiser, zuletzt unhörbar. — Marthe durfte sich ungestört der Erinnerung aller Weihnachtabende ihres Lebens überlassen: Ihr Vater saß wieder in dem braungeschnitzten Lehnstuhl; er trug das feine Sammetkäppchen und den schwarzen Sonntagsrock; auch

blickten seine ernsten Augen heute so freundlich; denn es war Weihnachtabend, Weihnachtabend vor — ach, vor sehr, sehr vielen Jahren! Ein Weihnachtbaum zwar brannte nicht auf dem Tisch — das war ja nur für reiche Leute —; aber statt dessen zwei hohe, dicke Lichter; und davon wurde das kleine Zimmer so hell, daß die Kinder ordentlich die Hand vor die Augen halten mußten, als sie aus der dunkeln Vordiele hineintreten durften. Dann gingen sie an den Tisch, aber nach der Weise des Hauses ohne Hast und laute Freudenäußerung, und betrachteten, was ihnen das Christkind einbeschert hatte. Das waren nun freilich keine teuern Spielsachen, auch nicht einmal wohlfeile, sondern lauter nützliche und notwendige Dinge: ein Kleid, ein Paar Schuhe, eine Rechentafel, ein Gesangbuch und dergleichen mehr; aber die Kinder waren gleichwohl glücklich mit ihrer Rechentafel und ihrem neuen Gesangbuch, und sie gingen eins ums andere dem Vater die Hand zu küssen, der währenddessen zufrieden lächelnd in seinem Lehnstuhl geblieben war. Die Mutter mit ihrem milden, freundlichen Gesicht unter dem eng anliegenden Scheiteltuch band ihnen die neue Schürze vor und malte ihnen Zahlen und Buchstaben zum Nachschreiben auf die neue Tafel. Doch sie hatte nicht gar lange Zeit, sie mußte in die Küche und Apfelkuchen backen; denn das war für die Kinder eine Hauptbescherung am Weihnachtabend; die mußten notwendig gebacken werden. Da schlug der Vater das neue Gesangbuch auf und stimmte mit seiner klaren Stimme an: „Frohlockt, lobsinget Gott“; die Kinder aber, die alle Melodien kannten, stimmten ein: „Der Heiland ist gekommen“; und so sangen sie den Gesang zu Ende, indem sie alle um des Vaters Lehnstuhl herumstanden. Nur in den Pausen hörte man in der Küche das Hantieren der Mutter und das Prasseln der Apfelkuchen. — —

Tick, tack! ging es wieder; tick, tack! immer härter und eindringlicher. Marthe fuhr empor; da war es fast dunkel um sie her, draußen auf dem Schnee nur lag trüber Mondschein. Außer dem Pendelschlag der Uhr war es totenstill im Hause. Keine Kinder sangen in der kleinen Stube,

kein Feuer prasselte in der Küche. Sie war ja ganz allein zurückgeblieben; die andern waren alle, alle fort. — Aber was wollte die alte Uhr denn wieder? — Ja, da warnte es auf elf — und ein anderer Weihnachtabend tauchte in Marthens Erinnerung auf, ach! ein ganz anderer; viele, viele Jahre später. Der Vater und die Brüder waren tot, die Schwestern verheiratet; die Mutter, welche nun mit Marthen allein geblieben war, hatte schon längst des Vaters Platz im braunen Lehnstuhl eingenommen und ihrer Tochter die kleinen Wirtschaftssorgen übertragen; denn sie kränkelte seit des Vaters Tode, ihr mildes Antlitz wurde immer blässer, und ihre freundlichen Augen blickten immer matter; endlich mußte sie auch den Tag über im Bette bleiben. Das war schon über drei Wochen, und nun war es Weihnachtabend. Marthe saß an ihrem Bett und horchte auf den Atem der Schlummernden; es war totenstill in der Kammer, nur die Uhr pickte. Da warnte es auf elf, die Mutter schlug die Augen auf und verlangte zu trinken. „Marthe“, sagte sie, „wenn es erst Frühling wird und ich wieder zu Kräften gekommen bin, dann wollen wir deine Schwester Hanne besuchen; ich habe ihre Kinder eben im Traume gesehen; — du hast hier gar zu wenig Vergnügen.“ — Die Mutter hatte ganz vergessen, daß Schwester Hannes Kinder im Spätherbst gestorben waren; Marthe erinnerte sie auch nicht daran, sie nickte schweigend mit dem Kopf und faßte ihre abgefallnen Hände. Die Uhr schlug elf. —

Auch jetzt schlug sie elf, aber leise, wie aus weiter, weiter Ferne. —

Da hörte Marthe einen tiefen Atemzug; sie dachte, die Mutter wolle wieder schlafen. So blieb sie sitzen, lautlos, regungslos, die Hand der Mutter noch immer in der ihren; am Ende verfiel sie in einen schlummerähnlichen Zustand. Es mochte so eine Stunde vergangen sein; da schlug die Uhr zwölf! — Das Licht war ausgebrannt, der Mond schien hell ins Fenster; aus den Kissen sah das bleiche Gesicht der Mutter. Marthe hielt eine kalte Hand in der ihrigen. Sie ließ diese kalte Hand nicht los, sie saß die ganze Nacht bei der toten Mutter. —

So saß sie jetzt bei ihren Erinnerungen in derselben Kammer, und die alte Uhr pickte bald laut, bald leise; sie wußte von allem, sie hatte alles mit erlebt, sie erinnerte Marthe an alles, an ihre Leiden, an ihre kleinen Freuden. —

Ob es noch so gesellig in Marthens einsamer Kammer ist? Ich weiß es nicht; es sind viele Jahre her, seit ich in ihrem Hause wohnte, und jene kleine Stadt liegt weit von meiner Heimat. — Was Menschen, die das Leben lieben, nicht auszusprechen wagen, pflegte sie laut und ohne Scheu zu äußern: „Ich bin niemals krank gewesen; ich werde gewiß sehr alt werden."

Ist ihr Glaube ein richtiger gewesen, und sollten diese Blätter den Weg in ihre Kammer finden, so möge sie sich beim Lesen auch meiner erinnern. Die alte Uhr wird helfen; sie weiß ja von allem Bescheid.

Im Saal

(1848)

Einleitung des Herausgebers.

Nach „Marthe und ihre Uhr“ ist „Im Saal“ der zweite Versuch Storms in selbständiger Prosadichtung. Wieder ein kleines, feines Stimmungsbild: eine Innengeschichte, in der eine alte Frau von ihrer Jugend berichtet, wird von einem geselligen Rahmen umgeben. Diese Einkleidung gibt Gelegenheit, Alter und Jugend reizvoll gegenüberzustellen und auf den wachsenden Stolz des selbstbewußten Bürgertums, das den Adel nicht mehr gelten läßt, hinzuweisen. Aber wenn Storm auch in dieser Hinsicht unbedingt auf Seite der Jugend steht, ein warmes Herz bringt er der vergangenen Rokokozeit doch entgegen. Sonst wäre es ihm nicht gelungen, sie mit dem wunderbaren Zauber zu umgeben, der diese schlichte Geschichte so anziehend macht.

Die Vergangenheit des eigenen mütterlichen Geschlechtes ist es, die er schildert. Als Erzählerin hat man sich, wie später in dem Stimmungsbild „Im Sonnenschein“, seine Großmutter Magdalena Woldsen zu denken, und Barbaras Verlobungsgeschichte wird der der Großmutter ähneln. Freilich verändert Storm die Tatsachen leicht: Magdalena war des strengen Urgroßvaters Schwiegertochter und der milde Großvater dessen Sohn. Denn dieser trägt deutlich die Züge Simon Woldsens, und der Vater die des herrischen Friedrich Woldsen, dessen strenges Wesen später in der Geschichte „Im Sonnenschein“ noch deutlicher hervortritt.

Es ist verständlich, daß diese traute Familiengeschichte Storms Mutter besonders gefiel; sie meinte zu ihrem Sohn „Großmutters Saal, ich darf ihn ja so nennen, hat mich eigentümlich angeheimelt; er gehört zu meinen Lieblingen deiner Geisteskinder“. In Biernatzkis „Volksbuch“ erschien die Idylle 1849 ohne den Namen des Verfassers; sie wird also 1848 geschrieben sein. In die „Sommergeschichten und Lieder“ fand sie Aufnahme, und 1854 bildete sie das dritte Stück der Sammlung „Im Sonnenschein“.

Am Nachmittag war Kindtaufe gewesen; nun war es gegen Abend. Die Eltern des Täuflings saßen mit den Gästen im geräumigen Saal, unter ihnen die Großmutter des Mannes; die andern waren ebenfalls nahe Verwandte, junge und alte, die Großmutter aber war ein ganzes Geschlecht älter als die ältesten von diesen. Das Kind war nach ihr „Barbara" getauft worden; doch hatte es auch noch einen schöneren Namen erhalten, denn Barbara allein klang doch gar zu altfränkisch für das hübsche kleine Kind. Dennoch sollte es mit diesem Namen gerufen werden; so wollten es beide Eltern, wieviel auch die Freunde dagegen einzuwenden hatten. Die alte Großmutter aber erfuhr nichts davon, daß die Brauchbarkeit ihres langbewährten Namens in Zweifel gezogen war.

Der Prediger hatte nicht lange nach Verrichtung seines Amtes den Familienkreis sich selbst überlassen; nun wurden alte, liebe, oft erzählte Geschichten hervorgeholt und nicht zum letzten Male wiedererzählt. Sie kannten sich alle; die Alten hatten die Jungen aufwachsen, die Ältesten die Alten grau werden sehen; von allen wurden die anmutigsten und spaßhaftesten Kindergeschichten erzählt; wo kein anderer sie wußte, da erzählte die Großmutter. Von ihr allein konnte niemand erzählen; ihre Kinderjahre lagen hinter der Geburt aller andern; die außer ihr selbst etwas davon wissen konnten, hätten weit über jedes Menschenalter hinaus sein müssen. — Unter solchen Gesprächen war es abendlich geworden. Der Saal lag gegen Westen, ein roter Schimmer fiel durch die Fenster noch auf die Gipsrosen an den weißen, mit Stukkaturarbeit gezierten Wänden; dann verschwand auch der. Aus der Ferne konnte man ein dumpfes, eintöniges Rauschen in der jetzt

eingetretenen Stille vernehmen. Einige der Gäste horchten auf.

„Das ist das Meer“, sagte die junge Frau.

„Ja“, sagte die Großmutter, „ich habe es oft gehört; es ist schon lange so gewesen.“

Dann sprach wieder niemand; draußen vor den Fenstern in dem schmalen Steinhof stand eine große Linde, und man hörte, wie die Sperlinge unter den Blättern zur Ruhe gingen. Der Hauswirt hatte die Hand seiner Frau gefaßt, die still an seiner Seite saß, und heftete die Augen an die krause, altertümliche Gipsdecke.

„Was hast du?“ fragte ihn die Großmutter.

„Die Decke ist gerissen“, sagte er, „die Simse sind auch gesunken. Der Saal wird alt, Großmutter, wir müssen ihn umbauen.“

„Der Saal ist noch nicht so alt“, erwiderte sie, „ich weiß noch wohl, als er gebaut wurde.“

„Gebaut? Was war denn früher hier?“

„Früher?“ wiederholte die Großmutter; dann verstummte sie eine Weile und saß da wie ein lebloses Bild; ihre Augen sahen rückwärts in eine vergangene Zeit, ihre Gedanken waren bei den Schatten der Dinge, deren Wesen lange dahin war. Dann sagte sie: „Es ist achtzig Jahre her; dein Großvater und ich, wir haben es uns oft nachher erzählt — die Saaltür führte dazumal nicht in einen Hausraum, sondern aus dem Hause hinaus in einen kleinen Ziergarten; es ist aber nicht mehr dieselbe Tür, die alte hatte Glasscheiben, und man sah dadurch gerade in den Garten hinunter, wenn man zur Haustür hereintrat. Der Garten lag drei Stufen tiefer, die Treppe war an beiden Seiten mit buntem chinesischen Geländer versehen. Zwischen zwei von niedrigem Buchs eingefaßten Rabatten führte ein breiter, mit weißen Muscheln ausgestreuter Steig nach einer Lindenlaube, davor zwischen zweien Kirschbäumen hing eine Schaukel; zu beiden Seiten der Laube an der hohen Gartenmauer standen sorgfältig aufgebundene Aprikosenbäume. — Hier konnte man sommers in der Mittagsstunde deinen Urgroßvater regel-

mäßig auf und ab gehen sehen, die Aurikeln und holländischen Tulpen auf den Rabatten ausputzend oder mit Bast an weiße Stäbchen bindend. Er war ein strenger, akkurater Mann mit militärischer Haltung, und seine schwarzen Augbrauen gaben ihm bei den weißgepuderten Haaren ein vornehmes Ansehen.

„So war es einmal an einem Augustnachmittage, als dein Großvater die kleine Gartentreppe herab kam; aber dazumalen war er noch weit vom Großvater entfernt. — Ich sehe es noch vor meinen alten Augen, wie er mit schlankem Tritt auf deinen Urgroßvater zuging. Dann nahm er ein Schreiben aus einer sauber gestickten Brieftasche und überreichte es mit einer anmutigen Verbeugung. Er war ein feiner junger Mensch mit sanften, freundlichen Augen, und der schwarze Haarbeutel stach angenehm bei den lebhaften Wangen und dem perlgrauen Tuchrocke ab. — Als dein Urgroßvater das Schreiben gelesen hatte, nickte er und schüttelte deinem Großvater die Hand. Er mußte ihm schon gut sein; denn er tat selten dergleichen. Dann wurde er ins Haus gerufen, und dein Großvater ging in den Garten hinab.

„In der Schaukel vor der Laube saß ein achtjähriges Mädchen; sie hatte ein Bilderbuch auf dem Schoß, worin sie eifrig las; die klaren, goldnen Locken hingen ihr über das heiße Gesichtchen herab, der Sonnenschein lag brennend darauf.

„‚Wie heißt du?‘ fragte der junge Mann.

„Sie schüttelte das Haar zurück und sagte: ‚Barbara.‘

„‚Nimm dich in acht, Barbara; deine Locken schmelzen ja in der Sonne.‘

„Die Kleine fuhr mit der Hand über das heiße Haar, der junge Mann lächelte, — und es war ein sehr sanftes Lächeln. — — ‚Es hat nicht not‘, sagte er; ‚komm, wir wollen schaukeln.‘

„Sie sprang heraus: ‚Wart’, ich muß erst mein Buch verwahren.‘ Dann brachte sie es in die Laube. Als sie wiederkam, wollte er sie hineinheben. ‚Nein‘, sagte sie, ‚ich kann ganz allein.‘ Dann stellte sie sich auf das Schau-

kelbrett und rief: ‚Nur zu!‘ — Und nun zog dein Großvater, daß ihm der Haarbeutel bald rechts, bald links um die Schultern tanzte; die Schaukel mit dem kleinen Mädchen ging im Sonnenschein auf und nieder, die klaren Locken wehten ihr frei von den Schläfen. Und immer ging es ihr nicht hoch genug! Als aber die Schaukel rauschend in die Lindenzweige flog, fuhren die Vögel zu beiden Seiten aus den Spalieren, daß die überreifen Aprikosen auf die Erde herabrollten.

„‚Was war das?‘ sagte er und hielt die Schaukel an.

„Sie lachte, wie er so fragen könne. ‚Das war der Fritsch‘, sagte sie, ‚er ist sonst gar nicht so bange.‘

„Er hob sie aus der Schaukel, und sie gingen zu den Spalieren; da lagen die dunkelgelben Früchte zwischen dem Gesträuch. ‚Dein Fritsch hat dich traktiert!‘ sagte er. Sie schüttelte mit dem Kopf und legte eine schöne Aprikose in seine Hand. ‚Dich!‘ sagte sie leise.

„Nun kam dein Urgroßvater wieder in den Garten zurück. ‚Nimm Er sich in acht‘, sagte er lächelnd, ‚Er wird sie sonst nicht wieder los.‘ Dann sprach er von Geschäftssachen, und beide gingen ins Haus.

„Am Abend durfte die kleine Barbara mit zu Tisch sitzen; der junge freundliche Mann hatte für sie gebeten. — So ganz, wie sie es gewünscht hatte, kam es freilich nicht; denn der Gast saß oben an ihres Vaters Seite; sie aber war nur noch ein kleines Mädchen und mußte ganz unten bei dem allerjüngsten Schreiber sitzen. Darum war sie auch so bald mit dem Essen fertig; dann stand sie auf und schlich sich an den Stuhl ihres Vaters. Der aber sprach mit dem jungen Mann so eifrig über Konto und Diskonto, daß dieser für die kleine Barbara gar keine Augen hatte. — Ja, ja, es ist achtzig Jahre her; aber die alte Großmutter denkt es noch wohl, wie die kleine Barbara damals recht sehr ungeduldig wurde und auf ihren guten Vater gar nicht zum besten zu sprechen war. Die Uhr schlug zehn, und nun mußte sie gute Nacht sagen. Als sie zu deinem Großvater kam, fragte er sie: ‚Schaukeln wir morgen?‘ und die kleine Barbara wurde wieder ganz vergnügt. —

‚Er ist ja ein alter Kindernarr, Er!' sagte der Urgroßvater; aber eigentlich war er selbst recht unvernünftig in sein kleines Mädchen verliebt.

„Am andern Tage gegen Abend reiste dein Großvater fort.

„Dann gingen acht Jahre hin. Die kleine Barbara stand oft zur Winterzeit an der Glastür und hauchte die gefrornen Scheiben an; dann sah sie durch das Guckloch in den beschneiten Garten hinab und dachte an den schönen Sommer, an die glänzenden Blätter und an den warmen Sonnenschein, an den Fritsch, der immer in den Spalieren nistete, und wie einmal die reifen Aprikosen zur Erde gerollt waren, und dann dachte sie an einen Sommertag und zuletzt immer nur an diesen einen Sommertag, wenn sie an den Sommer dachte. — So gingen die Jahre hin; die kleine Barbara war nun doppelt so alt und eigentlich gar nicht mehr die kleine Barbara; aber der eine Sommertag stand noch immer als ein heller Punkt in ihrer Erinnerung. — Dann war er endlich eines Tages wirklich wieder da."

„Wer?" fragte lächelnd der Enkel, „der Sommertag?"

„Ja", sagte die Großmutter, „ja, dein Großvater. Es war ein rechter Sommertag."

„Und dann?" fragte er wieder.

„Dann", sagte die Großmutter, „gab es ein Brautpaar, und die kleine Barbara wurde deine Großmutter, wie sie hier unter euch sitzt und die alten Geschichten erzählt. — So weit war's aber noch nicht. Erst gab es eine Hochzeit, und dazu ließ dein Urgroßvater den Saal bauen. Mit dem Garten und den Blumen war's nun wohl vorbei; es hatte aber nicht not, er bekam bald lebendige Blumen zur Unterhaltung in seinen Mittagsstunden. Als der Saal fertig war, wurde die Hochzeit gehalten. Es war eine lustige Hochzeit, und die Gäste sprachen noch lange nachher davon. — Ihr, die ihr hier sitzt, und die ihr jetzt allenthalben dabei sein müßt, ihr waret freilich nicht dabei; aber eure Väter und Großväter, eure Mütter und Großmütter, und das waren auch Leute, die ein Wort mitzusprechen

wußten. Es war damals freilich noch eine stille, bescheidene Zeit; wir wollten noch nicht alles besser wissen als die Majestäten und ihre Minister; und wer seine Nase in die Politik steckte, den hießen wir einen Kannegießer, und war's ein Schuster, so ließ man die Stiefeln bei seinem Nachbar machen. Die Dienstmädchen hießen noch alle Trine und Stine, und jeder trug den Rock nach seinem Stande. Jetzt tragt ihr sogar Schnurrbärte wie Junker und Kavaliere. Was wollt ihr denn? Wollt ihr alle mit regieren?"

„Ja, Großmutter", sagte der Enkel.

„Und der Adel und die hohen Herrschaften, die doch dazu geboren sind? was soll aus denen werden?"

„O — — Adel — —", sagte die junge Mutter und sah mit stolzen, liebevollen Augen zu ihrem Mann hinauf.

Der lächelte und sagte: „Streichen, Großmutter; oder wir werden alle Freiherrn, ganz Deutschland mit Mann und Maus. Sonst seh' ich keinen Rat."

Die Großmutter erwiderte nichts darauf; sie sagte nur: „Auf meiner Hochzeit wurde nichts von Staatsgeschichten geredet; die Unterhaltung ging ihren ebenen Tritt, und wir waren ebenso vergnügt dabei als ihr in euren neumodischen Gesellschaften. Bei Tische wurden spaßhafte Rätsel aufgegeben und Leberreime[1] gemacht, beim Dessert wurde gesungen ‚Gesundheit, Herr Nachbar, das Gläschen ist leer' und alle die andern hübschen Lieder, die nun vergessen sind; dein Großvater mit seiner hellen Tenorstimme war immer herauszuhören. — Die Menschen waren damals noch höflicher gegeneinander; das Disputieren und Schreien galt in einer feinen Gesellschaft für sehr unziemlich. — Nun, das ist alles anders geworden; — aber dein Großvater war ein sanfter, friedlicher Mann. Er ist schon lange nicht mehr auf dieser Welt; er ist mir weit vorausgegangen; es wird wohl Zeit, daß ich nachkomme."

[1] Stegreifverse mit dem ständigen Anfang: Die Leber ist von einem Hecht und nicht von einem ...

Die Großmutter schwieg einen Augenblick, und es sprach niemand. Nur ihre Hände fühlte sie ergriffen; sie wollten sie alle noch behalten. Ein friedliches Lächeln glitt über das alte liebe Gesicht; dann sah sie auf ihren Enkel und sagte: „Hier im Saal stand auch seine Leiche; du warst damals erst sechs Jahre alt und standest am Sarg zu weinen. Dein Vater war ein strenger, rücksichtsloser Mann. ‚Heule nicht, Junge‘, sagte er und hob dich auf den Arm. ‚Sieh her, so sieht ein braver Mann aus, wenn er gestorben ist.‘ Dann wischte er sich heimlich selbst eine Träne vom Gesicht. Er hatte immer eine große Verehrung für deinen Großvater gehabt. Jetzt sind sie alle hinüber; — und heute hab' ich hier im Saal meine Urenkelin aus der Taufe gehoben, und ihr habt ihr den Namen eurer alten Großmutter gegeben. Möge der liebe Gott sie ebenso glücklich und zufrieden zu meinen Tagen kommen lassen!“

Die junge Mutter fiel vor der Großmutter auf die Kniee und küßte ihre feinen Hände.

Der Enkel sagte: „Großmutter, wir wollen den alten Saal ganz umreißen und wieder einen Ziergarten pflanzen; die kleine Barbara ist auch wieder da. Die Frauen sagen ja, sie ist dein Ebenbild; sie soll wieder in der Schaukel sitzen, und die Sonne soll wieder auf goldene Kinderlocken scheinen; vielleicht kommt dann auch eines Sommernachmittags der Großvater wieder die kleine chinesische Treppe herab, vielleicht — —“

Die Großmutter lächelte: „Du bist ein Phantast“, sagte sie; „dein Großvater war es auch.“

Angelika

(1855)

Einleitung des Herausgebers.

„Angelika“ ist im vorletzten Jahre der Potsdamer Zeit Storms entstanden. Am 11. Februar 1855 schreibt der Dichter an Friedrich Eggers: „Nebenbei schreib' ich übrigens noch eine sehr runde Sommergeschichte. Sie sehen, ich bin eigentlich doch nicht dod zu kriegen.“ Im Mai war das Werkchen schon fertig. Darüber gibt ein Brief an Heyse vom 8. Mai 1855 Auskunft, in dem es heißt: „Dennoch habe ich ganz piano wieder eine Art Novelle geschrieben, von der ich selbst noch nicht recht weiß, was ich dazu sagen soll, noch weniger, was Sie davon sagen werden. Sie wird diesen Sommer wohl gedruckt. — —“ Wirklich erschien das Werkchen in der zweiten Hälfte des Jahres in dem Bande „Ein grünes Blatt. Zwei Sommergeschichten von Theodor Storm“.

Die Erzählung ist ein Nachklang der unglücklichen Leidenschaft des Dichters zu seiner späteren zweiten Frau, die zeitweise die ruhige Ehe mit Konstanze Esmarch zu zersprengen drohte. Storm selbst schrieb am 12. Mai 1866 an Ludwig Pietsch, als er sich anschickte, die neue Ehe mit der Jugendgeliebten einzugehen: „Lies die ‚Angelika‘, das ist sie selbst, nur war sie nicht so schwach wie diese.“ An manchem Zuge, der schon in den an Dorothea Jensen gerichteten Gedichte, vor allem in die Lieder „Weiße Rosen“, überging, läßt sich das Bild der Jugendgeliebten in „Angelika“ wiedererkennen. Es hat aber keinen Sinn, herumzuraten, wie ein französischer Forscher es versucht hat, wieviel von Storms eigenem Erleben in die Geschichte übernommen worden ist. Man hat die Kahnfahrt auf die Treene, den Nebenfluß der Eider südlich Husum, verlegen wollen — ein anderer dachte an die Havelfahrten während der Potsdamer Zeit nach Tornow — und auch das Treffen am See soll ein Nachklang eines wirklichen Vorfalles sein. Aber alle diese Vermutungen sind zwecklos und ohne Gewähr. Nur so viel läßt sich sagen, daß der Dichter nicht den Mut gehabt hat, den furcht-

baren Kampf, den er selbst durchzumachen hatte, dichterisch zu gestalten. Und sicher hat seine drückende wirtschaftliche Lage in Potsdam ihn dazu geführt, die Einwirkung äußerer Verhältnisse für die ganze Entwicklung der Geschichte entscheidend werden zu lassen. Wie oft hat Storm über sein mangelndes Auskommen geklagt, wie schwer hat er unter der Unsicherheit seiner Zukunft gelitten! Der grübelnde, ja fast mißmutige Mann, der seine nicht ganz leichte Lage doppelt schwer trug, weil er von Haus aus verwöhnt war, machte in der Erzählung seinem Herzen Luft und zeigte eindringlich, wie zarte Bande von der niederdrückenden Last rohester Lebenssorgen nach und nach zermürbt und zerrissen werden.

Man hat die Liebesgeschichte quälend genannt und dem Manne seine Schwäche vorgeworfen. Der erste Einwurf ist kein Gesichtspunkt für eine Beurteilung eines Dichterwerkes, und der zweite übersieht den Hauptgrund für die Schwäche des Mannes: Ehrhards wirtschaftliche Bedrängnis, die nach Storms Schilderung selbst ein Mensch mit froher Lebensbejahung nicht überwinden kann. Einen dritten Einwand, den auch Storm als berechtigt anerkannte, machte Franz Kugler. Er beklagte in einem Briefe an den Dichter vom 23. Dezember 1855 die zu große persönliche Befangenheit der Geschichte und riet, in Zukunft mehr Stoffe mit gegebenem Inhalt zu wählen. Diesem Urteil stimmte der Dichter in Briefen an Mörike, Tycho Mommsen und an seine Mutter, die sich ähnlich geäußert zu haben scheint, niedergeschlagen zu. Schon vor Kuglers Verurteilung des Werkes schrieb er an Mörike, er hätte „Angelika“ nicht drucken, sondern besser als Studie im Pulte liegen lassen sollen: denn ihm wäre nicht wohl, „nun sie draußen in der Welt ist“. Heute wird man Kuglers Meinung kaum mehr zustimmen; denn eine ganz vereinzelt vorkommende seelische Entwicklung wird in der Geschichte durchaus nicht gegeben, und wenn der Dichter einen bedeutsamen Schritt vom Allgemeinen ins Besondere wagt, läßt sich kaum ein Vorwurf gegen ihn erheben. Man wird im Gegenteil, wie es damals schon viele taten, „die scharfe, psychologische Analyse“ bewundern und die unbeirrbare Folgerichtigkeit der Entwicklung anerkennen. Storm selbst schrieb trotz aller Zweifel im Anfang des Jahres 1856 an Tycho Mommsen über sein Werk: „Einzelnes darin ist jedenfalls von einigem

Wert und so meine ich wenigstens, von scharfer psychologischer Auffassung."

In drei Kapiteln führt Storm die Entwicklung vorwärts. Das erste zeigt zu Anfang mit dem Zwiegespräch im Garten und mit der Schilderung der Ruderfahrt die Entstehung und das zauberische Glück der geheimen Liebe; in zwei weiteren Auftritten die Qualen und die Zweifel, die Ehrhard bedrücken und auch das Mädchen unsicher machen. Der zweite Teil bringt mit Ehrhards Weggehen einen bedeutsamen Fortschritt, durch den die innerliche Entfremdung der Liebenden vorbereitet wird. Im dritten läßt Storm den Zufall zweimal eine bedeutsame Rolle spielen: die Besserung der wirtschaftlichen Stellung Ehrhards fällt mit Angelikas Verlobung zusammen, und später greift der plötzliche Tod des Bräutigams entscheidend in die Entwicklung ein. Man mag das erste Zusammentreffen vielleicht als etwas zu gewollt empfinden; die zweite Zufallswendung aber hat der Dichter sehr geschickt zu benutzen verstanden, geschickter als später das gleiche Ereignis in der Novelle „Im Schloß". Dient es dort zur Ermöglichung des Glückes der Liebenden, so hat es hier die Aufgabe, Ehrhard zu der Erkenntnis zu bringen, daß das Erlebnis für ihn zu Ende ist. Dieser Schluß ist herb, aber seelisch durchaus verständlich.

Schütze hat mit Recht auf die augenfällige Ähnlichkeit der Erzählung mit „Immensee" hingewiesen. Hier wie dort dasselbe zaghafte Vorgehen der Liebenden, die in beiden Erzählungen von einer lebensklugen Mutter beeinflußt werden, hier wie dort die seelische Verhaltenheit und die leisen, schmelzenden Töne. Aber über dem Gemeinsamen ist das Trennende nicht zu übersehen. Nicht die wachsende Sicherheit des großen Meisters, die einer der Nachfolger des Dichters, Wilhelm Lobsien, mit Recht besonders am Schluß bewunderte, ist das Entscheidende. Worauf es ankommt, hat Storm in dem erwähnten Briefe an Heyse stark betont. „Es ist etwas anders dabei verfahren als in den früheren", schreibt er dem jüngeren Dichter, „etwas zwischen den Szenen räsoniert und motiviert". Mit diesen Worten wies Storm auf eine wichtige Neuerung hin: im Gegensatz zu seinem Verfahren in den früheren Geschichten fängt der Dichter hier gelegentlich an, die Entwicklung der Gefühle seiner Menschen zu erklären. Diese Art des Erzählens, die Storm später stets be-

kämpft hat, paßt zu dem besonderen Inhalt dieser Geschichte ausgezeichnet und gibt ihr in Verbindung mit den kurzen, aber schönen Auftritten einen eigentümlichen Reiz. Es mag sein, daß Eduard Tempeltey recht hatte, der 1867 in seinem feinen Schriftchen über den Dichter meinte, daß „die Folgerichtigkeit des Krankheitsprozesses“ weniger niederdrückend wirken würde, wenn Storm nicht so kurz wie ein Arzt berichtet, sondern die einzelnen Bilder mehr ausgemalt hätte. Aber gerecht wird diese Beurteilung der eigentümlichen Art dieser vielverkannten Geschichte nicht. Ganz unverständlich bleibt die Meinung eines zeitgenössischen Beurteilers in der „Spenerschen Zeitung“, die Storm in einem Brief an Mörike vom 2. Dezember 1855 erwähnt. Dieser fand das Werk zwar „nicht ohne Geschick, aber auch so geziert geschrieben und überall auf den äußerlichsten Effekt berechnet, daß der Mangel an Originalität dadurch grell zutage trete“. Verständnisvoller urteilte die Besprechung in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ von 1857, in der der vollkommene Einklang zwischen Form und Inhalt bis auf das gespreizte „Er“ statt des einfacheren „Ich“ gerühmt wurde.

1.

Seit Jahren hatten im stillen seine Augen an ihren feinen Zügen gehangen; denn sie war aufgewachsen, während er, wie auch noch jetzt, fast täglich in ihrem mütterlichen Hause verkehrte. Aber er war in einer erst in spätester Jugend eingeschlagenen Laufbahn, welche ihm die Aussicht auf Begründung einer Familie für immer oder wenigstens innerhalb der Jahre zu verwehren schien, in welchen Sitte und Gefühl dies gestatten. Noch jetzt nach fast geschlossener Jugend ein anderes zu versuchen, vergönnte ihm der Umfang seiner Bildung und seiner äußern Mittel nicht. — Alles dessen war er sich bewußt; oft und vergeblich hatte er auf Mittel gedacht, wie er die Geliebte, wenn sie ja sonst die Seine würde, vor der geistigen und körperlichen Verkümmerung zu bewahren vermöchte, welche in dem Staate, dem seine Heimat angehörte, das gewöhnliche Los der Frauen seines Standes war. So gelangte er endlich dahin, in allen Gedanken an die Zukunft sein Leben von dem ihrigen zu trennen. Schon als sie noch kaum erwachsen war und während ihre Jungfräulichkeit noch in fester Knospe lag, hatte er oftmals ihrer dargereichten Hand die seinige mit einer Ängstlichkeit entzogen, über deren Ursache sie vergeblich nachgesonnen. Als aber allmählich Angelika groß und selbständig geworden war, als auch ihre Augen die seinen zu suchen begannen, und erschrocken zurückfuhren, wenn sie ertappt wurden; als anderseits ihm die Möglichkeit des Verlustes immer näher rückte und er mitunter schon die Gestalt dessen zu erkennen glaubte, an den er sie verlieren würde, da war endlich aller Erkenntnis und allen Willens unerachtet der Augenblick gekommen, in dem die Liebe ihr leidevolles Wunder zwischen ihnen vollbracht hatte. — —

Der Mond stand über dem Garten; aber er drang nicht durch die Blätterfülle des Bosketts, welches die beiden und ihr atemloses Geheimnis vor aller Welt verbarg. Sie hatten endlich auch zueinander geredet, einzelne scheue Worte, kaum halb gesprochen und dennoch ganz verstanden. Sie lag so leicht, so fest in seinen Armen; er sah plötzlich über alle Gegenwart hinweg bis an das Ziel seines Lebens und glaubte auch dort sie ebenso zu halten. Aber er war von jenen Menschen, deren Wesen auf die nächsten Dinge zwar mit Sorgfalt und Ausdauer gerichtet, denen aber der Glaube an die Erreichung eines Außerordentlichen versagt ist, weil ihre Phantasie ihnen die vielfachen Möglichkeiten nicht vorzuhalten vermag, durch deren Verwirklichung sie allein dazu gelangen könnten. — Er ließ das Mädchen sanft aus seinen Armen und setzte sich auf die nebenstehende Gartenbank. Seine Augen ruhten auf ihrem jungen Antlitz; aber seine Gedanken forschten schon wieder grübelnd an der herben, unüberwindlichen Gegenwart.

Angelika mochte allmählich, während sie an seine Kniee gelehnt vor ihm stand, sich selber unbewußt sein Schweigen als einen Ausdruck der Sorge und des Kampfes empfinden; denn sie legte wie zur Kühlung die Fläche ihrer Hand auf seine Augen.

Er zog die Hand hinweg und sagte: „Du darfst mich nicht blind machen, Angelika; um deinetwillen nicht! — Du weißt es, oder vielleicht du weißt es nicht: es sind in unsern Tagen der Menschen auf Erden so viele geworden, daß einem jeden unter ihnen ein volles Lebenslos nicht mehr zuteil werden kann. Aber das weißt du, unter welche Zahl ich gehöre, wenn du dir zurückrufst, was in deiner Gegenwart oft genug unter uns geredet worden."

Sie neigte ihre Stirn auf die seine und schüttelte den Kopf.

„Du weißt es nicht, Angelika?"

„Nein", sagte sie schüchtern, „was meinst du, Ehrhard?"

Er schwieg einen Augenblick, um sich zu sammeln; dann aber sagte er ihr alles mit klaren Worten, die Un-

gunst seiner vergangenen Jahre sowie die Öde und Kargheit seiner Zukunft, die er sicher, und als wäre sie bereits Vergangenheit, vor ihr beschrieb.

Er fühlte das Zittern ihrer Hände; aber er ließ sich dadurch nicht irren, sondern setzte noch hinzu: „Was zwischen uns geschehen, das hätte nicht geschehen sollen; denn es ist ohne Frucht für die Bildung deines ferneren Lebens. Wir werden nie bekennen können, daß wir uns gehören; jetzt nicht und auch in Zukunft nicht, solange es sonst geschehen darf. Und nun — Angelika, vergib mir, daß ich einen Augenblick dies alles habe vergessen können!“

Er hatte ihre Hand losgelassen, und es war ein kleiner Raum zwischen ihnen, so daß sie sich nicht berührten.

„Hast du mir nichts zu sagen?“

„Nichts!“ sagte sie, während er ihre Tränen auf seiner Hand fühlte. „Es ist nun einmal so — wir müssen doch auch hoffen.“

Ehe er hierauf zu erwidern vermochte, hörten sie von der Hoftür her die Mutter rufen und standen auf, um ins Haus zurückzukehren. Als sie aber an den Ausgang des Gebüsches kamen und nun das volle Mondlicht seine Stirn beschien, da legte Angelika plötzlich die Arme um seinen Nacken, und indem sie ihn mit klaren Augen ansah, preßte sie ihre Lippen auf die seinen. „Dein!“ sagte sie; und mit der Hand die Tränen von den Wangen trocknend, entriß sie sich ihm und lief in den Garten hinab, daß ihre feine Gestalt seinen Augen in der Mondesdämmerung verschwand.

* * *

Und dieser Augenblick wurde das erste Glied einer Kette, von der sie nicht bedachten, ob die Kraft ihres Wesens sie zu tragen ausreichen würde. Zwar verlieh das Gefühl, sich ganz in dessen Hand gegeben zu haben, in dessen Liebe und Verehrung sie sich für immer gesichert fühlte, ihr Dritten gegenüber ein erhöhtes Bewußtsein der Persönlichkeit; ihr Gang wurde fester, und sie trug, wenn sie mit andern Männern sprach, den Kopf ein wenig höher

als zuvor. Allein die Not des Lebens, die ihnen verwehrte, auch vor den Menschen Hand in Hand zu sein und eines für das andere einzustehen, wurde unmerklich zu einem Abgrund zwischen ihnen, über dessen Rand sie in dem einen Augenblick sehnsüchtig und vergebens die Arme nacheinander ausstreckten, um gleich darauf wie Kinder ratlos und grollend sich gegenüberzustehen. Dazwischen kamen Augenblicke, glimmten Funken auf, flüchtig und unerkennbar fast, die aber dennoch sie immer wieder dahin verlockten, wo nichts ist als das dunkle, unwiderstehliche Walten der Naturkräfte.

Es war Spätnachmittags auf dem Wasser; das Boot fuhr weich und lautlos darüberhin, nur in langen Pausen und wie zum Zeitvertreib tauchte der Schiffer die Ruder ein. Die junge Gesellschaft, die im Boote war, blickte seitwärts auf den See hinaus und rief und lockte nach den Schwänen, welche feierlich und immer ferner in das aufsteigende Abendrot hineinschwammen. Angelika und Ehrhard saßen nebeneinander an der Bordseite; aber sie waren nur für sich. Um sie her war es so still, das Wasser ohne Wind und ohne Welle; nur bisweilen von unten herauf stieg ein Bläschen an die Oberfläche und blinkte und verschwand. Angelika zeigte mit der Hand danach, als frage sie, was das bedeute.

„Geheimnis!“ sagte Ehrhard.

„Geheimnis?“

„Es blüht etwas im Grunde!“ — Und ihre Augen hielten ihm stand, daß er bis in die allerdunkelsten Tiefen sehen konnte. Sie lächelte, ihre Lippen waren rot, ihr Atem ging schwer wie Sommerluft. Er ließ seine Hand über Bord ins Wasser gleiten, die ihre folgte ihm, und während die Flut durch ihre Finger quoll, hielten sie sich gefaßt und fühlten das geheimste Klopfen ihres Lebens.

Am Himmel drangen einzelne Sterne hervor, der See wurde dunkel vom Abendrot; die Mädchen hatten die Hände in den Schoß gelegt und begannen mehrstimmige Lieder zu singen. Einzelne andere Böte, die noch auf

dem See waren, nahten sich und folgten ihnen mit leisem Ruderschlag.

Allmählich wurde es kühler; der Abendwind erhob sich, und Ehrhard nahm ein Tuch von der Bank, um es über Angelikas Schoß zu legen. Aber sie setzte sich plötzlich auf die andere Seite, daß das Tuch wie zufällig zwischen ihnen niederfiel. Als er aufsah, bemerkte er, wie der Blick eines schon älteren Frauenzimmers auf ihm verweilte und dann ebenso zu Angelika hinüberglitt. Ein Gefühl von Unbehaglichkeit überkam ihn; er wußte selbst nicht, war es das spürende Auge jener Fremden, war es die Leichtigkeit, womit Angelika jetzt zu dieser ein Gespräch begann.

Nach einer Weile stieß das Boot ans Ufer, und die Gesellschaft stieg aus, um zu Lande nach der noch eine halbe Stunde weit entlegenen Stadt zurückzukehren. Auf halbem Wege wurde Rast gemacht; man setzte sich in bunter Reihe auf einen kleinen Rasenabhang, der im Rücken durch eine Tannenwand geschützt war. In der Tiefe zu ihren Füßen jenseits eines abschüssigen Wiesengrundes lag die finstere Masse eines Buchenwaldes; von dort aus wetterleuchtete es manchmal; dazwischen flogen die Fledermäuse. Ehrhard saß an dem einen, Angelika wie auf Verabredung an dem andern Ende der ziemlich langen Reihe. Als er sich mit dem Arm auf den Rasen zurücklehnte, sah er wie durch einen Schleier die Umrisse ihres Nackens und ihres hellen Kleides; nur die weiße Rose, die sie im Haar trug, schimmerte ein wenig deutlicher. Soeben legte sie die Hand daran, die Finger nestelten in ihrem Haar. — Es wetterleuchtete wieder. „Sieh, sieh!" riefen die Mädchen; und in demselben Augenblick flog hinter ihrem Rücken die Rose zu Ehrhard hinüber. Angelika hatte sich zurückgeneigt; in dem plötzlichen Wetterschein sah er ihr lächelndes Angesicht, ihre Hand, die ihm die Blume zuwarf. Dann war alles wieder dunkel; einzelne Tropfen fielen; ein dumpfes Donnern rollte in der Ferne.

Man stand auf, um noch beizeiten die Stadt zu erreichen. Ein süßer, schwerer Sommerduft stieg aus den Wiesen, an denen der Weg entlang führte. Ehrhard ging

langsam hintennach, in dem träumerischen Bewußtsein, daß eine jener jugendlichen Gestalten, deren Geplauder dort aus dem Dunkel zu ihm herüberklang, so ganz und aller Welt geheim die Seine sei.

Zu Hause angelangt, setzte er sich an seinen Schreibtisch und begann eine Arbeit, die in den nächsten Tagen abzuliefern war. Die Fenster standen offen, das Gewitter hatte sich verzogen; nur manchmal blätterte der Nachtwind in den vor ihm liegenden Papieren. Plötzlich war es ihm, als spüre er Angelikas Nähe. Er sah sich unwillkürlich um; aber das Zimmer war leer und still wie immer. Die Uhr wies schon auf Mitternacht. — Es war nicht Angelika; es war nur der Duft der Rose, die vor ihm auf dem Tische lag.

* * *

Angelikas Mutter hatte für die Zukunft ihrer Tochter nur den einfachen Wunsch, sie Gattin und Mutter werden zu sehen, wie sie es selbst geworden war, ohne sich noch des der Jugend eingeborenen Gefühles bewußt zu sein, daß auch diese sittlichen Verhältnisse zu ihrer keuschen und vollen Verwirklichung der Leidenschaft als ihres natürlichen Einganges bedürfen. Sie sah es daher gern und gab auch wohl Gelegenheit dazu, daß Angelika in geselligen Verkehr trat, welcher eine Verwirklichung jenes Wunsches herbeiführen konnte. Diese selbst, wie es der sinnlichen Empfänglichkeit der Jugend und dem Gefühl der Schönheit entsprechend ist, sah sich gern in Gewändern, die gleich ihren Gliedern zart und schmiegsam waren, und konnte sich ein Gefühl glückseligen Übermutes nicht versagen, wenn dann auch andere Augen an ihr hingen, als die des resignierten Mannes, in welchem gleichwohl ihr Herz allein bestehen wollte. Ehrhard dagegen suchte umsonst einen eifersüchtigen Unmut zu bekämpfen, wenn ihr selbst auch von Frauen Vertraulichkeiten erwiesen wurden, mit denen er vor anderen ihr nicht begegnen durfte. Es tat ihm weh, wenn in seiner Gegenwart von ihr gesprochen wurde als von einer Dritten, an der er keinen nähern

Anteil habe, so daß er oft wie durch einen körperlichen Schmerz zusammenschrak, wenn nur der Name Angelika genannt wurde.

Sie tanzte gern, und wenn nun er, den die Beschränktheit seines Lebens von solchen Dingen ausgeschlossen hatte, auch sie davon zurückzuhalten suchte, so konnte sie nicht umhin, dies als eine Laune zu empfinden, wodurch sie ohne Grund in dem Gefühle ihrer Jugend verkümmert werde; um so mehr, als er durch sein Verhältnis zu ihr sie für derartige Entsagungen nicht zu entschädigen vermochte.

Während das heimliche Wachsen und Drängen solcher Gegensätze die Sicherheit ihres Herzens störte und sie wenig geneigt machte, für den Freund in den seltenen Minuten des Alleinseins ein offenes Ohr zu haben, war der Tag einer Herbstfeier herangekommen, bei welcher die jungen Leute sich abends im Saale des Stadthauses zum Tanze zu versammeln pflegten. Unaufgefordert hatte Angelika „Ich gehe nicht!“ gesagt; als jedoch späterhin einige der Tänzer ihre Teilnahme von der Mutter erbeten und von dieser ohne der Tochter Zuziehung und Mitwissen eine bereitwillige Zusage erhalten hatten, wußte sie, da sie den eigentlichen Grund ihrer Weigerung nicht offenbaren durfte, der also entschiedenen Frau nichts entgegenzusetzen, weshalb diese einer nach ihrer Ansicht so unjugendlichen Grille hätte nachgeben sollen. So mußte denn die Tochter nachgeben; nicht ohne dieses und die Freudigkeit, womit sie sich gezwungen sah, wie eine geheime Schuld gegen den Geliebten und wiederum zugleich eine Gereiztheit gegen ihn zu empfinden, daß er sie in diese Gemütslage gebracht und sie daher das ihr nur gleichsam aufgedrungene Vergnügen dennoch nicht ungetrübt werde genießen können.

* *
*

Es war einige Tage vor dem Festabende, als Ehrhard das Resultat dieser Vorgänge im Gespräch mit Dritten erfuhr. Mit dem Scharfsinn der Leidenschaft erkannte er sogleich, was hier geschehen war; dennoch aber, oder viel-

leicht deshalb und weil er alles bis in die dunkelsten Motive nachempfand, suchte er umsonst sich selbst zu überzeugen, daß in einer solchen Sache Angelika den Willen der Mutter, der in letzter Verwirklichung doch nur ihre Trennung beabsichtige, als eine Notwendigkeit habe anerkennen müssen. — Er hatte eben zu ihr gehen wollen; nun ging er nicht. Denn er sah sehr wohl, daß hier nichts mehr zu ändern sei, und so wollte er, wie jede Äußerung darüber, so auch jede Bestätigung aus ihrem Munde vermeiden, und lieber, was geschehen würde, wie ein Ganzes und Unabwendliches über sich kommen lassen.

Als der Abend des Festes da war, saß Ehrhard zwischen weitschichtigen Arbeiten an seinem Schreibtisch, in die er sich gewaltsam zu vertiefen suchte. Bald aber störte ihn das Rollen der Wagen, die durch die sonst so stille Straße nach dem Stadthause fuhren. Er stand auf und trat ans Fenster. Es war dunkel draußen; nur wenn eine Kutsche im raschen Trabe vorüberfuhr, warfen die Laternen einen flüchtigen Schein an die Mauer der gegenüberstehenden Häuser. Ehrhard rätselte vergebens, ob auch Angelika dort unten in der Dunkelheit an ihm vorüberfliege. Er hielt den Atem an, er horchte auf jedes Rollen, das von unten aus der Stadt heraufdrang; und wenn es näher kam, wenn schon der Hufschlag auf dem Pflaster hallte, paßte er gespannt auf die Kutschenfenster und suchte im Fluge den mattbeleuchteten Fond des Wagens zu durchdringen; aber ein Häufchen Flor, der Schimmer eines weißen Gewandes oder eines Blumenstraußes war alles, was seine Augen erhaschten. Als auch der letzte Wagen vorüber war, und nachdem er das Fenster geöffnet und lange Zeit vergebens in die Stadt hinabgelauscht hatte, setzte er sich aufs neue an seinen Schreibtisch und hörte zwischen der Arbeit, die er mit Mühe wieder aufgenommen, nur noch die Menschen auf der Straße hin und wieder gehen, und endlich, als es später geworden war, das Klappen der Läden und das Schließen der Haustüren in der Nachbarschaft. Dann drang unmerklich ein anderer Laut zu ihm herüber — von dorther, wohin vor

Stunden er die Wagen hatte fahren sehen — und drängte sich dunkel in seine Vorstellungen. Er legte die Feder nieder; er besann sich, daß das Musik sei, und bald hörte er es deutlicher; denn der Wind erhob sich, oder vielleicht eine Tür im Festhause drunten war geöffnet worden. Er arbeitete nicht mehr; er vermochte es nicht. Ihm war, als stehe seine Jugend in unendlicher Ferne hinter ihm und strecke mit schmerzlicher Geberde die Arme nach ihm aus.

Die Stunden vergingen. Als er aber endlich von seinem Tische aufstand, da war es doch nur die feine, zärtliche Gestalt Angelikas gewesen, auf der sein inneres Auge so lang und voll Sehnsucht geruht hatte. Ein Gefühl unnennbaren, unverhofften Glückes überkam ihn, als er sich dessen bewußt wurde; was auch geschehen sei, sie war ihm nicht verloren. Die Uhr wies weit nach Mitternacht; es wurde wieder lauter in der Stadt, die ersten Wagen begannen zu rollen. In einem plötzlichen Entschluß, voll Ungeduld, kleidete er sich an und ging auf die Straße hinab. Er gedachte nicht mehr dessen, was kurz zuvor geschehen war; er hatte keinen Wunsch und keinen Gedanken, als sie zu sehen.

Die Fenster des Stadthauses leuchteten weit durch das Dunkel hinaus. Ehrhard hörte die Musik und sah in den Vorhängen die Schatten der Tanzenden. Er hielt sich nicht auf, er trat unter das Portal, als eben ein Wagen vor der breiten, hell erleuchteten Treppe anfuhr. Oben im Hause wurden Türen auf- und zugeschlagen, dann rauschte es am Treppengeländer, und eine jugendliche Gestalt stieg herab, mit leichtem Tritt Stufe um Stufe messend; den Kopf in einem weißen Tüchlein ein wenig zurückgeneigt, daß die blonden Locken von den Schläfen auf den Nacken fielen. Er hatte sich nicht getäuscht, das war Angelika; nur eine Magd ging hinter ihr, sonst niemand. Als sie die Schwelle überschritt, trat er aus dem Dunkel ihr entgegen und reichte ihr die Hand, um sie in den Wagen zu heben. Sie sah ihn mit großen, erschrockenen Augen an: „Ehrhard!“ rief sie, und ihre Hand zuckte wie unwillkürlich nach der seinen; aber sie schien sich plötzlich zu be-

sinnen und zog die Hand zurück; die Züge des jungen Antlitzes verwandelten sich. Er erschrak und langte nach ihr hin mit beiden Armen. Aber sie zog die seidene Mantille fester um die Schulter. „Nein, nein!“ rief sie. „Was willst du hier?“

Er verstummte. — „Dich, dich, Angelika!“ rief er endlich. Es war zu spät; nur der Wind wehte durchs Portal; der Wagen mit Angelika war nicht mehr da.

* * *

Am Nachmittage darauf wanderte Ehrhard, nachdem er seine amtlichen Geschäfte abgetan, einem unwillkürlichen Antriebe folgend, nach einem unweit der Stadt an einem Landsee belegenen Dörfchen. Hier hinaus hatte er oft Angelika und ihre Mutter begleitet, wo sie dann hart am Wasser in einer kleinen Schenkwirtschaft eingekehrt waren, um sich von dort aus in der anmutigen Gegend umzutun. — Es war spät am Nachmittage, aber die Sonne schien noch warm und golden; der herbstkräftige Duft des fallenden Laubes erfüllte die Luft; vom See herüber, an dem der Weg durch Laubgehölz entlang führte, kam ein sanfter, frischer Hauch. Als er nach halbstündiger Wanderung zwischen den Buchen heraustrat, sah er in einiger Entfernung das bekannte Häuschen mit dem bunten Fachwerk und den weißen Fensterladen; davor, dem Wasser zugekehrt, saßen zwei Frauen, in denen er bald Angelika und ihre Mutter erkannte.

Er zweifelte einen Augenblick, ob er zu ihnen gehen oder unter die Bäume zurücktreten und einen andern Weg einschlagen solle. Aber in dem Bedenken, er könne von ihnen schon bemerkt worden sein, tat er das erstere.

Nachdem zwischen ihm und der Mutter die alltäglichen Gespräche hin und wieder gegangen waren, trat diese ins Haus, um die kleine Zeche zu berichtigen und dann die gemeinschaftliche Rückkehr anzutreten.

Ehrhard saß Angelika gegenüber. Als die Tür hinter der Mutter zugefallen war, sah er ihr voll und bittend ins

Gesicht. Sie war so blaß geworden, daß die Züge des feinen Gesichtchens in markierter Schärfe hervortraten.

Der Abendwind erhob sich; und Musik, von der Luft getragen, vom Wasser her, ganz aus der Ferne kam herangeweht. Er legte die Arme weit vor sich auf den Tisch; seine Augen glänzten. „Musik!“ sagte er; „törichtes Entzücken befällt mich; — mir ist, als müsse nun noch einmal alles wiederkommen.“

Sie sah in seine Augen, sie konnte nicht anders; aber während er die Hand nach der ihrigen ausstreckte, die ohne Handschuh auf dem Tische lag, stand sie auf und ging über den kurzen Rasen nach dem See hinab. Er gesellte sich zu ihr. Sie sprachen nicht, sie sahen vor sich hinaus auf das Wasser; es war so still, daß sie die Ruderschläge der fernsten Kähne hörten. Er pflückte einen Immortellenstengel, wie deren viele auf dem Rasen waren, und gab ihr den. Sie nahm ihn, ohne hinzusehen, und drehte ihn langsam zwischen den Fingern. So gingen sie nebeneinander her, vom Rasen auf die Kiesel und auf den Sand hinunter, und standen erst still, als schon das Wasser ihre Schuh' benetzte.

Da sie so weit gekommen waren, sagte Ehrhard, und sie mußte es fühlen, wie mühsam er es sagte: „Angelika, war das ein Abschied gestern?“

Sie antwortete nicht; sie sah ins Wasser zu ihren Füßen und bohrte mit der Spitze ihres Sonnenschirmes in dem feuchten Sande.

„Antworte mir, Angelika!“

Sie öffnete, ohne aufzusehen, ihre Hand und ließ die Blume, die er ihr gegeben, in den See fallen.

Er fühlte einen Schrei in seiner Brust aufsteigen; aber er biß die Zähne zusammen und erstickte ihn. Dann wandte er sich von ihr ab, und nachdem er einige hundert Schritte am Ufer entlang gegangen war, stieg er in einen am Landungsplatze angeketteten Kahn, um hier den Fährknecht zu erwarten, der eben von jenseits zurückruderte.

Es wurde bereits abendlich; die Wälder rauchten, das gegenüberliegende Ufer war schon im tiefen Schatten.

Nachdem seine Augen eine Weile in dieser blauen Dämmerung geruht hatten, konnte er sich nicht enthalten, noch einmal nach der Stelle zurückzublicken, die er soeben verlassen hatte. Angelika war nicht mehr dort; aber als er langsam an dem Strand entlang zurückblickte, sah er sie in nächster Nähe auf sich zukommen. Sie lief wie gejagt über den ebenen Sand, und während er in unwillkürlichem Antrieb den Kahn dichter an das Land zog, sprang sie, ohne darauf zu achten, daß ihr Kleid an den Ruderpflöcken zerrissen wurde, zu ihm herein und faßte mit Heftigkeit seine Arme. Sie wollte sprechen; aber Anstrengung und Schmerz hatten ihr den Atem geraubt; sie stammelte, ihre Pulse flogen. Wie ein verzweifelndes Kind wand sie ihr Schnupftuch um seine Hände, während ihr erhitztes Gesichtchen voll Angst zu ihm emporschaute.

„Sei ruhig“, sagte er, „sei ruhig!“ und strich ihr mit zitternder Hand über das heiße Haar. Aber derselbe Augenblick, in welchem sie so die Kränkung der letzten Tage von ihm nahm, legte mit einem Male all ihren Zwiespalt und ihre Unruhe wie eine Last auf seine Seele, so daß er nur mit Zagen die in seinen Armen hielt, die jetzt mit vollem, ungestümem Herzen zu ihm drängte.

2.

In der Zeit, die hierauf folgte, vermied Ehrhard, soviel dies möglich war, das Zusammentreffen mit Angelika; dagegen suchte er mit Anstrengung seine äußeren Verhältnisse zu fördern; selbst die Verpflichtungen der Dankbarkeit, so schwer er sie seinem Wesen nach empfinden mußte, hatte er nicht gescheut; denn er war keine geringe Natur. Allein es war nichts dadurch gewonnen worden. — Dann endlich versuchte er ein anderes, was ihm gelang. Auf sein Ansuchen erhielt er die Versicherung, daß er seiner hiesigen Verhältnisse in nächster Zeit enthoben und daß er dieselben an einem sehr entfernten Orte wiederfinden werde.

Für Angelika nahm indessen das Drängen der Verhält-

nisse zu; ein junger Arzt hatte seit einiger Zeit unter unverkennbarer Begünstigung der Mutter so deutlich um den Besitz des Mädchens geworben, daß eine Erklärung nach irgendeiner Seite hin in nächster Zukunft unvermeidlich schien.

Es war eines Nachmittags in dieser Zeit. Ehrhard war auf dem Wege zu Angelika; er wollte sie auf seine Abreise vorbereiten, er wollte, wenn der rechte Augenblick sich böte, ihr sagen, daß sie scheiden müßten. Als er in den Flur des befreundeten Hauses trat, begegnete ihm der junge Arzt, der soeben die Treppe herabgekommen war. Ehrhard redete ihn an, wie es in solchem Falle zu geschehen pflegt. Er erhielt jedoch keine Antwort; der andere ging mit stummem Gruß und unverkennbar eilig an ihm vorüber.

Nachdenklich stieg er die Treppe hinauf. — Drinnen im Wohnzimmer fand er Angelika vor dem offenen Klavier sitzend; aber sie spielte nicht. Ihre Gesichtszüge trugen wieder den Ausdruck der Schärfe, der ihn schon einmal erschreckt hatte. Als er sie grüßte, neigte sie ohne aufzusehen den Kopf und ließ die eine Hand, die auf den Tasten lag, in ihren Schoß fallen. Es war sehr still im Zimmer; man hörte nur das Knistern einer Bernsteinperlenschnur, mit der ein kleines Mädchen, Ehrhards Schwesterkind, in dem Schoße der Mutter spielte, die scheinbar unbeschäftigt auf dem Sofa saß.

Die alte Frau blickte über die vor ihr stehende Kleine nach ihrer Tochter, deren Antlitz sie nicht zu sehen vermochte. Sie rührte sich nicht aus ihrer Stellung, als Ehrhard ihr über den Tisch hinweg die Hand entgegenreichte.

„Ich bin eine alte, einsame Frau, Ehrhard!“ sagte sie, während sie seine Hand ein Weilchen in der ihren hielt.

Er wußte hierauf nicht zu erwidern; aber unwillkürlich sprach er den Namen „Angelika“ aus.

„Angelika!“ wiederholte die Mutter. „Sie wird es auch sein. — Sie will es sein!“ fügte sie leiser hinzu, indem sie mit einem Ausdruck von Kummer und Zärtlichkeit das Haar des ruhig fortspielenden Kindes streichelte.

Angelika, die bei diesen Worten aufgestanden war, hob die Kleine mit Heftigkeit auf den Arm und ging schwei-

gend in das Nebenzimmer, ihr blondes Haar in das noch blondere des Kindes drückend.

Es trat eine Pause zwischen den Zurückbleibenden ein.

Als Angelikas Mutter reden wollte, unterbrach Ehrhard sie. „Es bedarf dessen nicht“, sagte er, und blickte dabei zu Boden, als würden ihm die Worte schwer, „ich werde gehen; nicht heute oder morgen schon, aber um einige Wochen und für immer; es ist alles vorbereitet. Sie können recht haben, daß ich es muß.“

„Aber“, fuhr er fort, und legte seine Hand auf den Arm der alten Frau, die ihm, wie er nicht verkennen konnte, ihre Zufriedenheit und ihren Dank für diese Worte aussprechen wollte, „aber für den Mann, der vor einer Stunde Ihr Haus verlassen hat, wird es dasselbe bleiben.“

„Gehen Sie nur, gehen Sie nur, Ehrhard“, sagte sie schüchtern, „es kann mit Gottes Hülfe noch alles wieder gut werden.“

Er blickte ratlos um sich her, als suchte er nach Worten der Verständigung, die von ihm zu dieser Frau doch nirgends in der Welt zu finden waren.

Es war um die fünfte Stunde; die Magd brachte das Teegeschirr, und auch Angelika trat wieder herein und ließ das Kind aus ihren Armen an die Erde gleiten. Ehrhard konnte sich nicht entschließen, jetzt zu gehen: er hoffte noch aus ihrem Wesen heraus eine Bestätigung seiner letzten Worte zu gewinnen. So blieb er denn und begann, so gut es gehen wollte, über andere Dinge zu sprechen, während Angelika den Tee bereitete und die Kleine zwischen ihnen hin und wieder ging.

Als aber jene, nachdem sie ihr häusliches Geschäft beendet, das kleine Mädchen auf den Schoß nahm und sich bald darauf mit ihr abseits unter den Akazienbaum ans Fenster setzte, flüsternd und erzählend, das Kind mit beiden Armen an sich drückend, da fühlte er wohl, sie wolle sich vor allen Ansprüchen verschließen, die er oder andere an sie machen könnten.

* * *

Seitdem hatte Angelika die Kleine noch öfterer um sich. — Eines Abends kam Ehrhard, um sie abzuholen und

dann mit ihr zu seiner Schwester zu gehen. Sie war aber schon mit dem Mädchen fortgeschickt. Angelika, die auf sein Schellen die Flurtür öffnete, sagte ihm das. Er zögerte einen Augenblick. „Willst du nicht eintreten?“ fragte sie, indem sie den Türgriff in der Hand behielt.

Er dankte. „Die Schwester wartet; ich kam nur des Kindes wegen.“

„Du wirst sie noch einholen“, erwiderte Angelika, „sie sind erst eben fort.“

Er sagte gute Nacht, stieg die Treppe hinab und ging eilig die Straßen entlang, bis er vor der Wohnung seiner Schwester stand. — Aber wie so oft das innere Erlebnis erst eine ganze Weile nach dem äußern eintritt, so fühlte er auch erst jetzt, daß Angelika vorhin eine andere als sonst ihm gegenüber gewesen sei. Nun in der Erinnerung erst hörte er deutlich den Ton ihrer Stimme und sah ihre Gestalt im trüben Schimmer des Flurlämpchens vor sich stehen. Er erschrak; denn er wußte plötzlich, daß er heute nicht willkommen gewesen wäre, wenn er Angelikas Einladung angenommen hätte.

Als er in die Wohnung seiner Schwester kam, war die Kleine schon eine geraume Zeit zu Hause gewesen und saß plaudernd auf dem Schoße der Mutter. Ehrhard trat zu ihnen und ließ sich erzählen.

„Waren denn Fremde bei der Tante?“ fragte er.

Die Kleine nickte. „Ein Doktor!“ sagte sie wichtig. „Der ist schön! Er hat mir Bonbons gegeben.“

* *
*

Wieder kam ein Augenblick des Alleinseins für die Liebenden. Das Gebüsch des Gartens schützte sie wieder einmal vor der Mittagssonne und vor den Augen der Welt; sie waren aber nicht wie früher Hand in Hand; es schien kein Geheimnis, das sich mit ihnen hier verbarg.

„Und wenn er noch einmal um dich werben sollte?“ fragte Ehrhard, während sie sich an dem steinernen Gartentischchen gegenüberstanden.

„Er wird nicht wieder um mich werben."

„Aber wenn er es dennoch täte?"

„Du quälst mich!" sagte sie, indem sie einen Zweig mit ihren Fingern knickte und einige Schritte von ihm abwärts ins Gebüsch ging.

„O Angelika!" rief er, „sage, daß es nie geschehen könne! Denn wenn du es begangen, davon ist keine Rückkehr."

Sie sagte: „Wie ich jetzt lebe, so kann ich nicht fortleben. Was soll ich tun?"

„Antworte mir eines: Ist jener Mann dir mehr als einer von den andern?"

Sie antwortete ihm nicht; aber ein Tropfen Blutes sprang zwischen den Zähnen hindurch auf ihre Lippen. — Es war wie Zorn, das ihn bei diesem Anblick überkam, und er schüttelte ihren Arm, daß sie ihm Rede stehe. Aber sie sagte nur: „Du kannst nichts für mich tun; — du darfst das nicht von mir verlangen."

„Angelika!" schrie er; aber sie sah ihn mit müden, ausdruckslosen Augen an; er begrub sein Gesicht in ihre Hände und sagte leise: „Du liebst mich ja, Angelika!" Aber sie hatte sich schon losgerissen; sie hörte es nicht mehr.

* * *

Währenddessen näherten sich ihr manche, die sie sonst ferngehalten, die sich instinktmäßig nicht in ihre Nähe gewagt hatten. Sie neigte sich dem und jenem; nicht weil ihr Herz seiner Liebe oder ihre Sinne ihrem Herzen treulos geworden wären, sondern weil sie es so wollte, weil sie glaubte, das Leben weise sie auf diesen Weg.

So zersplitterte sie allmählich ihr schönes, festes Herz; so verlor sich bei ihr das Gefühl, daß Liebe nichts wollen dürfe, als nur dem Geliebten angehören, daß in ihm das kleinste Regen der Neigung Anfang und Ende haben müsse.

Auch in ihrem Äußern wurde es anders; sie hatte sich früher in Farben und Stoffe gekleidet, hatte solche Kleinigkeiten zu ihrem Putze genommen, von denen sie wußte, daß sie ihm an ihr gefielen, und dann die Freude über

dieses ihr Verständnis in seinen Augen nachgesucht. Nun sah er Bänder und Farben, von denen er ihr gesagt hatte, sie seien ihm leid an ihrem Körper; ihre Hände, die sie ihm zuliebe sonst gepflegt hatte, wurden jetzt vernachlässigt. Sie sah ihn dabei leiden; das schlimmste Leiden, das eines Menschen Brust zerreißen kann; sie sah es, aber sie änderte nichts, denn sie hatte schon nicht mehr das Bedürfnis, für sein Herz zu sorgen. Der Reiz der Neuheit, der stets mit dem Alltäglichen sich einstellt, kam an sie heran; ein Ausdruck von Mißbehagen oder Trauer, den sie auf dem Gesichte eines fremden Mannes wahrnahm, wenn seine Huldigungen nicht von ihr erwidert wurden, konnte ihr Herz zu einer Art mitleidiger Liebe bewegen, während sie in demselben Augenblicke übersah, wie auf dem Antlitz des geliebten, ihr ganz gehörenden Mannes die tödlichsten Qualen zu kämpfen begannen.

War dann ein Abend in seiner stummen, verzweifelnden Gegenwart dahingegangen, so sprach er später wohl zu ihr; schmerzlich oder heftig, wie eines Menschen Brust in solchem Weh bewegt wird. Sie schwieg meistens ganz darauf, oder antwortete ebenfalls heftig; aber das Verständnis der Liebe war von ihnen gewichen. Sie konnten sich anschauen mit unendlichem Groll, aber mit noch unendlicherem Schmerz; sie vergingen in Qual, daß sie nicht eins im andern selig sein konnten, wie sie es einst gekonnt; das erlösende Wort schwebte auf ihren Lippen, in ihren Augen; aber sie fanden es nicht mehr. So entstand allmählich eine doppelte Angelika; beide hatten sie die zarte, schmächtige Gestalt, das sonnenblonde Haar, das er vor allem liebte; aber die eine hing an seinen Augen, seinen Lippen und hatte nichts, was nicht auch ihm gehörte; die andere wußte nichts von seinem Herzen, sie wandte, wenn er ihren Arm, ihren Nacken berührte, sich unwillig von ihm ab, wie von einem Frechen, und er, mit ersticktem Wehschrei in der Brust, erkannte das fremde Wesen in der geliebtesten Gestalt.

Spät abends vor der Abreise nach seinem neuen Bestimmungsorte sah er Angelika noch einmal in ihrer Woh-

nung. Als sie ihn beim Abschiede, wie sie es seit ihren Kinderjahren gewöhnt war, die Treppe hinunter und bis vor die Haustür begleitet hatte, — noch dieses Mal, zum letzten Male Hand in Hand — und als er schon, ehe sie sich dessen recht bewußt geworden, „leb' wohl, Angelika!" gesagt hatte und, während sie ihm nachschaute, vor ihr im Dunkel verschwunden war, kam er plötzlich noch einmal zurück, als wolle er etwas sagen, das er vergessen habe und das sie dennoch wissen müsse. Aber er bat sie nur: „Bleib' noch ein Weilchen stehen, Angelika! — und", fügte er leise hinzu, „wenn du hineingehst, zieh' nicht zu hart die Tür hinter dir zu!" Sie nickte, und nun ging er wirklich fort.

In den meisten Häusern waren schon die Lichter ausgetan; nur seine Schritte hallten noch auf den Steinen. — Da er tief unten in der Straße war, hörte er die Hausglocke. Er schrak zusammen, als sei hinter ihm die Tür seines Glückes zugefallen.

3.

In dem Jahre, welches diesen Vorgängen folgte, war in den öffentlichen Dingen eine Sturm- und Drangperiode eingetreten, welche jede bisherige Berechnung in den Verhältnissen der einzelnen über den Haufen warf. Ehrhard, der in seiner neuen Heimat nur seltene und allgemeine Kunde über Angelika erhalten hatte, mühte sich einer Zukunft zu gedenken, an der sie keinen Anteil habe; gleichwohl aber hatte er nicht verhindern können, daß er fortwährend und sich selber kaum bewußt auf irgendeinen unerhörten Zufall hoffte, der sie ihm dennoch zu eigen geben würde. Und dieser Zufall war nun wirklich da; er sah sich plötzlich in einer äußern Lage, welche seine früheren Wünsche in dieser Beziehung bei weitem übertraf.

Sobald er die Gewißheit dieses Umstandes in der Hand hielt, machte er sich reisefertig und fuhr Tag und Nacht, bis er seinen früheren Wohnort erreicht hatte. Es begann schon wieder Abend zu werden, als er an den Gärten der Stadt vorbeifuhr, welche gegen die Landstraße hinaus

liegen. Hier kannte er jeden Baum, jedes hölzerne Pförtchen, das an ihm vorüberflog; und eines, ihm das vertrauteste, stand offen; er konnte in das Boskett hinein bis auf die Gartenbank sehen; aber es war niemand da. Der Wagen rollte vorüber.

Bald darauf stieg er in einem Gasthofe ab; denn er wollte seine Schwester nicht sehen, ehe alles entschieden wäre.

Nachdem er seine Reisekleider gewechselt, ging er in die dunkle Stadt hinaus; in atemloser Hast aus einer Gasse in die andere, während er mit Gewalt die eindringende Fülle der Gedanken und Vorstellungen von sich abzuwehren suchte; denn ihm war, als dürfe er seine Phantasie der überschwenglichen Wirklichkeit nicht vorgreifen lassen, in welche ihm nun nach wenigen Augenblicken leibhaftig einzutreten bestimmt sei. Endlich stand er vor dem wohlbekannten Hause, dessen zwei obere Fenster auch jetzt, wie zur Zeit, da er hier zuletzt gewesen, erleuchtet waren; wo ihm auch jetzt, wie so manches Mal zuvor, der Schatten des Akazienbaumes in den vorgezogenen Gardinen anzudeuten schien, daß hier noch alles auf dem alten Platze stehe.

Er läutete an der Hausglocke; und als er es bald darauf im Hause die Treppe herunterkommen hörte, dachte er: „Es ist Angelika."

Aber sie war es nicht; ein Dienstmädchen, das er zuvor im Hause nicht gesehen, öffnete die Tür und erkundigte sich nach seinem Begehren. Er fragte nach Angelika.

„Fräulein sind mit dem Herrn Doktor im Theater", sagte das Mädchen.

„Wer ist der Herr Doktor?"

„Herr Doktor sind Fräuleins Bräutigam."

„So!" — Als er aber die Augen des Mädchens in seinem Antlitz forschen fühlte, setzte er hinzu: „Wie heißt denn der Bräutigam deines Fräuleins?"

Ihm wurde der Name des Mannes genannt, der in jener letzten Zeit zu so schmerzlichen Erörterungen zwischen ihnen Veranlassung gegeben hatte; und während diese Erinnerung ihn mit allem Grimm der Leidenschaft

anfiel, nahm er beim Schein der Gaslaterne eine Karte aus seinem Portefeuille und schrieb darauf unter seinen Namen: „Um Glück zu wünschen."

Aber schon im Begriff, sie abzugeben, zog er plötzlich die Hand zurück, zerriß die Karte vor den Augen des erstaunten Mädchens und ging, ohne einen Auftrag zu hinterlassen und ohne seinen Namen zu nennen, in den Gasthof zurück.

Bald saß er wieder im Wagen und fuhr, wie am Nachmittag, hinter den Gärten der Stadt vorüber. Das hölzerne Pförtchen warf jetzt im Mondschein seinen Schatten auf den Weg hinaus; ein Streifen Lichtes fiel auf die kleine Bank, die einsam zwischen den dunklen Büschen des Gartens stand. — Wo war Angelika? — Einst war sie dagewesen; ihre zarten Gliedmaßen, ihr weißes Gewand waren da gewesen, wo jetzt das wesenlose Mondlicht war; sie hatte um seinen Nacken die Hände ineinandergefaltet und die Berührung ihrer Lippen hatte ihm die Kraft geraubt zu gehen, wie er doch so fest gewollt. — Unerbittliche, vergebliche Gedanken suchten ihn heim: Wie, wenn er gegangen wäre, was würde jetzt gewesen sein? Oder da er zu gehen damals nicht vermochte, wenn er nie gegangen wäre? Wenn er den rücksichtslosen Mut gewonnen, sie aller Welt zu Trotz in seinen Armen festzuhalten? — Wie dann Angelika, wie alles dann geworden wäre?

Längst lag die Stadt im Rücken, und immer weiter fuhr der Wagen in das stille Land hinaus. Er hatte sich in die eine Ecke zusammengedrückt; und während der Mond durch die Fenster hereinspielte und die Dinge draußen wie Schatten an ihm vorüberflogen, maß er mit grausamem Scharfsinn die Schwäche seiner Natur und die Schwere seiner Schuld.

* * *

Die Zeit verstrich. Er ging seinem Berufe nach, einen Tag wie den andern, und alle Tage waren sich gleich; denn in der Brust dieses Menschen war ein toter Fleck, welcher alles, was ihm auch geschehen mochte und was die anderen Freude nannten, in ein graues Einerlei verwandelte.

So saß er eines Spätherbstabends allein in seinem weiten Zimmer, den Kopf gestützt, an einem Tisch, der mit Büchern und Schriften bedeckt war. Die Lampe brannte, es war tiefe Stille, nur zuweilen unterbrochen durch den draußen gehenden Wind und durch das Fallen einer späten Frucht im Garten; dann hob er den Kopf von seiner Hand und sah durch die unverhangenen Fenster in die Dunkelheit hinaus; lange, sehr lange. Als er die Augen abwandte, blieben sie auf dem Flügel haften, der verschlossen in der Ecke des Zimmers stand. Es lagen Briefe darauf; er hatte sie bei seiner Heimkunft in der Dämmerung übersehen. Nun legte er sie vor sich hin und brach sie; es waren fremde, gleichgültige Namen darunter, nur einer von bekannter Hand; er hatte sie lange nicht gesehen, von Freundeshand. Er zögerte ihn zu brechen, er besah die Aufschrift, den Stempel; sein Herz klopfte hörbar, der Brief wurde schwer in seiner Hand. Endlich brach er ihn doch und las; und als er die erste Seite umgewandt hatte, las er auf der zweiten:

„Angelikas Verbindung ist vor der Hochzeit durch den Tod des Bräutigams gelöst; komm nun und hole dir dein Glück! — —“

Die Schrift verschwamm ihm vor den Augen, das Papier flog in seiner Hand; dann überfiel ihn unerbittliche Wehmut, Heimweh, flehend mit Kinderstimme, kam an ihn heran und führte ihn seine träumerischen Irrgänge; weit, weit aus seiner Einsamkeit — in einen stillen Garten — über einen See im klaren Mittagssonnenschein — dann hinein in den Abend auf dunklem Waldpfad, wo sich das Mondlicht durch die Blätter stahl, wo er ihre Gestalt kaum sah, nur die schmale Hand in der seinen fühlend, die sie heimlich ihm zurückgereicht — dann zurück in frühe, früheste Zeit — sie hatte ihn einst daran erinnert, das Haar an seine Wange lehnend — in ein Zimmer ihres elterlichen Hauses; das kleine, blasse Mädchen in den blonden Flechten beim Vorlesen ihr Schemelchen an seine Kniee rückend, andächtig aufhorchend, zu ihm emporschauend, bis er die Hand auf ihr Köpfchen legte und sie

endlich, wie sie es wollte, im stillen zu sich auf den Schoß nahm — dann wieder, wie er sie nie gesehen — aber es war ein Geständnis der innigsten Stunde — das leidenschaftliche Kind, schlaflos die Nacht durchweinend, der zufälligen Nähe des heimlich Geliebten sich bewußt, die Händchen an die kleine Brust gepreßt, die schon so früh den Gott in sich empfangen — und später dann, ihm ganz gehörend, über ihn gebeugt, das Haar über ihn herabfallend, er selbst an ihrem Leibe hängend, nur eins im andern, Aug' in Auge untergehend.

Er sank auf seine Kniee, er streckte die Arme nach ihr aus und rief stammelnd vor Schmerz und Leidenschaft ihren Namen. — Aber sie kam nicht, die er rief, sie konnte nicht mehr kommen; der Zauber ihres Wesens, wie er noch einmal vom Abendschein erinnernder Liebe angestrahlt erschien, war in der ganzen Welt nur noch in seiner Brust zu finden.

Die Lampe brannte schon nicht mehr, ein trüber Mond war draußen aufgegangen und sah herein. Da stand er auf, und seine Schreibschatulle aufschließend, nahm er ein Päckchen Briefe aus einer Schublade und löste die Schnur, womit sie zusammengebunden waren; dann nahm er den eben gelesenen Brief, legte ihn zu den anderen und verschloß das Päckchen wieder an seinen alten Ort.

Nachdem er das getan, öffnete er das Fenster und lehnte sich weit hinaus. Es regnete, die schweren Tropfen fielen in sein Haar, auf seine heißen Schläfen. So lag er lange regungslos, gedankenlos; nur im Innern das heimliche Toben seines Blutes fühlend und mechanisch unter sich auf das Rauschen der Blätter horchend. Aber die Natur, in der er schon so oft sich selber wiedergefunden, kam ihm auch hier zu Hülfe; sie zwang ihn nicht, sie wollte nichts von ihm; aber sie machte ihn allmählich kühl und still. Und als er endlich seiner Sinne und seiner Seele wieder Herr geworden war, da wußte er auch, daß er erst jetzt Angelika verloren und daß sein Verhältnis zu ihr erst jetzt für immer abgeschlossen und zu Ende sei.

Hinzelmeier

Eine nachdenkliche Geschichte

(1850. 1855)

Einleitung des Herausgebers.

1850, als die Dänen Schleswig besetzt hatten und die politische Lage für die Herzogtümer immer verzweifelter wurde, schrieb Storm sein Märchen „Hinzelmeier“. In Biernatzkis „Volksbuch“ erschien es 1851, begleitet von zwei Steindrucken als letzter Beitrag des Dichters unter dem Titel „Stein und Rose“ (ein Märchen) mit den Versen:

Ein wenig Scherz in die ernste Zeit,
Ein Lautenklang in dem wirren Streit,
In das poetische Versegebell
Ein rundes Märchenritornell.

Während der ersten Potsdamer Zeit unterzog der Dichter die Erzählung einer Umarbeitung: das ganze fünfte Kapitel wurde gestrichen und durch ein anderes ersetzt, an vielen Stellen wurden kleinere Umänderungen vorgenommen, vor allem an den Versen, und im siebenten Kapitel ein größeres Stück neu geschaffen. In dieser neuen Fassung wurde das Märchen Dezember 1855 in vier Nummern der „Schlesischen Zeitung“ gedruckt und 1857, nachdem der Plan, eine Ausgabe mit Bildern Ludwig Richters erscheinen zu lassen, gescheitert war, als Einzeldruck bei Alexander Duncker in Berlin unter dem Titel „Hinzelmeier. Eine nachdenkliche Geschichte“ herausgegeben.

Als ein echtes, schlichtes Märchen ohne Nebengedanken wird man „Hinzelmeier“ nicht betrachten können; wie der neue Untertitel verrät, sah Storm die Erzählung selbst nicht als ein solches an. Er hielt sie nicht darum als Märchen für verfehlt, weil ihr ein bestimmter Gedanke zugrunde liegt. Ja, noch am 16. Januar 1856 meinte er zu Eggers, daß ein Märchen eine solche „Idee“ haben müsse. Tadelnswert erschien ihm nur, daß die einzelnen Begriffe „nicht szenisch dargestellt“, sondern durch eine bestimmte Sache,

wie durch die Rose, die Brille, den Raben erläutert wurden. Der dichterische Eindruck würde geschwächt, weil man hinter den Sachen noch etwas anderes sähe. Später hat Storm über die Aufgabe des Kunstmärchens anders gedacht. Aus „Bulemanns Haus“ mag man zur Not noch einen bestimmten Gedanken herauslesen, in der „Regentrude“ wird man vergeblich nach ihm suchen; in einem Briefe vom 22. Dezember 1872 an Emil Kuh bezeichnete Storm „Hinzelmeier“ selbst als eine „phantastisch-allegorische Dichtung“, bei der der Dichter nicht mit vollem Glauben seine Geschichte erzähle, sondern „halb reflektierend“ daneben stehe. Mit dieser Bemerkung traf Storm entschieden das Richtige. Als er „Hinzelmeier“ schrieb, stand er noch ganz unter dem Einfluß der Märchendichtung der Nachfolger der Romantik, in der Erörterungen über Weltanschauung mit feinem Spott über allerlei Auswüchse des Menschenlebens und der Zeiterscheinungen verbunden waren. Besonders stark wirkte ein 1844 geschriebenes so geartetes Märchen seines Jugendfreundes Röse „Das Sonnenkind“, für das Geibel und Storm die Lieder lieferten. In ihm wird geschildert, wie ein Mensch auszieht, sein Glück, das Sonnenkind, zu suchen, aber beständig durch das Eingreifen eines bösen Geistes gehindert wird. In Stoff und Vortragsweise ist Storms Märchen diesem Werke des Jugendfreundes verwandt. Nur ein wichtiger Unterschied besteht: Storms Hinzelmeier gerät durch sein eigenes, falsches Streben nach Erkenntnis ins Unglück, nicht allein durch das Eingreifen einer schlimmen, außenstehenden Macht. Was Storm als Grundgedanken seiner nachdenklichen Geschichte betrachtet haben will, darüber kann kaum ein Zweifel bestehen. Der Besitz der Rosenjungfrau erschließt den Menschen zweierlei: das Reich der Dichtung und die segenspendende Kraft der Liebe. Mit Hinzelmeiers Streben nach dem Stein der Weisen wird der übergroße Erkenntnisdrang, von dem Storm nie viel gehalten hat, verurteilt und in seinen schlimmen Folgen für den Menschen gezeigt. Das ursprüngliche fünfte Kapitel „Der Rosengarten“ ließ Storms Absicht noch deutlicher erkennen. Aus ihm erfuhr der Leser, daß ein Reisegefährte Hinzelmeiers, der als einziger von viel anderen Musikanten den rechten Ton findet, mit einem frischen Liede den Eingang in den Rosengarten erkämpft:

Nun will ich die Welt bezwingen
In seligem Müßiggang;
Die Riegel sollen springen
Vor dem jauchzenden Geigenklang!

Die alte romantische Gegenüberstellung von nutzlosem Grübeln und frischem Erfassen des Lebens, die in E. T. A. Hoffmanns Märchen und auch in Novalis' Märchen vom Hyazinth und Rosenblütchen immer wiederkehrt, wird von Storm von neuem vorgenommen. Man mag auch, wie Storms Enkel Enno Krey es tat, noch weiter deuten und in dem Märchen Storms Überzeugung ausgedrückt finden, daß nur der Künstler den vollen Wert des Lebens kennenlernen kann. Anhalt dafür gibt der bei der Umarbeitung neu eingefügte Zug: die Perücke des Bürgermeisters wird Hinzelmeier zum Verhängnis. Ohne großen Zwang kann man die Perücke als ein Sinnbild des Spießbürgertums auffassen, das ebensowenig wie die Zunft der Weisen das Lebensglück findet.

Jedenfalls bedauert der Dichter die allzu Klugen, die ihr Lebensglück versäumen, ja, er macht sich sogar über sie lustig. Das Kapitel „Der Meisterschuß", für das Storm Anregungen aus Müllenhoffs Sammlung und aus Achim von Arnims Erzählung „Raphael und seine Frauen" erhalten haben mag, zeigt einen solchen feinen Spott. Der sozialistische Schriftsteller Johannes Wedde, der „Hinzelmeier" als ein „hochklassiges Stück deutscher Literatur" herausstrich, deutete dieses Kapitel sehr schön: die alten Formen des Wahns kann der Verstand zersprengen, aber der Kern des Übels bleibt: der Teufel kehrt in anderer Gestalt in die Welt zurück. Noch deutlicher wird der Spott in der Schilderung des Abenteuers mit dem Lederkäse, der für den gesuchten Stein der Weisen angesehen wird.

Märchenhaft wird man diese Art des Erzählens nicht mehr finden können: Storm hatte mit seinem Tadel der Darstellung bestimmter Gedanken durch bestimmte Sachen ganz recht. Gelegentlich wirkt seine Geschichte etwas dürr, und die ganze Erfindung von der Bedeutung der Rosenjungfrau, der Rose in dem kristallenen Becher, die ewige Jugend verleiht, stört durch die zu große Ähnlichkeit mit E. T. A. Hoffmanns Märchen, wie denn das Erfinden auch hier nicht Storms stärkste Seite ist; aber an anderen Stellen wird man mit Storm „die Sache ziemlich be-

fleischt“ und einzelne Teile recht „in Blut und Leben dargestellt“ finden. Das gilt vor allem von der rührenden Gestalt der Rosenjungfrau, von den Kapiteln „Der Eingang zum Rosengarten“, „Die Rosenjungfrau“ und von Hinzelmeiers traurigem Ende.

Die Buchausgabe der „nachdenklichen Geschichte“ wurde von Friedrich Eggers ohne nähere Besprechung in Nummer 1 des „Literaturblattes des deutschen Kunstblattes“ 1857 angezeigt; Fontane fand „Hinzelmeier sehr fein und etwas stormisch, was bei viel Lob einigen Tadel ausdrückt“, und der Beurteiler der „Blätter für literarische Unterhaltung“ 1859 hob freundlich die einheitliche und kunstgerechte Haltung hervor, nannte den Inhalt aber wenig ansprechend.

Erstes Kapitel.

Die weiße Wand.

In einem alten, weitläuftigen Hause wohnten Herr Hinzelmeier und die schöne Frau Abel: sie waren nun schon ins zwölfte Jahr verheiratet, ja die Leute in der Stadt zählten ihnen nach, daß sie zusammen schon fast an die achtzig Jahre auf dem Nacken hätten, und noch immer waren sie jung und schön und hatten weder ein Fältchen vor der Stirn, noch ein Hahnepfötchen unter den Augen. Daß dies nicht mit rechten Dingen zugehe, war nun freilich klar genug, und wenn die Hinzelmeierschen aufs Tapet kamen, so tranken die Stadtkaffeetanten drei Näpfchen mehr als am ersten Ostersonntagnachmittage. Die eine sagte: „Sie haben einen Jungbrunnen im Hofe!“ Die andere sagte: „Es ist eine Jungfernmühle!“ Die dritte sagte: „Ihr Bube, das Hinzelmeierlein, ist mit einer Glückshaube auf die Welt gekommen, und nun tragen die Alten sie wechselsweise, Nacht um Nacht!“ Das kleine Hinzelmeierlein dachte nun freilich nicht dergleichen; es kam ihm im Gegenteil ganz natürlich vor, daß seine Eltern immer jung und schön waren; aber gleichwohl bekam auch er sein Nüßchen, das er vergeblich zu knacken suchte.

Eines Herbstnachmittags, da es schon gegen das Zwielicht ging, saß er in dem langen Korridor des obern Stockwerks und spielte Einsiedler; denn weil die silbergraue Katze, welche sonst bei ihm zur Schule ging, eben in den Garten hinabgeschlichen war, um nach den Buchfinken zu sehen, so hatte er mit dem Professorspiel für heute aufhören müssen. Er saß nun als Einsiedler in einem Winkel und dachte sich allerhand, wohin wohl die Vögel flögen, und wie die Welt draußen wohl aussehen möge, und noch

viel Tiefsinnigeres; denn er wollte der Katze darüber auf den andern Tag einen Vortrag halten — als er seine Mutter, die schöne Frau Abel, an sich vorübergehen sah. „Heisa, Mutter!“ rief er; aber sie hörte ihn nicht, sondern ging mit raschen Schritten an das Ende des Korridors; hier blieb sie stehen und schlug mit dem Schnupftuch dreimal gegen die weiße Wand. — Hinzelmeier zählte in Gedanken „ein“ — „zwei“, und kaum hatte er „drei“ gezählt, als er die Wand sich lautlos öffnen und seine Mutter dadurch verschwinden sah; kaum konnte der Zipfel des Schnupftuchs noch mit hindurchschlüpfen, so ging alles mit einem leisen Klapp wieder zusammen, und der Einsiedler dachte nun auch noch darüber nach, wohin doch wohl seine Mutter durch die Wand gegangen sei. Darüber ward es allmählich dunkler, und das Dämmern in seinem Winkel war schon so groß geworden, daß es ihn ganz verschlungen hatte, da machte es, wie zuvor, einen leisen Klapp, und die schöne Frau Abel trat aus der Wand wieder in den Korridor hinein. Ein Rosenduft schlug dem Knaben entgegen, wie sie an ihm vorüberstrich. „Mutter, Mutter!“ rief er; aber er hielt sie nicht zurück; er hörte, wie sie die Treppe hinab und in das Zimmer des Vaters ging, wo er am Vormittag sein Schaukelpferd an den messingenen Ofenknopf gebunden hatte. Nun hielt es ihn nicht länger, er sprang durch den Korridor und ritt wie der Wind das Treppengeländer hinab. Als er ins Zimmer trat, war es voller Rosenduft, und es schien ihm fast, als wäre seine Mutter selber eine Rose, so leuchtend war ihr Antlitz. Hinzelmeier wurde ganz nachdenklich.

„Liebe Mutter“, sagte er endlich, „weshalb gehst du denn immer durch die Wand?“

Und als Frau Abel hierauf verstummte, sagte der Vater: „Ei nun, mein Sohn, weil die andern Leute immer durch die Tür gehen.“

Das war dem Hinzelmeier schon einleuchtend; bald aber wollte er mehr erfahren.

„Wohin gehst du denn, wenn du durch die Wand gehst“, fragte er weiter, „und wo sind denn die Rosen?“

Aber ehe er sich's versah, hatte der Vater ihn kopfüber aufs Schaukelpferd gestülpt, und die Mutter sang das schöne Lied:

Hatto von Mainz und Poppo von Trier
Ritten zusammen aus Lünebier;
Hatto hott hott! immer im Trott!
Poppo hopp hopp! immer Galopp!

Ein, zwei, drei!
Zelle vorbei;
Ein, zwei, drei, vier!
Nun sind wir schon hier.

„Bind' es los! bind' es los!" rief Hinzelmeier; und der Vater band das Rößlein vom Ofenknopf, und die Mutter sang, und der Reiter ritt hopp hinauf und hopp hinab und hatte bald alle Rosen und weißen Wände in der ganzen Welt vergessen.

Zweites Kapitel.

Der Zipfel.

Nun gingen manche Jahre hin, ohne daß Hinzelmeier eine Wiederholung des Wunders erlebt hätte; er dachte daher auch überall nicht mehr daran, obgleich seine Eltern jung und schön blieben, wie sie es immer gewesen waren, und oftmals auch im Winter der wunderbare Rosenduft sie umgab.

In dem einsamen Korridor des obern Stockwerks war Hinzelmeier jetzt nur selten noch zu finden; denn die Katze war vor Alter gestorben, und so war seine Schule aus Mangel an Schülern von selber eingegangen.

Es war ihm nun schon fast so, als müßte um einige Jahre der Bart zu wachsen anfangen; da ging er eines Nachmittags wieder in den alten Korridor hinauf, um die weißen Wände zu besichtigen, denn er wollte auf den Abend das berühmte Schattenspiel „Nebukadnezar und sein Nußknacker" zur Aufführung bringen. In dieser Absicht war er an das Ende des Ganges gekommen und be-

trachtete die weiße Querwand von oben bis unten, als er zu seiner Verwunderung den Zipfel eines Schnupftuches daraus hervorhängen sah. Er bückte sich, um es genauer zu betrachten; in der Ecke stand: A. H.; das konnte nichts anderes heißen als: Abel Hinzelmeier; es war das Schnupftuch seiner Mutter. Nun fing's in seinem Kopfe an zu schnurren, und die Gedanken arbeiteten rückwärts, weiter und weiter, bis sie bei dem ersten Kapitel dieser Geschichte plötzlich haltmachten. Hierauf suchte er das Schnupftuch aus der Wand herauszuziehen, was ihm auch nach einem etwas schmerzhaften Experimente glücklich gelang; dann schlug er, wie einst die schöne Frau Abel, dreimal mit dem Tuche gegen die Wand; und „ein — zwei — drei —!“ tat sie sich lautlos voneinander, Hinzelmeier schlüpfte hindurch und stand — wohin er am wenigsten zu gelangen dachte — auf dem Hausboden. Aber es war nicht daran zu zweifeln; dort stand der Urgroßmutterschrank mit den wackelköpfigen Pagoden, daneben seine eigne Wiege und weiterhin das Schaukelpferd, lauter ausgedientes Gerät; unter dem Balken längs an eisernen Haken hingen wie immer des Vaters lange Mäntel und Reisekragen und drehten sich langsam um sich selbst, wenn der Zug durch die offenen Bodenluken hereinstrich. „Sonderbar!“ sagte Hinzelmeier, „warum ging die Mutter denn doch immer durch die Wand?“ Da er indessen außer den bekannten Gegenständen nichts bemerken konnte, so wollte er durch die Bodentüre wieder ins Haus hinabgehen. Allein die Türe war nicht da. Er stutzte einen Augenblick und meinte anfänglich, sich nur geirrt zu haben, weil er von einer anderen Seite, als gewöhnlich, hinaufgelangt war. Er wandte sich daher und ging zwischen die Mäntel durch nach dem alten Schranke, um sich von hier aus zurechtzufinden; und richtig! dort gegenüber war die Tür; er begriff nicht, wie er sie hatte übersehen können. Als er aber darauf zuging, erschien ihm plötzlich wieder alles so fremd, daß er zu zweifeln begann, ob er auch vor der rechten Tür stehe. Allein soviel er wußte, gab es hier keine andere. Was ihn am meisten verwirrte, war, daß

die eiserne Klinke fehlte und auch der Schlüssel abgezogen war, der sonst immer aufzustecken pflegte. Er legte daher sein Auge an das Schlüsselloch, ob er vielleicht jemanden auf der Treppe oder dem Vorplatz gewahren könne, der ihn herabließe. Zu seinem Erstaunen sah er aber nicht auf die dunkle Treppe, sondern in ein helles, geräumiges Zimmer, von dessen Dasein er bisher keine Ahnung gehabt hatte.

In der Mitte desselben gewahrte er einen pyramidenförmigen Schrein, der von zwei goldschimmernden Türen verschlossen und mit wunderlicher Schnitzarbeit verziert war. Hinzelmeier wußte nicht recht, ob das enge Schlüsselloch seinen Blick verwirrte, aber es war ihm fast, als wenn die Gestalten der Schlangen und Eidechsen in der braunen Laubgirlande, welche sich an den Kanten hinunterzog, auf und ab raschelten, ja mitunter sogar die geschmeidigen Köpfe auf den Goldgrund der Türe hinüberreckten. Dies alles beschäftigte den Knaben so, daß er nun erst die schöne Frau Abel und ihren Eheherrn bemerkte, welche mit geneigtem Haupte vor dem Schreine niedergekniet waren. Unwillkürlich hielt er den Atem an, um nicht bemerkt zu werden, und nun hörte er die Stimmen seiner Eltern in leisem Gesange:

Rinke, ranke, Rosenschein,
Tu dich auf, du goldner Schrein!
Tu dich auf und schließ' uns ein,
Rinke, ranke, Rosenschein!

Während des Gesanges erstarrte in dem Laubwerk das Leben des Gewürmes; die goldenen Türen gingen langsam auf und zeigten in dem Innern des Schrankes einen kristallenen Becher, in welchem eine halberschlossene Rose auf schlankem Schafte stand. Allmählich öffnete sich der Kelch; weiter und weiter, bis eins der schimmernden Blätter sich ablöste und zwischen die Knieenden hinabfiel. Ehe es aber den Boden erreichte, zerstob es klingend in der Luft und füllte das Gemach mit rosenrotem Nebel.

Ein starker Rosenduft quoll durch das Schlüsselloch; der Knabe preßte sein Auge an die Öffnung, aber er ge-

wahrte nichts als dann und wann ein Leuchten, das in der roten Dämmerung aufbrach und wieder verschwand. Nach einer Weile hörte er Schritte an der Tür; er wollte aufspringen, aber ein heftiger Schmerz an der Stirn raubte ihm die Besinnung.

Drittes Kapitel.

Die Rose.

Als Hinzelmeier aus der Betäubung erwachte, lag er in seinem Bette; Frau Abel saß neben ihm und hielt seine Hand in der ihren. Sie lächelte, da er die Augen zu ihr aufschlug, und der Abglanz der Rose lag auf ihrem Antlitz. „Du hast zu viel erlauscht, um nicht noch mehr erfahren zu müssen“, sagte sie. „Nur darfst du für heute dein Bett nicht verlassen; aber währenddessen will ich dir das Geheimnis deiner Familie mitteilen. Du bist jetzt groß genug, um es zu wissen.“

„Erzähle nur, Mutter“, sagte Hinzelmeier und legte den Kopf zurück in die Kissen; und dann erzählte Frau Abel:

„Weit von dieser kleinen Stadt liegt der uralte Rosengarten, von dem die Sage geht, er sei am sechsten Schöpfungstage mit erschaffen worden. Innerhalb seiner Mauer stehen tausend rote Rosenbüsche, welche nie zu blühen aufhören; und jedesmal, wenn in unserem Geschlechte, welches in vielen Zweigen durch alle Länder der Welt verbreitet ist, ein Kind geboren wird, springt eine neue Knospe aus den Blättern. Jeder Knospe ist eine Jungfrau zur Pflegerin bestellt, welche den Garten nicht verlassen darf, bis die Rose von dem geholt worden, durch dessen Geburt sie entsprossen ist. Eine solche Rose, welche du vorhin gesehen hast, besitzt die Kraft, ihren Eigentümer zeitlebens jung und schön zu erhalten. Daher versäumt denn nicht leicht jemand, sich seine Rose zu holen; es kommt nur darauf an, den rechten Weg zu finden; denn der Eingänge sind viele und oft verwunderliche. Hier

führt es durch einen dicht verwachsenen Zaun, dort durch ein schmales Winkelpförtchen, mitunter“ — und Frau Abel sah ihren Eheherrn, der eben ins Zimmer trat, mit schelmischen Augen an — „mitunter auch durchs Fenster!“

Herr Hinzelmeier lächelte und setzte sich neben das Bette seines Sohnes. Dann erzählte Frau Abel weiter:

„Auf diese Weise wird die größte Zahl der Jungfrauen aus ihrer Gefangenschaft erlöst und verläßt mit dem Besitzer der Rose den Garten. Auch deine Mutter war eine Rosenjungfrau und pflegte sechzehn Jahre lang die Rose deines Vaters. Wer aber an dem Garten vorübergeht, ohne einzukehren, der darf niemals dahin zurück; nur der Rosenjungfrau ist es nach dreimal drei Jahren gestattet, in die Welt hinaus zu gehen, um den Rosenherrn zu suchen und sich durch die Rose aus der Gefangenschaft zu erlösen. Findet sie in dieser Zeit ihn nicht, so muß sie in den Garten zurück und darf erst nach wiederum dreimal dreien Jahren noch einmal den Versuch erneuern; aber wenige wagen den ersten, fast keine den zweiten Gang; denn die Rosenjungfrauen scheuen die Welt, und wenn sie ja in ihren weißen Gewändern hinausgehen, so gehen sie mit niedergeschlagenen Augen und zitternden Füßen; und unter hundert solcher Kühnen hat kaum eine einzige den wandernden Rosenherrn gefunden. Für diesen aber ist dann die Rose verloren, und während die Jungfrau zu ewiger Gefangenschaft zurückgegangen ist, hat auch er die Gnade seiner Geburt verscherzt und muß wie die gewöhnliche Menschheit kümmerlich altern und vergehen. — Auch du, mein Sohn, gehörst zu den Rosenherren, und kommst du in die Welt hinaus, dann vergiß den Rosengarten nicht.“

Herr Hinzelmeier neigte sich zur Frau Abel und küßte ihre seidenen Haare; dann sagte er, freundlich des Knaben andere Hand ergreifend: „Du bist jetzt groß genug! Möchtest du wohl in die Welt hinaus und eine Kunst erlernen?“

„Ja“, sagte Hinzelmeier, „aber es müßte eine große Kunst sein; so eine, die sonst noch niemand hat erlernen können!“

Frau Abel schüttelte sorgenvoll den Kopf; der Vater aber sagte: „Ich will dich zu einem weisen Meister bringen, der viele Meilen von hier in einer großen Stadt wohnt; da magst du dir selbst eine Kunst erwählen.“

Das war Hinzelmeier zufrieden.

Einige Tage darauf packte Frau Abel einen großen Koffer mit unzählig vielen Kleidern, und Hinzelmeier selber legte noch ein Rasierzeug hinein, damit er den Bart, wenn er käme, sogleich wieder abschneiden könne. Dann fuhr eines Tages der Wagen vor die Tür, und als die Mutter ihren Sohn zum Abschied umarmte, sagte sie unter Tränen zu ihm: „Vergiß die Rose nicht!“

Viertes Kapitel.

Krahirius.

Als Hinzelmeier ein Jahr bei dem weisen Meister gewesen war, schrieb er seinen Eltern, er habe sich nun eine Kunst erwählt, er wolle den Stein des Weisen suchen; nach zwei Jahren werde der Meister ihn lossprechen, dann wolle er auf die Wanderschaft und nicht eher zurückkehren, als bis er den Stein gefunden habe. Dies sei eine Kunst, welche noch von niemandem erlernt worden; denn auch der Meister sei eigentlich nur ein Altgesell, da der Stein noch keineswegs von ihm gefunden sei.

Als die schöne Frau Abel diesen Brief gelesen hatte, faltete sie ihre Finger ineinander und rief: „Ach, er wird nimmer in den Rosengarten kommen! Es wird ihm gehen wie unseres Nachbars Kasperle, der vor zwanzig Jahren ausgezogen und nimmer wieder nach Hause gekommen ist!“

Herr Hinzelmeier aber küßte seine schöne Frau und sagte: „Er mußte seinen Weg gehen! Ich wollte auch einmal den Stein der Weisen suchen und habe statt dessen die Rose gefunden.“

So blieb denn Hinzelmeier bei dem weisen Meister; und allmählich ging die Zeit herum. — —

Es war schon tief in der Nacht. Hinzelmeier saß vor einer qualmenden Lampe über einen Folianten gebückt. Aber es wollte ihm heute nicht gelingen; er fühlte es in seinen Adern klopfen und gären, es überfiel ihn eine Angst, als könne ihm auf immer das Verständnis für die tiefe Weisheit der Formeln und Sprüche verloren gehen, welche das alte Buch bewahrte.

Mitunter wandte er sein blasses Gesicht ins Zimmer zurück und starrte gedankenlos in den Winkel, wo die grämliche Gestalt seines Meisters vor einem niedrigen Herde zwischen glühenden Kolben und Tiegeln hantierte; mitunter, wenn die Fledermäuse an den Scheiben vorüberstrichen, sah er verlangend in die Mondnacht hinaus, die wie ein Zauber draußen über den Feldern lag. Neben dem Meister kauerte die Kräuterfrau am Boden. Sie hatte den grauen Hauskater auf dem Schoß und stäubte ihm sanft die Funken aus dem Pelz. Manchmal, wenn es so recht behaglich knisterte und das Tier vor angenehmem Grausen mauzte, langte der Meister liebkosend nach ihm zurück und sagte hustend: „Die Katze ist die Genossin des Weisen!“

Plötzlich scholl von außen her, von der First des Daches, das unter dem Fenster lag, ein langgezogener, sehnsüchtiger Laut, wie dessen von allen Tieren nur die Katze und nur im Lenze mächtig ist. Der Kater richtete sich auf und krallte seine Klauen in die Schürze des alten Weibes. Noch einmal rief es draußen. Da sprang das Tier mit einem derben Satz auf den Fußboden und über Hinzelmeiers Schultern durch die Scheiben ins Freie, daß die Glasscherben klingend hinterdrein stoben.

Ein süßer Primelduft strich mit dem Zug ins Zimmer. Hinzelmeier sprang empor. „Es ist Frühling, Meister!“ rief er und warf seinen Stuhl zurück.

Der Alte senkte seine Nase noch tiefer in den Tiegel. Hinzelmeier ging auf ihn zu und packte ihn an der Schulter. „Hört Ihr's nicht, Meister?“

Der Meister griff sich in den graugemischten Bart und stierte den Jungen blöd durch seine grüne Brille an.

„Das Eis birst!“ rief Hinzelmeier, „es läutet in der Luft!“

Der Meister faßte ihn ums Handgelenk und begann die Pulsschläge zu zählen. „Sechsundneunzig!“ sagte er bedenklich. — Aber Hinzelmeier achtete dessen nicht, sondern verlangte seinen Abschied, und noch in selber Stunde. Da hieß der Meister ihn Stab und Ranzen nehmen und trat mit ihm vor die Haustür, von wo sie weit ins Land hineinsehen konnten. Die unabsehbare Ebene lag in klarem Mondlicht zu ihren Füßen. Hier standen sie still; das Antlitz des Meisters war gefurcht von tausend Runzeln, sein Rücken war gebeugt, sein Bart hing tief über seinen braunen Talar hinab; er sah unsäglich alt aus. Auch Hinzelmeiers Gesicht war blaß, aber seine Augen leuchteten.

„Deine Zeit ist um“, sprach der Meister zu ihm. „Kniee nieder, damit du losgesprochen werdest!“ Dann zog er ein weißes Stäbchen aus dem Ärmel, und dem Knieenden dreimal damit den Nacken berührend, sprach er:

Das Wort ist gegeben
Unter die Geister;
Ruf es ins Leben,
So bist du der Meister.
Vorhanden ist es in keinem Reich.
Es ist ein Name, ein Dunst;
Finden und schaffen zugleich,
Das ist die Kunst!

Dann hieß er ihn aufstehen. Ein Frösteln durchfuhr den Jüngling, als er in das greise, feierliche Angesicht des Meisters blickte. Er nahm Stab und Ranzen vom Boden und wollte von dannen gehen, aber der Meister rief: „Vergiß den Raben nicht!“ Er griff mit der hageren Faust in seinen Bart und riß ein schwarzes Haar heraus. Das blies er durch die Finger; da schwang es sich als Rabe in die Luft.

Nun schwenkte er den Stab im Kreise um sein Haupt, und wie er schwenkte, flog der Rabe; dann streckte er den Arm aus, und der Vogel setzte sich auf seine Faust. Hier-

auf hob er die grüne Brille von seiner Nase; und während er sie auf des Raben Schnabel klemmte, sprach er:

Wege sollst du weisen,
Krahirius sollst du heißen!

Da schrie der Rabe: „krahira! krahira!“ und hüpfte mit ausgespreizten Flügeln auf Hinzelmeiers Schulter. Der Meister aber sprach zu diesem:

Wanderspruch und Wanderbuch
Hast du nun; und nun genug!

Dann wies er mit dem Finger in das Tal hinab, wo der unendliche Weg über die Ebene lief, und während Hinzelmeier, mit dem Reisehute grüßend, in die Frühlingsnacht hinausging, schwang Krahirius sich auf und flog zu seinen Häupten.

Fünftes Kapitel.

Der Eingang zum Rosengarten.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel. Hinzelmeier hatte einen Richtweg über ein Feld mit grüner Wintersaat eingeschlagen, das sich unabsehbar vor ihm ausdehnte. Zu Ende desselben führte der Steig durch eine Öffnung des Walles auf einen geräumigen Platz hinaus, und Hinzelmeier stand vor den Gebäuden eines großen Bauernhofes. Es hatte zuvor geregnet; nun dampften die Strohdächer in der herben Frühlingssonne. Er stieß seinen Wanderstab in den Boden und blickte zur First des Wohnhauses hinauf, wo ein Volk von Sperlingen sein Wesen trieb. Plötzlich sah er aus einem der beiden weißen Schornsteine eine glänzende Scheibe in die Luft steigen, sich langsam im Sonnenscheine wenden und darauf wieder in den Schornstein hinabfallen.

Hinzelmeier zog seine Taschenuhr hervor. „Es ist Mittag!“ sagte er, „sie backen Eierkuchen.“ — Ein lieblicher Duft verbreitete sich, und wieder stieg ein Eierkuchen in den Sonnenschein hinauf und sank nach einer kurzen Weile in den Schornstein zurück.

Der Hunger meldete sich; Hinzelmeier trat ins Haus und gelangte über einen breiten Flur in eine hohe, geräumige Küche, wie solche in größeren Gehöften zu sein pflegen. Am Herde, auf dem ein helles Reisigfeuer brannte, stand eine stämmige Bäuerin und tat den Teig in die zischende Pfanne.

Krahirius, der lautlos hinterdrein geflogen war, setzte sich auf den Herdmantel, während Hinzelmeier fragte, ob er für Geld und gute Worte eine Mahlzeit hier bekommen könne.

„Hier ist kein Wirtshaus!" sagte die Frau und schwang ihre Pfanne, daß der Eierkuchen prasselnd in den schwarzen Schlott hinauffuhr und erst nach einer ganzen Weile mit der Oberseite in die Pfanne zurückklatschte.

Hinzelmeier griff nach seinem Stecken, den er beim Eintritt an die Tür gestellt hatte; allein die Alte fuhr mit der Gabel in den Eierkuchen und stülpte ihn rasch auf eine Schüssel. „Nun, nun!" sagte sie, „so war es nicht gemeint; setz' Er sich nur; hier ist just einer fertig." Dann schob sie ihm einen hölzernen Stuhl an den Küchentisch und setzte den dampfenden Kuchen nebst Brot und einem Kruge jungen Landweins vor ihn hin.

Das ließ Hinzelmeier sich gefallen und hatte bald die derbe Speise und ein gut Teil des festen Roggenbrots verzehrt. Dann setzte er den Krug an den Mund und tat einen herzhaften Zug auf die Gesundheit der Alten, und dann zu seiner eigenen Gesundheit noch manchen anderen hinterher. Das machte ihn so vergnügt, daß er ganz wie von selber zu singen anhub. „Er ist ja ein lustiger Mensch!" rief die Alte von ihrem Herde hinüber. Hinzelmeier nickte: ihm fielen auf einmal alle Lieder wieder ein, die er vorzeiten im elterlichen Hause von seiner schönen Mutter gehört hatte. Nun sang er sie, eines nach dem andern:

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind von Hall und Wiederhall
Die Rosen aufgesprungen.

Sie war doch sonst ein wildes Blut,
Nun geht sie tief in Sinnen;
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet still der Sonne Glut
Und weiß nicht, was beginnen.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen! — —

Da wurde in der Wand, dem Herde gegenüber, unter den Reihen der blanken Zinnteller, ein Schiebfensterchen zurückgezogen, und ein schönes, blondes Mädchen, es mochte des Hauswirts Tochter sein, steckte neugierig den Kopf in die Küche.

Hinzelmeier, der das Klirren der Fensterscheiben vernommen hatte, hörte auf zu singen und ließ seine Augen an den Wänden der Küche umherwandern; über das Butterfaß und die blanken Käsekessel und über den breiten Rücken der Alten bis an das offene Schiebfensterchen, wo sie an zwei anderen jungen Augen hängen blieben.

Das Mädchen wurde ganz rot. — „Er singt schön!" sagte sie endlich.

„Es kam mir nur so", erwiderte Hinzelmeier. „Ich singe sonst gar nicht."

Dann schwiegen beide eine Weile, und man hörte nur das Zischen der Pfanne und das Prasseln der Eierkuchen.

„Der Kaspar singt auch schön!" hub das Mädchen wieder an.

„Freilich wohl!" meinte Hinzelmeier.

„Ja", sagte das Mädchen, „aber so schön wie Er macht er's doch nicht. Wo hat Er denn das schöne Lied her?"

Hinzelmeier antwortete nicht darauf, sondern trat auf einen umgestürzten Zuber, der unter dem Schiebefenster stand, und sah an dem Mädchen vorbei in die Kammer. — Drinnen war voller Sonnenschein. Auf den roten Fliesen der Diele lagen die Schatten von Nelken- und Rosenstöcken, welche seitwärts vor einem Fenster stehen mochten. Plötzlich wurde im Hintergrund der Kammer eine Tür aufgerissen. Der Frühlingswind brauste herein und riß dem Mädchen ein blauseidenes Band von der Riegel-

haube[1]; dann fuhr er durchs Schiebfenster und trieb seine Beute kreiselnd in der Küche umher. Hinzelmeier aber warf seinen Hut danach und fing es wie einen Sommervogel.

Das Fenster war ein wenig hoch. Er wollte es dem Mädchen hinauflangen, sie bückte sich zu ihm heraus; da fuhren beide mit den Köpfen aneinander, daß es krachte. Das Mädchen schrie, die Zinnteller klirrten, Hinzelmeier wurde ganz konfus.

„Er hat einen gar wackern Kopf!“ sagte das Mädchen und wischte sich mit ihrer Hand die Tränen von den Wangen. Als aber Hinzelmeier sich das Haar aus der Stirn strich und ihr herzhaft ins Gesicht schaute, da schlug sie die Augen nieder und fragte: „Er hat sich doch kein Leids getan?“

Hinzelmeier lachte. „Nein, Jungfer!“ rief er — er wußte selbst nicht, wie es ihm auf einmal einfallen mußte — „nimm Sie mir's nicht übel, aber Sie hat gewiß schon einen Schatz?“

Sie setzte die Faust unters Kinn und wollte ihn trotzig ansehen, aber ihre Augen blieben an den seinen hängen. — „Er faselt wohl“, sagte sie leise.

Hinzelmeier schüttelte den Kopf; es wurde ganz still zwischen den beiden.

„Jungfer!“ sagte nach einer Weile Hinzelmeier, „ich möchte Ihr das Band in die Kammer bringen!“

Das Mädchen nickte.

„Wo geht denn aber der Weg?“

Es klang ihm in den Ohren: „Mitunter auch durchs Fenster!“ — Das war die Stimme seiner Mutter. Er sah sie an seinem Bette sitzen; er sah sie lächeln; es war ihm plötzlich, als stehe er in einem rosenroten Nebel, der aus dem offenen Schiebfenster in die Küche hereinzog. Er trat wieder auf den Zuber und legte seine Hände um den Nacken des Mädchens. Da sah er durch die offene Kammertür in einen Garten, darinnen standen die blühenden

[1] Kleine gestickte Haube, wie sie in Bayern und Tirol gebräuchlich ist.

Rosenbüsche wie ein rotes Meer, und in der Ferne sangen kristallne Mädchenstimmen:

Rinke, ranke, Rosenschein,
Tu dich auf und schließ' uns ein!

Hinzelmeier drängte das Mädchen sanft in die Kammer zurück und stemmte die Hände auf das Fensterbrett, um sich mit einem Satz hineinzuschwingen; da hörte er es „krahira, krahira!" über seinem Kopfe schwirren, und ehe er sich's versah, ließ der Rabe die grüne Brille aus der Luft und gerade auf seine Nase fallen. Nur wie im Traume sah er noch das Mädchen die Arme nach ihm ausstrecken; dann war auf einmal alles vor seinen Augen verschwunden; aber in weiter Ferne sah er durch die grünen Gläser eine dunkle Gestalt in einem tiefen Felsenkessel sitzen, welche mit einem Stemmeisen eifrig in den Grund zu bohren schien.

Sechstes Kapitel.

Ein Meisterschuß.

„Der sucht den Stein der Weisen!" dachte Hinzelmeier, und seine Wangen begannen zu brennen; er schritt wacker auf die Erscheinung los; aber es war weiter, als es durch die Brillengläser aussah; er rief dem Raben, der mußte mit seinen Flügeln ihm die Schläfe fächeln. Erst nach Stunden hatte er den Grund der Schlucht erreicht. Nun sah er eine schwarze, rauhe Gestalt vor sich, die hatte zwei Hörner an der Stirn und einen langen Schwanz, den ließ sie hinter sich über das Gestein hinabhängen. Bei Hinzelmeiers Ankunft nahm sie das Stemmeisen zwischen die Zähne und begrüßte ihn mit dem verbindlichsten Kopfnicken, während sie mit der Schwanzquaste den Bohrstaub zusammenfegte. Hinzelmeier wurde fast um die Anrede verlegen, deshalb nickte er jedesmal mit gleicher Verbindlichkeit wieder, so daß also diese Komplimente von beiden Seiten eine Zeitlang fortdauerten. Endlich sagte der andere: „Sie kennen mich wohl nicht?"

„Nein", sagte Hinzelmeier. „Sind Sie vielleicht ein Pumpenmeister?"

„Ja", sagte der andere, „so etwas ähnliches; ich bin der Teufel."

Das wollte Hinzelmeier nicht glauben; aber der Teufel sah ihn mit zwei solchen Eulenaugen an, daß er am Ende gründlich überzeugt wurde und ganz bescheiden sagte: „Dürfte ich mir die Frage erlauben, ob Sie mit diesem ungeheuern Loche ein physikalisches Experiment beabsichtigen?"

„Kennen Sie die ultima ratio regum[1]?" fragte der Teufel.

„Nein", sagte Hinzelmeier. „Die ratio regum hat nichts mit meiner Kunst zu schaffen."

Der Teufel kratzte sich mit dem Pferdehuf hinter den Ohren und sagte dann, einen überlegenen Ton annehmend: „Mein Kind, weißt du, was eine Kanone ist?"

„Freilich", sagte Hinzelmeier lächelnd; denn das ganze hölzerne Arsenal aus seiner Knabenzeit sah er plötzlich im Geiste vor sich aufgepflanzt.

Der Teufel klatschte vor Vergnügen mit seinem Schwanze auf den Felsen. „Drei Pfund Schießpulver, ein Fünkchen Höllenfeuer dazu; dann —!" Hier steckte er die eine Tatze in das Bohrloch, und indem er die andere auf Hinzelmeiers Schulter legte, sagte er vertraulich: „Die Welt ist unregierlich geworden. Ich will sie in die Luft sprengen."

„Alle Wetter!" schrie Hinzelmeier, „das ist ja aber eine Radikalkur, eine wahre Pferdekur!"

„Ja", sagte der Teufel, „ultima ratio regum! versichere Sie, es gehört eine übermenschlich gute Natur dazu, um so etwas auszuhalten! Aber nun entschuldigen Sie ein Weilchen; ich muß ein wenig inspizieren." Mit diesen Worten zog er den Schwanz zwischen die Schenkel und sprang in das Bohrloch hinab. Da überfiel den Hinzelmeier auf einmal eine ganz übernatürliche Courage, so

---

[1] Das letzte Mittel der Könige; eine alte Inschrift auf Kanonen.

daß er bei sich beschloß, den Teufel aus der Welt zu schießen. Mit fester Hand zog er seine Zunderbüchse aus der Tasche, pinkte Feuer und warf es in das Bohrloch; dann zählte er: „ein — zwei —“; aber er hatte noch nicht „drei“ gezählt, so entlud sich diese grundlose Pistole ihres Schusses samt ihrer Vorladung. Die Erde machte einen fürchterlichen Seitensprung durch den Himmel. Hinzelmeier stürzte in die Kniee; der Teufel aber flog wie eine Bombe durch die Luft, von einem Planetensystem in das andere, wo ihn die Anziehungskraft unseres Weltkörpers nicht mehr erreichen konnte. Hinzelmeier blickte ihm eine Weile nach; als er aber immer weiter und weiter flog und gar nicht damit aufhören wollte, so gingen ihm endlich die Augen über. Sobald daher die Erde sich insoweit beruhigt hatte, daß mit zwei Beinen wieder auf ihr zu stehen war, sprang er auf und blickte um sich her. Zu seinen Füßen gähnte ihn der schwarze, ausgebrannte Mörser an; von Zeit zu Zeit quoll eine Wolke braunen Rauchs heraus und zog sich träge an den Felsen hin. Aber schon brach die Sonne durch den Dunst und vergoldete überall die Spitzen des Gesteines. Da nahm Hinzelmeier seine Tabakspfeife aus der Tasche, und die blauen Wolken vor sich hinblasend, rief er triumphierend: „Den Stein des Anstoßes habe ich aus der Welt geschossen; wohlan! der Stein der Weisen kann mir nicht entgehen!“

Damit setzte er seine Wanderung fort, und Krahirius flog zu seinen Häupten.

Siebentes Kapitel.

Die Rosenjungfrau.

Aber er wanderte hin und her, kreuz und quer, er wurde müder und müder, sein Rücken wurde gekrümmt; aber immer fand er doch den Stein der Weisen nicht. So waren neun Jahre dahingegangen, als er eines Abends in ein Wirtshaus einkehrte, welches am Eingange einer großen Stadt belegen war. Krahirius nahm sich mit der

Klaue die Brille herunter und putzte sie an seinen Flügeln; dann setzte er sie wieder auf und hüpfte in die Küche. Als die Hausleute ihn sahen, lachten sie über seine Brille, nannten ihn „Herr Professor", und warfen ihm die fettsten Bissen vor.

„Wenn Ihr der Herr des Vogels seid", sagte der Wirt zu Hinzelmeier, „so ist nach Euch gefragt worden."

„Freilich bin ich das —" sagte Hinzelmeier.

„Wie heißt Ihr denn?"

„Ich heiße Hinzelmeier."

„Ei, ei", sagte der Wirt, „Ihren Herrn Sohn, den Gemahl der schönen Frau Abel, den kenne ich recht wohl."

„Das ist mein Vater", sagte Hinzelmeier verdrießlich, „und die schöne Frau Abel ist meine Mutter."

Da lachten die Leute und sagten, der Herr sei außerordentlich spaßhaft. Hinzelmeier aber sah vor Zorn in einen blanken Kessel.

Da starrte ihm ein grämliches Angesicht entgegen, voll Runzeln und Hahnepfötchen, und er gewahrte nun wohl, daß er abscheulich alt geworden sei.

„Ja, ja!" rief er und schüttelte sich, als gelte es aus einem schweren Traum zu kommen; „wo war es doch? Ich war ja dicht davor." Dann erkundigte er sich bei dem Wirte, wer nach ihm gefragt habe.

„Es war nur eine arme Dirne", sagte der Wirt, „sie trug ein weißes Kleid und ging mit nackten Füßen."

„Das war die Rosenjungfrau!" rief Hinzelmeier.

„Ja", antwortete der Wirt, „ein Sträußermädel mag es wohl sein, sie hatte aber nur noch eine Rose in ihrem Körbchen."

„Wohin ist sie gegangen?" rief Hinzelmeier.

„Wenn Ihr sie sprechen müßt", sagte der Wirt, „so werdet Ihr sie schon in der Stadt an einer Straßenecke finden können."

Als Hinzelmeier das gehört hatte, schritt er eilig zum Hause hinaus und in die Stadt hinein; Krahirius, die Brille auf dem Schnabel, flog krächzend hinterher. Es ging aus einer Straße in die andere, und an allen Ek-

steinen standen Blumenmädchen; aber sie trugen plumpe Schnallenschuhe und boten schreiend ihre Ware feil. Das waren keine Rosenjungfrauen. — Endlich, als schon die Sonne hinter den Häusern hinab war, gelangte Hinzelmeier an ein altes Haus, aus dessen offner Tür ein zartes Leuchten auf die dämmerige Gasse herausdrang. Krahirius warf den Kopf zurück und schlug ängstlich mit den Flügeln; Hinzelmeier aber achtete dessen nicht und trat über die Schwelle in einen weiten Hausflur, der ganz von rotem Schimmer erfüllt war. Tief im Hintergrunde, auf der untersten Stufe einer Wendeltreppe, sah er ein blasses Mädchen sitzen; in einem Körbchen, das sie auf ihrem Schoße hielt, lag eine rote Rose, aus deren Kelch das zarte Licht hervorbrach. Das Mädchen schien ermüdet; denn sie setzte eben die Lippen von einem irdenen Wasserkruge, der ihr von einem kleinen Knaben mit beiden Händen vorgehalten wurde. Ein großer Hund, der neben ihr an der Treppe lag und, wie das Kind, hier zu Hause zu gehören schien, legte den Kopf an ihr weißes Gewand und leckte ihre nackten Füße. — „Das ist sie!" sagte Hinzelmeier, und seine Schritte wurden unsicher vor Hoffen und Erwarten. Und als die Jungfrau nun ihr Antlitz gegen ihn erhob, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, und er erkannte mit einemmal das Mädchen aus der Bauernküche; nur trug sie heute nicht das bunte Mieder, und das Rot auf ihren Wangen war nur der Abglanz von dem Rosenlichte.

„O du!" rief Hinzelmeier, „nun wird noch alles, alles gut!"

Sie streckte die Arme nach ihm aus; sie wollte lächeln, aber die Tränen sprangen ihr in die Augen. „Wo ist Er denn so lange in der Welt umhergelaufen?" sagte sie.

Und als er nun in ihre Augen sah, da erschrak er vor lauter Freude; denn dort stand sein eigenes Bild, aber kein Bild, wie es ihn kurz vorher aus dem kupfernen Kessel angeglotzt hatte; nein, ein Gesicht, so jung und frisch und lustig, daß er laut aufjauchzen mußte; er hätte es um alle Welt nicht lassen können. — —

Da quoll von der Straße her ein Menschenschwarm ins Haus, schreiend und mit den Händen fechtend. „Hier steht der Herr des Vogels!“ rief ein untersetztes Männlein; dann drangen alle auf Hinzelmeier ein.

Dieser faßte die Hand des Mädchens und fragte: „Was ist es mit dem Raben?“

„Was es ist?“ sagte der Dicke, „dem Herrn Bürgermeister hat er die Perücke gestohlen!“ — „Ja, ja!“ riefen alle, „und nun sitzt es draußen auf der Dachrinne, das Ungetüm, und hat die Perücke in den Klauen und glotzt ihre Wohlweisheit durch seine grünen Brillengläser an!“

Hinzelmeier wollte reden, aber sie nahmen ihn in ihre Mitte und schoben ihn gegen die Tür. Mit Schrecken fühlte er die Hand der Rosenjungfrau aus der seinen gleiten. So kam er auf die Straße.

Droben auf der Dachrinne des Hauses saß noch immer der Rabe und sah mit seinen schwarzen Augen lauernd auf die aus dem Hause Kommenden hinab. Plötzlich öffnete er die Klaue; und während die Bürger mit Stöcken und Regenschirmen nach der Perücke ihres Bürgermeisters in der Luft umherlangten, hörte Hinzelmeier es „krahira, krahira!“ über seinem Haupte schwirren, und in demselben Augenblicke saß auch die grüne Brille schon auf seiner Nase.

Da war auf einmal die Stadt vor seinen Augen verschwunden; aber durch die Brillengläser sah er zu seinen Füßen ein grünes Tal mit Meierhöfen und Dörfern. Sonnenbeschienene Wiesen zogen sich ringsumher, auf welchen barfüßige Dirnen mit blanken Milcheimern durch das Gras schritten, während in weiterer Entfernung von den Dörfern junge Kerle die Sense schwangen. Was aber Hinzelmeiers Augen fesselte, war die Gestalt eines Menschen in rot und weißer Bluse, mit einer spitzen Kappe auf dem Kopfe, welcher inmitten einer Wiese mit auf den Knieen gestützten Armen in nachdenklicher Stellung auf einem Steine zu sitzen schien.

Achtes Kapitel.

Nachbars Kasperle.

Da dachte Hinzelmeier: „Das ist der Stein der Weisen!“ und ging geradenweges auf ihn zu. Der Mensch aber beharrte in seiner nachdenklichen Stellung, nur daß er zu Hinzelmeiers Erstaunen seine große Nase wie Gummielastikum über das Kinn herabzog.

„Ei, lieber Herr, was treibt Ihr denn da?“ rief Hinzelmeier.

„Das weiß ich nicht“, sagte der Mann, „aber ich habe da eine verwünschte Glocke an der Mütze, die mich abscheulich im Denken stört.“

„Warum zupft Ihr Euch denn aber so entsetzlich an der Nase?“

„Oh“, sagte der Mensch und ließ den Nasenzipfel fahren, daß er mit einem Klaps wieder in seine alte Form zurückschnellte — „da bitte ich um Entschuldigung; aber ich leide oftmals an Gedanken, denn ich suche den Stein der Weisen.“

„Mein Gott!“ sagte Hinzelmeier, „da seid Ihr wohl gar des Nachbars Kasperle, der gar nicht wieder nach Haus gekommen ist?“

„Ja“, sagte der Mensch und reichte Hinzelmeiern die Hand, „der bin ich.“

„Und ich bin Nachbars Hinzelmeier“, sagte dieser, „und suche auch den Stein der Weisen.“

Hierauf reichten sie sich noch einmal die Hände und kreuzten dabei die Finger auf eine Weise, woran sie sich gegenseitig als Eingeweihte erkannten. Dann sagte Kasperle: „Ich suche den Stein der Weisen jetzt nicht mehr.“

„Da reist Ihr vielleicht nach dem Rosengarten?“ rief Hinzelmeier.

„Nein“, sagte Kasperle, „ich suche den Stein nicht mehr; aber ich habe ihn bereits gefunden.“

Da verstummte Hinzelmeier eine ganze Zeitlang; endlich faltete er andächtig die Hände und sagte feierlich: „Es

mußte schon so kommen, ich wußte es wohl; denn ich habe vor neun Jahren den Teufel aus der Welt geschossen."

„Das muß sein Sohn gewesen sein", sagte der andere, „dem alten Teufel bin ich noch vorgestern begegnet."

„Nein", sagte Hinzelmeier, „es war der alte Teufel; denn er hatte Hörner vor der Stirn und einen Schwanz mit schwarzer Quaste. Aber erzählt mir doch, wie Ihr den Stein gefunden habt."

„Das ist einfach", sagte Kasperle; „dort unten im Dorfe wohnen lauter dumme Leute, die nur mit Schafen und Rindvieh verkehren; sie wußten nicht, welchen Schatz sie besaßen; da habe ich ihn in einem alten Keller gefunden und mit drei Sechslingen das Pfund bezahlt. Und nun denke ich bereits seit gestern darüber nach, wozu er nütze sei, und hätte es vermutlich schon gefunden, wenn mich die verwünschte Glocke nicht dabei gestört hätte."

„Lieber Herr Kollege!" sagte Hinzelmeier, „das ist eine höchst kritische Frage, woran vor Euch wohl noch kein Mensch gedacht hat! Aber wo habt Ihr denn den Stein?"

„Ich sitze darauf", sagte Kasperle und zeigte aufstehend Hinzelmeiern den runden, wachsgelben Körper, worauf er bisher gesessen hatte.

„Ja", sagte Hinzelmeier, „es ist kein Zweifel, Ihr habt ihn wirklich gefunden; aber nun laßt uns bedenken, wozu er nütze sei."

Damit setzten sie sich einander gegenüber auf den Boden, indem sie den Stein zwischen sich nahmen und die Ellenbogen auf ihre Kniee stützten.

So saßen und saßen sie; die Sonne ging unter, der Mond ging auf, und noch immer hatten sie nichts gefunden. Mitunter fragte der eine: „Habt Ihr's?" aber der andere schüttelte immer mit dem Kopfe und sagte: „Nein, ich nicht; habt Ihr's?" und dann antwortete der andere: „Ich auch nicht."

Krahirius ging ganz vergnügt im Grase auf und nieder und fing sich Frösche. Kasperle zupfte sich schon wieder an seiner schönen, großen Nase; da ging der Mond unter und die Sonne kam herauf, und Hinzelmeier fragte wie-

der: „Habt Ihr's?“ und Kasperle schüttelte wieder den Kopf und sagte: „Nein, ich nicht; habt Ihr's?“ und Hinzelmeier antwortete trübselig: „Ich auch nicht.“

Dann dachten sie wieder eine ganze Weile nach; endlich sagte Hinzelmeier: „So müssen wir erst die Brille polieren, dann werden wir hernach schon sehen, wozu er nütze sei.“ Und kaum hatte Hinzelmeier seine Brille abgenommen, so ließ er sie vor Erstaunen ins Gras fallen und rief: „Ich hab' es! Herr Kollege, man muß ihn essen! Nehmt nur gefälligst die Brille von Eurer schönen Nase.“

Da nahm auch Kasperle die Brille herunter, und nachdem er seinen Stein eine Weile betrachtet hatte, sagte er: „Dieses ist ein sogenannter Lederkäse und muß mit des Himmels Hülfe gegessen werden. Bedienen Sie sich, Herr Kollege!“

Und nun zogen beide ihre Messer aus der Tasche und hieben wacker in den Käse ein. Krahirius kam herbeigeflogen, und nachdem er die Brille aus dem Grase aufgesammelt und über seinen Schnabel geklemmt hatte, setzte er sich gemächlich zwischen die Essenden und schnappte nach den Rinden.

„Ich weiß nicht“, sagte Hinzelmeier, nachdem der Käse verzehrt war, „mir ist unmaßgeblich zumute, als wäre ich dem Stein der Weisen um ein Erkleckliches näher gerückt.“

„Wertester Herr Kollege“, erwiderte Kasperle, „Ihr sprecht aus meiner Seele. So laßt uns denn ungesäumt unsere Wanderung fortsetzen.“

Nach diesen Worten umarmten sie sich; Kasperle ging nach Westen, Hinzelmeier nach Osten, und zu seinen Häupten, die Brille auf dem Schnabel, flog Krahirius.

Neuntes Kapitel.

Der Stein der Weisen.

Aber er wanderte hin und her, kreuz und quer, sein Haar ergraute, seine Beine wurden wankend; am Stabe ging er von Land zu Land, und immer fand er doch den

Stein der Weisen nicht. So waren noch einmal neun Jahre vergangen, als er eines Abends, wie er es jeden Abend zu tun pflegte, in ein Wirtshaus trat. Krahirius putzte wie gewöhnlich seine Brille und hüpfte dann in die Küche, um sich sein Abendbrot zu betteln. Hinzelmeier trat in die Stube und lehnte seinen Stab in die Kachelofenecke; dann setzte er sich still und müde in den großen Lehnstuhl. Der Wirt stellte einen Krug Wein vor ihn hin und sagte freundlich: „Ihr scheinet müde, lieber Herr; trinket nur, das wird Euch stärken!"

„Ja", sagte Hinzelmeier und faßte den Krug mit beiden Händen, „sehr müde; ich bin lange gewandert, sehr lange." Dann schloß er die Augen und tat einen durstigen Zug aus dem Weinkruge.

„Wenn Ihr der Herr des Vogels seid, so glaube ich fast, es ist nach Euch gefragt worden", sagte der Wirt. „Wie heißet Ihr denn, lieber Herr?"

„Ich heiße Hinzelmeier."

„Nun", sagte der Wirt, „Euren Enkel, den Gemahl der schönen Frau Abel, den kenne ich recht wohl."

„Das ist mein Vater", sagte Hinzelmeier, „und die schöne Frau Abel ist meine Mutter."

Der Wirt zuckte mit den Achseln, und indem er sich nach seiner Schenke wandte, sagte er bei sich selber: „Der arme alte Mann ist kindisch geworden."

Hinzelmeier ließ den Kopf auf seine Brust sinken und erkundigte sich, wer nach ihm gefragt habe.

„Es war nur eine arme Dirne", sagte der Wirt, „sie trug ein weißes Kleid und ging mit nackten Füßen." Da lächelte Hinzelmeier und sagte leise: „Das war die Rosenjungfrau, nun wird es bald besser werden. Wohin ist sie gegangen?"

„Es schien ein Blumenmädchen zu sein", sagte der Wirt, „wenn Ihr sie sprechen wollt, Ihr werdet sie leicht an den Straßenecken finden können."

„Ich muß ein Weilchen schlafen", sagte Hinzelmeier, „gebt mir eine Kammer, und wenn der Hahn kräht, dann klopft an meine Tür."

Nun gab der Wirt ihm eine Kammer, und Hinzelmeier legte sich zur Ruhe. Er träumte von seiner schönen Mutter; er lächelte, sie sprach im Traume zu ihm. Da flog Krahirius durch das offene Fenster und setzte sich zu seinen Häupten auf das Bett. Er sträubte seine schwarzen Federn und hackte mit seiner Klaue sich die Brille von dem Schnabel. Dann stand er unbeweglich auf einem Bein und sah auf den Schlafenden hinunter. Der träumte weiter, und seine schöne Mutter sprach zu ihm: „Vergiß die Rose nicht!" Der Schlafende nickte leise mit dem Kopfe; der Rabe aber öffnete die Klaue und ließ die Brille auf seine Nase fallen.

Da verwandelten sich seine Träume; seine eingefallenen Wangen begannen zu zucken, er streckte sich lang aus und stöhnte. — So kam die Nacht.

Als im Zwielicht der Hahn gekräht hatte, klopfte der Wirt an die Kammertür; Krahirius reckte die Flügel und zupfte seinen Federbalg zurecht; dann schrie er „krahira! krahira!" Hinzelmeier richtete sich mühsam auf und starrte um sich her; da sah er durch die Brille, die noch auf seiner Nase saß, zur Kammertür hinaus, über ein weites, ödes Feld; dann weiterhin auf einen mählich ansteigenden Hügel; auf diesem, unter dem Rumpfe einer alten Weide, lag ein grauer, flacher Stein; die Gegend war einsam, kein Mensch zu sehen.

„Das ist der Stein der Weisen!" sagte Hinzelmeier zu sich selber. „Endlich, endlich wird er dennoch mein werden!"

Hastig warf er seine Kleider über, nahm Stab und Ranzen und schritt zur Tür hinaus. Krahirius flog zu seinen Häupten, knappte mit dem Schnabel und schlug beim Fliegen Purzelbäume in der Luft. So wanderten sie viele Stunden. Endlich schienen sie ihrem Ziele näher zu kommen; aber Hinzelmeier war ermüdet, seine Brust keuchte, der Schweiß troff von seinen weißen Haaren; er stand still und stützte sich auf seinen Stab. Da kam aus der Ferne, hinter ihm, ganz aus der Ferne, fast wie ein Traum, ein Gesang zu ihm herüber:

Rinke, ranke, Rosenschein,
Laß ihn nicht allein, allein!
Halt' ihn fest und hol' ihn ein,
Rinke, ranke, Rosenschein.

Das spann sich wie ein goldenes Netz um ihn her; er ließ den Kopf auf seine Brust sinken; aber Krahirius schrie: „krahira! krahira!“ da war das Lied verschollen, und als Hinzelmeier die Augen wieder aufschlug, stand er am Fuße des Hügels.

„Nur eine kleine Weile noch“, sagte er zu sich selber und ließ noch einmal seine müden Füße wandern. Als er aber den großen, breiten Stein allmählich in der Nähe sah, da dachte er: „Den wirst du nimmer heben.“

Endlich hatten sie die Höhe erreicht, Krahirius flog voran mit ausgebreiteten Schwingen und ließ sich auf den Baumstamm nieder; Hinzelmeier wankte zitternd hinterher. Als er aber den Baum erreicht hatte, brach er zusammen, der Wanderstab glitt aus seiner Hand, sein Kopf sank auf den Stein zurück; doch in demselben Augenblick fiel auch die Brille von seiner Nase. Da sah er tief am Horizonte, am Rande der öden Ebene, die er durchwandert hatte, die weiße Gestalt der Rosenjungfrau; und noch einmal hörte er aus weiter Ferne:

Rinke — ranke — Rosenschein.

Er wollte aufstehen, aber er vermochte es nicht mehr; er streckte seine Arme aus, aber ein Frösteln lief über seine Glieder; der Himmel wurde grau und grauer, der Schnee fing an zu fallen, Flocke um Flocke, es schimmerte und flirrte und zog weiße Schleier zwischen ihm und der fernen, nebelhaften Gestalt. Er ließ die Arme fallen, seine Augen sanken ein, sein Atem hörte auf. Auf dem Weidenstumpf zu seinen Häupten steckte der Rabe den Schnabel zum Schlaf in seine Flügeldecken. — Der Schnee fiel über sie beide.

Die Nacht kam, und nach der Nacht kam der Morgen, und mit dem Morgen kam die Sonne, die schmolz den Schnee hinweg, und mit der Sonne kam die Rosenjung-

frau; die löste ihre Flechten und kniete neben dem Toten, daß die blonden Haare sein bleiches Antlitz ganz bedeckten, und weinte, bis der Tag verging. Als aber die Sonne erlosch, gurrte der Rabe im Schlaf und rauschte mit den Federn. Da richtete die zarte Gestalt der Jungfrau sich vom Boden auf, mit ihrer weißen Hand ergriff sie den Raben bei den Flügeln und schleuderte ihn in die Luft, daß er krächzend in den grauen Himmel hineinflog, sie pflanzte die rote Rose an den Stein und sang dazu:

Nun streck' die Würzlein tief hinab,
Nun wirf die Blättlein übers Grab,
Und singt der Wind im Abendschein,
Dann sprich auch du ein Wort darein,
Mit rinke, ranke, Rosenschein!

Dann zerriß sie ihr weißes Kleid vom Saum bis an den Gürtel und ging zu ewiger Gefangenschaft in den Rosengarten zurück.

Am Kamin

(etwa 1856—57)

Einleitung des Herausgebers.

Die vorliegende Sammlung Spukgeschichten „Am Kamin“ schrieb Storm in den ersten Jahren seiner Heiligenstädter Zeit, wahrscheinlich 1856 oder 1857, bevor er sich ernstlicher mit der Erzählung „Auf dem Staatshof“ zu beschäftigen begann. „Wir kramten gerade viel in den Dingen, und da hab' ich denn mein Teil davon aufgezeichnet“, berichtete Storm Frühjahr 1862 seinem Freunde Brinkmann; zugleich gestand er damals dem Freunde, wie neun Jahre später seinem Sohne Ernst, daß der Rahmen „in heiterster Weise unser derzeitiges Zusammenleben abspiegelt“ und dadurch „zugleich eine Art biographischen Beitrages“ gibt. Wir wissen in der Tat, daß sich der Dichter mit seinen Heiligenstädter Bekannten oft und gern in die Gegend des Gespenstischen verirrt hat und könnten unter den Gestalten des Rahmens unschwer den Dichter und den einen oder den andern seiner Freunde wiedererkennen. Im Oktober bot er die Erzählungen der Schriftleitung des „Bazar“ an als Ersatz für die Novelle „Im Schloß“, die ursprünglich für diese Zeitschrift bestimmt war, aber wegen der starken Durchdringung mit freiheitlichen Ansichten dort nicht genehm erschien. Als der „Bazar“ auch diesmal ablehnte, überließ der Dichter das Werkchen der Modezeitung „Victoria“. In zwei Nummern dieses Blattes wurde es Februar 1862 veröffentlicht. Die Handschrift ist dann verlorengegangen, und Storm hatte, wie er seinem Freunde Brinkmann gestand, auch nicht die Absicht, die kleinen Stücke seinen gesammelten Werken einzuverleiben. Als er aber 1870 von seinem Verleger wegen neuer Erzählungen für die zweite Auflage der Gesamtausgabe gedrängt wurde, wollte er auf die Sammlung zurückgreifen; ja er plante sogar eine besondere Ausgabe mit einem jetzt verlorengegangenen Vorwort, doch alles Suchen nach ihr war vergeblich. Erst den Bemühungen Fritz Böhmes ist es 1913 gelungen, das Werkchen wieder ans Licht zu ziehen.

In jenem Briefe an seinen Sohn Ernst nennt Storm die Erzählungen „eine Reihe trefflicher und sehr sorgfältig in meiner Art erzählter Geschichten“. Er hat also doch etwas von ihnen gehalten; jedenfalls stellte er sie höher als die Goethes in dessen „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“. Dieses Werturteil ist durchaus berechtigt; Storm übertrifft Goethe entschieden; sicher ist aber auch, daß er ohne Goethes, E. T. A. Hoffmanns Vorbild und ohne die Anregung durch Tiecks Gespenstergeschichte „Die Klausenburg“, die er 1856 las, die Sammlung kaum geschrieben haben würde. Es ist bekannt, daß in ihm, dem Friesensprößling, die Neigung zum Gespenstischen sehr stark war, im Gegensatz zu dem Aufklärer Keller, der als Volkserzieher die Verwendung des Spukes in der Kunst verwarf. Seine meisterhafte Kunst im Vortragen von Spukgeschichten wird von den verschiedensten Seiten immer wieder bezeugt. Flott erzählt ist auch diese Reihe. Ihr Reiz besteht darin, daß auch nicht der geringste Versuch gemacht wird, das geheimnisvolle Dunkel aufzuklären. Künstlerisch verwertet hat der Dichter das Spukhafte in seinen Erzählungen ja oft, aber nie wieder hat er ihm eine so selbständige Stellung eingeräumt wie hier. Es dient nicht zur Erhöhung einer gewissen Stimmung, die einzelnen Geschichten haben keinen äußeren Zusammenhang, der sie als Glieder eines größeren Gebildes erkennen ließe, und auch der Rahmen wird nicht zur Fortführung des Stoffes benutzt. Storm weicht hier in diesem Punkte strenger als Goethe von Tieck ab, der in seiner „Klausenburg“ nicht ganz geschmackvoll ein solches Weiterspinnen der Innenerzählung im Rahmen versuchte. Der Rahmen selbst ist von Storm sehr sorgfältig ausgearbeitet worden. Nie wieder hat er eine zwanglose Unterhaltung so lebhaft und geschickt wiederzugeben verstanden. Er vermeidet die gelehrten und oft langweiligen, wenn auch wichtigen Auseinandersetzungen der Romantiker, erreicht allerdings Fontanes anmutige und nachlässige Geistreichigkeit nicht. Es ist eben bei ihm keine weltmännisch gebildete Großstadtgesellschaft, die sich unterhält, sondern ein behaglich plaudernder, wenn auch vornehmer Kleinstadtkreis, der sich gern gefallen läßt, wenn er ein wenig das Gruseln lernt.

I.

Ich werde Gespenstergeschichten erzählen! — Ja, da klatschen die jungen Damen schon alle in die Hände."

„Wie kommen Sie denn zu Gespenstergeschichten, alter Herr?"

„Ich? — das liegt in der Luft. Hören Sie nur, wie draußen der Oktoberwind in den Tannen fegt! Und dann hier drinnen dies helle Kienäpfelfeuerchen!"

„Aber ich dächte, die Spukgeschichten gehörten gänzlich zum Rüstzeug der Reaktion?"

„Nun, gnädige Frau, unter Ihrem Vorsitz wollen wir es immer darauf wagen."

„Machen Sie nicht solche Augen, alter Herr!"

„Ich mache gar keine Augen. Aber wir wollen Stühle um den Kamin setzen. — So! die Chaiselongue kann stehenbleiben. — Nein, Klärchen, nicht die Lichter ausputzen! Da merkt man Absicht, und ... et cetera."

„So fang denn endlich einmal an!"

„In meiner Vaterstadt ..."

„Wart' noch; ich will mich vor dem Kamin auf den Teppich legen und Kienäpfel zuwerfen."

„Tu' das! — Also ein Arzt in meiner Vaterstadt hätte einen vierjährigen Knaben, welcher Peter hieß."

„Das fängt sehr trocken an!"

„Klärchen, paß auf deine Kienäpfel! — Dem kleinen Peter träumte eines Nachts — —"

„Ach — — Träumen!"

„Was Träumen? Meine Damen, ich muß dringend bitten. Soll ich an einer zurückgetretenen Spukgeschichte ersticken?"

„Das ist keine Spukgeschichte; Träumen ist nicht Spuken."

„Halt' den Mund, liebes Klärchen! — Wo war ich denn?"

„Du warst noch nicht weit."

„Sßt! — Der Vater erwachte eines Nachts — still, Klärchen! — von dem ängstlichen Geschrei des Jungen, welcher neben seinem Bette schlief. Er nahm ihn zu sich und suchte ihn zu ermuntern, aber das Kind war gar nicht zu beruhigen. — ‚Was fehlt dir, Junge?' — ‚Es war ein großer Wolf da, er war hinter mir, er wollte mich fressen.' — ‚Du träumst ja, mein Kind!' — ‚Nein, nein, Papa, es war ein wirklicher Wolf; seine rauhen Haare sind an mein Gesicht gekommen.' — Er begrub den Kopf an seines Vaters Brust und wollte nicht wieder in sein Korbbettchen zurück. So schlief er endlich ein. Draußen vom Turme hörte der Doktor nach einiger Zeit eins schlagen.

„Im Hause des Arztes lebte eine ältliche Schwester desselben, welche den kleinen Peter ganz besonders in ihr Herz geschlossen hatte. — Es war eigentlich eine Range, der Junge; in einer Abendgesellschaft bei seinen Eltern hatte er uns einmal alle Sardellen von den Butterbröten weggefressen. Aber das tat der Liebe der Tante keinen Eintrag.

„Am andern Morgen, als der Doktor aus seinem Schlafzimmer trat, war sie die erste, die ihm begegnete. ‚Denke dir, Karl, was mir geträumt hat!' — ‚Nun?' — ‚Ich hatte mich in einen Wolf verwandelt und wollte den kleinen Peter fressen; ich trabte auf allen Vieren, während der Junge schreiend vor mir herlief.' — ‚Hm! — Weißt du nicht, wieviel Uhr es gewesen?' — ‚Es muß nach Mitternacht gewesen sein; genauer kann ich es nicht bestimmen.'"

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Nun, und weiter, alter Herr?"

„Nichts weiter; damit ist die Geschichte aus."

„Pfui! Die Tante ist ein Werwolf gewesen!"

„Ich kann versichern, daß sie eine vortreffliche Dame war. Aber, Klärchen, leg' einmal Kienäpfel auf!"

„Ja — aber Träumen ist doch nicht Spuken —"

„Ärgere den alten Herrn nicht! Siehst du, ich weiß

besser mit ihm umzugehen. Da erscheint der Trank, bei dem der selige Hoffmann seine Serapionsgeschichten[1] erzählte. — Setzen Sie die Bowle vor den Kamin, Martin! — Es ist auch eine halbe Flasche Maraschino dazu, alter Herr!"

„Ich küsse Ihnen die Hand, gnädige Frau."

„Das verstehen Sie ja gar nicht!"

„Ich kann das eigentlich nicht bestreiten. In meiner Heimat tut man nicht dergleichen; indessen ich beginne wenigstens schon davon zu reden."

„Trinken Sie lieber einmal! — Klärchen, damit du was zu tun hast, schenk' einmal die Gläser voll!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ich weiß nicht, meine Damen, ob Sie jemals durch die Marsch gefahren sind! Im Herbst und bei Regenwetter will ich es Ihnen nicht gewünscht haben; in trockner Sommerzeit aber kann es keinen besseren Weg geben, der feine, graue Ton, aus welchem der Boden besteht, ist dann fest und eben, und der Wagen geht sanft und leicht darüberhin. Vor einigen Jahren führten mich Geschäfte nach der kleinen Stadt T.[2] im nördlichen Schleswig, welche mitten in der nach ihr benannten Marsch liegt. Am Abend war ich in der Familie des dortigen Landschreibers. Nach dem Essen, als die Zigarren angezündet waren, gerieten wir unversehens in die Spukgeschichten, was dort eben nicht schwer ist; denn die alte Stadt ist ein wahres Gespensternest und noch voll von Heidenglauben. Nicht allein, daß allezeit ein Storch auf dem Kirchturm steht, wenn ein Ratsherr sterben soll; es geht auch nachts ein altes, glasäugiges, dreibeiniges Pferd durch die Straßen, und wo es stehenbleibt und in die Fenster guckt, wird bald ein Sarg herausgetragen. ‚De Hel'[3] nennen es die Leute, ohne zu ahnen, daß es das Roß ihrer alten Todesgöttin ist, welche selbst zugunsten des Klapperbeins seit lange den Dienst hat quittieren

[1] E. T. A. Hoffmann schloß einen großen Teil seiner Erzählungen unter dem Titel „Die Serapionsbrüder" in einem Rahmen zusammen. — [2] Tondern. — [3] Hel ist die Todesgöttin der Germanen.

müssen. Von den mancherlei derartigen Gesprächen und Erzählungen jenes Abends ist mir indessen nur eine einfache Geschichte im Gedächtnis geblieben.

„‚Es war vor etwa zehn Jahren' — so erzählte unser Wirt —, ‚als ich mit einem jungen Kaufmann und einigen andern Bekannten eine Lustfahrt nach einem Hofe machte, welcher dem Vater des ersteren gehörte und durch einen sogenannten Hofmann verwaltet wurde. Es war das schönste Sommerwetter; das Gras auf den Fennen funkelte nur so in der Sonne, und die Stare mit ihrem lustigen Geschrei flogen in ganzen Scharen zwischen dem weidenden Vieh umher. Die Gesellschaft im Wagen, der sanft über den ebenen Marschweg dahinrollte, befand sich in der heitersten Laune; niemand mehr als unser junger, kaufmännischer Freund. Plötzlich aber, als wir eben an einem blühenden Rapsfelde vorüberfuhren, verstummte er mitten im lebhaftesten Gespräch, und seine Augen nahmen einen so seltsamen, glasigen Ausdruck an, wie ich ihn nie zuvor an einem lebenden Menschen gesehen hatte. Ich, der ich ihm gegenübersaß, ergriff seinen Arm und schüttelte ihn: „Fritz, Fritz, was fehlt dir?“ fragte ich. Er atmete tief auf; dann sagte er, ohne mich anzusehen: „Das war 'mal eine schlimme Stelle!“ — „Eine schlimme Stelle? Es geht ja wie auf der Diele!“ — „Ja“, entgegnete er, noch immer wie im Traum, „es war doch nicht gut darüber wegzukommen.“ — Allmählich ermunterte er sich, und sein Gesicht erhielt wieder Leben und Ausdruck; aber er wußte auf unsre Fragen keine andre Antwort zu geben. Dieses kleine Ereignis, was allerdings für den Augenblick die Stimmung etwas herabdrückte, war indessen, nachdem wir den Hof erreicht hatten, durch die Heiterkeit der Umgebung und unsre eigne Jugend bald vergessen. Wir ließen uns durch die alte Wirtschafterin den Kaffee in der Gartenlaube anrichten, wir gingen auf die Fennen, um die Ochsen zu besehen, und nachdem abends die mitgebrachten Flaschen in Gesellschaft des alten Hofmannes geleert waren, fuhren wir alle vergnügt, wie wir ausgefahren waren, wieder heim.

„‚Acht Tage später war unser Freund des Nachmittags im Auftrage seines Vaters nach dem Hofe hinausgeritten. Am Abend kam das Pferd allein zurück. Der alte Herr, der eben aus seinem L'hombre-Klub nach Hause gekommen war, machte sich sogleich mit allen seinen Leuten auf, um nach seinem einzigen Sohn zu suchen. Als sie mit ihren Handlaternen an jenes blühende Rapsfeld kamen, fanden sie ihn tot am Wege liegen. Was die Ursache seines Todes gewesen, vermag ich nicht mehr anzugeben'".

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Und geht es noch so rüstig
Hin über Stein und Steg,
Es ist eine Stelle am Wege,
Du kommst darüber nicht weg.

„Aha! Unser poetischer Freund improvisiert."

„Das nicht, Herr Assessor; der Vers ist schon gedruckt[1]. Aber Klärchen scheint wieder mit meiner Geschichte nicht zufrieden zu sein; sie rührt mir gar zu ungeduldig in der Bowle."

„Ich? — Da hast du ein Glas Punsch! — Ich sage schon gar nichts mehr."

„Nun, so höre!

„Mein Barbier — von dem hab' ich diese Geschichte — ist der Sohn eines Tuchmachers. Als der Vater noch jung war, kam er eines Abends auf seiner Gesellenwanderung in eine kleine schlesische Stadt. Auf der Herberge erfuhr er, daß er bei einem der ältesten Meister in Arbeit treten könne. — ‚Will nur hoffen, daß es mit dir Bestand haben wird', setzte der Herbergswirt hinzu. — ‚Mit Gunst, Herr Vater', entgegnete der Gesell, ‚traut Ihr mir nicht oder fehlt's da wo im Hause bei den Meistersleuten?' — Der Wirt schüttelte den Kopf. — ‚Was denn aber, Herr Vater?' — ‚Es ist nur', sagte der Alte, ‚seit sie da drei Gesellen haben wollen, ist der dritte nach Monatsfrist allezeit wieder fremd geworden.'

„Unser Geselle ließ sich das nicht anfechten, sondern

[1] In der zweiten Auflage der „Gedichte" Storms' 1856 (vgl. Bd. 1, S. 83 f.)

ging noch an demselben Abend zu seinem neuen Meister. Er fand ein paar alte Leute, die ihn freundlich ansprachen, und zur Stärkung nach der Wanderung ein solides, bürgerliches Abendbrot. Als es Schlafenszeit war, führte der Meister ihn selbst durch einen langen Gang des Hintergebäudes in das obere Stockwerk und wies ihm dort seine Schlafkammer an. Der Gelaß für die beiden andern Gesellen befinde sich unten; es sei aber darin nicht Platz für ein drittes Bett.

„Als der Meister ihm gute Nacht gewünscht, stand der junge Mann noch einen Augenblick und horchte, wie sich die Schritte des Alten über die Treppe hinab entfernten und dann unten in dem langen Gange allmählich verloren. Hierauf besah er sich sein neues Quartier. — Es war eine lange, äußerst schmale Kammer mit kahlen, weißen Wänden; unten, die ganze Breite der Querwand einnehmend, stand das Bett; daneben ein kleiner Tisch und ein kleiner Stuhl aus Föhrenholz; das war die ganze Ausstattung. Das einzige sehr hohe Fenster mit kleinen, in Blei gefaßten Scheiben schien, soviel er bei dem Mondschein draußen erkennen konnte, nach einem großen Garten hinaus zu liegen. — Aber er hatte das alles mit schon träumenden Augen angesehen, und nachdem er sich unter das derbe Deckbett gestreckt und das Licht ausgelöscht hatte, fiel er bald in einen tiefen Schlaf.

„Wie lange derselbe gedauert, konnte er später nicht angeben; er wußte nur, daß er durch ein Geräusch, das mit ihm in der Kammer war, auf eine jähe Art erweckt worden sei. Und bald hörte er deutlich ein Kehren wie mit einem scharfen Reisbesen, das von der Richtung des Fensters her allmählich sich nach der Tiefe der Kammer zu bewegte. Er richtete sich auf und blickte mit aufgerissenen Augen vor sich hin; die Kammer war fast hell vom Mondschein; die eine Wand war ganz davon beleuchtet; aber er vermochte nichts zu sehen als den völlig leeren Raum.

„Plötzlich, und ehe es noch ganz in seine Nähe gekommen, war alles wieder still. Er horchte noch eine

Weile und suchte sich vergebens einen Vers daraus zu machen; endlich, ermüdet wie er war, fiel er aufs neue in einen festen Schlaf.

„Am andern Morgen, als zwischen ihm und dem Meister die Sache zur Sprache kam, erfuhr er von diesem, daß allerdings einzelne, welche vor ihm in der Kammer geschlafen, ein Ähnliches dort gehört haben wollten; es sei indes immer nur zur Zeit des Vollmonds gewesen und übrigens niemandem etwas dadurch zu nahe geschehen. — Der junge Tuchmacher ließ sich beruhigen; und in den Nächten, die nun folgten, wurde auch sein Schlaf durch nichts gestört. Dabei ging ihm im Hause alles nach Wunsch; Arbeit und Verdienst war regulär, und auch mit seinen beiden Nebengesellen hatte er sich auf guten Fuß gestellt.

„So ging ein Tag nach dem andern hin, bis endlich wieder die Zeit des Vollmonds herangekommen war. Aber er hatte nicht darauf geachtet, denn es war schwere, bedeckte Luft, und kein Schein fiel in die Kammer, als er sich am Abend schlafen legte. — Da plötzlich erweckte ihn wieder jener schon halbvergessene Ton. Eifriger noch und schärfer, so dünkte es ihn, als das erstemal kehrte und fegte es bei ihm in der Kammer, und seltsamerweise, jetzt, wo es fast dunkel war, meinte er gegen das Fenster hin einen sich bewegenden Schatten zu sehen. Aber, wie zuerst, wurde auch jetzt nach einer Weile alles wieder still, ohne daß es sein Bett erreicht oder daß er etwas Genaueres zu erkennen vermocht hätte. Er konnte indessen diesmal den Schlaf so bald nicht wiederfinden und hörte vom Kirchturm eine Stunde nach der andern schlagen; endlich brach draußen der Mond durch die Wolken und schien in die Kammer, aber er beleuchtete nur die nackten, weißen Wände.

„Der Gesell, so wenig angenehm ihm diese Dinge waren, beschloß bei sich, gegen jedermann zu schweigen, am wenigsten aber sich von jenem Unheimlichen vom Platze verdrängen zu lassen. — Wie gewöhnlich gingen auch die nun folgenden Nächte ohne Störung vorüber. —

Nach Verlauf eines Monats kehrte er spät in der Nacht von einem benachbarten Orte zurück, wohin ihn sein Meister mit einem Geschäftsauftrage gesandt hatte. Er ging, als die Stadt erreicht war, nicht durch die Straßen, sondern an der Stadtmauer entlang, um durch den Garten in das Hinterhaus zu gelangen, wozu er den Schlüssel von seinem Meister erhalten hatte. Es war heller Mondschein. Schon in der Nähe des Hauses, während er zwischen den Rabatten auf dem geraden Steige des Gartens entlang ging, warf er zufällig einen Blick nach dem Fenster seiner Kammer hinauf. — Da saß oben ein Ding, ungestaltig und molkig, und guckte durch die Scheiben in den Garten hinab.

„Der junge Mann verlor plötzlich die Lust, mit solcher Gesellschaft noch länger in Quartier zu liegen. Er kehrte um und suchte sich für diese Nacht ein Unterkommen in der Herberge. Am andern Morgen aber — so erzählte mir sein Sohn — nahm er seinen Abschied und verließ die Stadt, ohne jemals erfahren zu haben, womit er so lange in einer Kammer gehaust habe.“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Kann ich mir auch nichts bei denken.“

„Geht mir ebenso, alter Herr.“

„Ich dächte doch, das wäre eine echte rechte Spukgeschichte; oder was fehlt denn noch daran?“

„Sie hat keine Pointe.“

„So? — — Aber ein Teil dieser Geschichten tritt eben mit dem Reiz des Rätsels an uns heran und drängt uns, den Dingen nachzuspüren, die, wenngleich selber längst vergangen, noch solche Schatten aus dem leeren Raume fallen lassen.“

„Nun, und Ihre Geschichte?“

„Will ich ganz dem Scharfsinn der Damen überlassen und Ihnen lieber etwas anderes erzählen, wo ein solcher Zusammenhang sich von selbst ergibt, indem der Reflex der Begebenheit mit dieser selbst scheinbar in einen Moment zusammenfällt.

„Auf dem Gymnasium zu H. hatte ich einen Schulkameraden, einen fleißigen und geschickten Menschen, mit welchem ich, da er in meiner Nachbarschaft wohnte, in fast täglichem Verkehr lebte. Als er eben in Sekunda eingetreten war, starb der Vater, welcher ein kleines, städtisches Amt bekleidet hatte, und hinterließ Sohn und Witwe in den bedrängtesten Umständen. — Mit Hülfe von Stipendien, deren es dort viele gab, hätte mein Freund dessenungeachtet wohl seinen Plan, die Rechte zu studieren, durchführen können; aber der lebhafte Wunsch, schon jetzt etwas zu verdienen und dadurch die letzten Jahre seiner alternden Mutter zu erleichtern, veranlaßte ihn, vom Gymnasium abzugehen und auf dem dortigen Amthause als Lohnschreiber einzutreten. Unser Umgang wurde dadurch nicht unterbrochen; wir machten wie sonst des Mittags unsern gemeinschaftlichen Spaziergang, und abends, wenn er aus seiner Kanzlei nach Hause gekommen war, saßen wir in dem von ihm und seiner Mutter gemeinschaftlich bewohnten Zimmer und nahmen miteinander die Lektionen durch, welche am folgenden Tage in der Schule vorkommen sollten; denn er hatte seine Lebenspläne keineswegs gänzlich aufgegeben, und wo der Abend nicht reichte, nahm er unbedenklich die Nacht zu Hülfe. So habe ich manche Stunde dort verbracht in gemeinsamer Arbeit oder in gemütlichem Gespräch. Die Mutter pflegte mit ihrem Strickzeug neben uns vor der kleinen Lampe zu sitzen. Ich sehe noch das stille, etwas kränkliche Gesicht, wenn sie mitunter von der Arbeit aufblickte und mit einem Ausdruck der Sorge und der zärtlichsten Verehrung die Augen auf ihrem einzigen Kinde ruhen ließ. Er nahm dann wohl, wenn er es bemerkte, ihre blasse Hand und hielt sie fest in der seinigen, während er in dem vor ihm liegenden Buche weiterlas. Aber es ging dann nicht wie sonst, es war, als wenn die Zärtlichkeit für seine Mutter ihm die Gedanken zerstreute, und ich erinnere mich noch, wie ihm bei solchem Anlaß plötzlich die Tränen aus den Augen sprangen und er dann mit einem Lächeln und einem kurzen Blick auf sie ihre

Hand sanft in ihren Schoß zurücklegte. Es war eine Luft des Friedens und der Stille in diesem Zimmer, wie ich sie nirgend sonst empfunden habe. An der einen Wand stand ein altes, dürftiges Klavier; mitunter sangen wir daran; dann legte die alte Frau ihr Strickzeug in den Schoß, und war es zufällig eine Melodie aus ihrer Jugend, so stand sie auch wohl auf und ging mit unhörbaren Schritten und leise vor sich hinsummend im Zimmer auf und ab. Wenn es aber an der Wand auf der kleinen Schwarzwälder Uhr zehn geschlagen hatte, begann sie allmählich einen unruhigen Blick auf die große, dunkle Gardinenbettstelle zu werfen, die im Hintergrunde des geräumigen Zimmers stand. Dann nahmen wir unsre Bücher, sagten ihr gute Nacht und gingen eine Treppe tiefer in die kleine Schlafkammer ihres Sohnes, wo wir noch einige Stunden unsre Studien fortzusetzen pflegten. Sie mochte dann schon ruhig in dem oberen Zimmer schlummern; denn es lag nach einem inneren Hofe, wo die nächtliche Ruhe durch nichts gestört wurde.

„Aber dieses Leben mit seinem bescheidenen Glücke sollte nach einigen Jahren sein Ende erreichen. Kurz vor meinem Abgang zur Universität erkrankte die Mutter. Es war der Keim des Todes, der lange schon in ihr gelegen und nun zur Entfaltung kam; weder sie noch ihr Sohn verkannten das. Auf ihren Wunsch besuchte ich sie noch einmal, ehe ich abreiste. Das sonst so freundliche Zimmer war jetzt düster und öde, die Fenster tief verhangen, und aus den Kissen unter dem dunkeln Betthimmel sah das leidende Gesicht der guten Frau. Während ihre magere Hand die meinige ergriff, sagte sie nur: ‚So leben Sie denn recht wohl!‘ Aber wir fühlten beide, daß das ein Abschied für das Leben sei.

„Was nun folgt, habe ich später aus dem Munde meines Freundes gehört; denn ich selbst verließ schon am Tage darauf die Stadt. — Er hatte sich, als die Schwäche der Mutter plötzlich in ungewöhnlicher Art zugenommen, die Erlaubnis ausgewirkt, seine Arbeiten im Hause zu fertigen, und saß nun im Krankenzimmer an dem ent-

legensten Fenster, von dem er ein wenig die Gardine zurückgeschlagen, bald emsig schreibend, bald einen sorglichen Blick nach den dunkeln Vorhängen des Bettes hinüberwerfend. Wenn die Mutter wachte, saß er in dem alten Lehnstuhl vor ihrem Bett und sprach leise zu ihr oder las ihr aus der Bibel vor; oder er war nur bei ihr, daß ihre Augen zärtlich auf ihm ruhen konnten. Dort blieb er auch des Nachts sitzen, und wenn die Kranke im Anschauen seines blassen, überwachten Antlitzes ihn bat: ‚Georg, leg' dich schlafen! Georg, du hältst es ja nicht aus!' oder wenn sie ihm versicherte: ‚Geh' nur; gewiß, es hat heut nacht noch nicht Gefahr', so faßte er nur um so fester die heiße Hand der Mutter, als müsse sie gerade jetzt, wenn er sich entfernen wollte, ihm entrissen werden.

„Eines Nachts aber, da eine Linderung der Schmerzen eingetreten war, und da er sich kaum mehr aufrechtzuerhalten vermochte, hatte er sich dennoch überreden lassen. — Unten in seiner Kammer lag er unausgekleidet auf seinem Bette; traumlos, in tiefem, bleiernem Schlaf. Oben beim Schein der Nachtlampe in sanftem Schlummer hatte er die Mutter zurückgelassen. Währenddes verging die Nacht, und der Tag fing eben an zu grauen; da wurde er plötzlich wie mit sanfter Gewalt aus dem Schlaf emporgezogen. Als er aufblickte, sah er die Tür der Kammer geöffnet und eine Hand, die mit einem weißen Tuch zu ihm hereinwehte. Unwillkürlich sprang er vom Bette auf; aber er hatte sich geirrt, die Tür seiner Kammer war eingeklinkt, wie er in der Nacht sie aus der Hand gelassen. Fast ohne Gedanken ging er die Treppe zu dem Krankenzimmer hinauf. — Es war still drinnen, die Nachtlampe war herabgebrannt, und unter dem dunkeln Betthimmel fand er beim trüben Schein der Dämmerung die Leiche seiner Mutter. Als er sich bückte, um die Hand der Toten an seinen Mund zu drücken, die über den Rand des Bettes herabhing, faßte er zugleich ihr weißes Schnupftuch, das sie zwischen den geschlossenen Fingern hielt."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Und Ihr Freund? — Wie ist es dem ergangen?“

„Es ist ihm gut ergangen; denn er hat nach mancher Not und schweren Arbeit seinen Lebensplan verwirklicht; und er lebt noch jetzt wie unter den Augen und in der Gegenwart seiner Mutter; ihre Liebe, die sie so ohne Rückfall ihm im Leben gab, ist ihm ein Kapital geworden, das auch in den schwersten Stunden ihn nicht hat darben lassen.

„Aber Klärchen, was hältst du denn die Hände vor den Augen?“

„Oh — mir graut nicht.“

„Aber du weinst ja!“

„Ich? — — Warum erzählst du auch so dumme Geschichten!“

„Nun! So mag es denn die letzte sein; ich wüßte für heute auch nichts Besseres zu erzählen.“

II.

„Aber es ist noch einmal wieder Sommer geworden, alter Herr! Wo bleiben da unsre Geschichten? Ein Kaminfeuer läßt sich doch bei sechzehn Grad Wärme nicht anzünden!“

„Gnädige Frau, wenn es auch wetterleuchtet draußen, wir sind immerhin schon dicht an den November. Der Teetisch tut es auch für heute; lassen Sie nur den Kessel sausen, ich meinerseits bin mit dem Akkompagnement zufrieden. Freilich —“

„Was denn freilich?“

„Wenn der Teekessel ein Vertreter des häuslichen Herdes sein soll, so muß er unbedingt auf einem Kohlenbecken kochen; und zwar auf Torfkohlen, gehörig durchgeglühten. Das hält auch besser Dauer als jene ungemütliche Maschinerie.“

„Nun, alter Herr, es soll mir auf ein Kännchen Sprit nicht ankommen!“

„Bleibt aber doch immerhin die Apothekerflamme der

Berzeliuslampe! — Indessen, da es hierorts weder einen Torf noch einen Teekomfort gibt — Sie kennen das Ding wohl nicht einmal? —, so akzeptiere ich das Kännchen Sprit."

„Nun, so tun Sie Ihre Mauskiste[1] auf! Was haben Sie zu erzählen?"

„Ich habe heute, da ich an einem neu eröffneten Putzladen vorbeiging, lebhaft einer alten Freundin in der Heimat gedenken müssen. Sie war die Tochter eines Handwerkers aus einem Nachbarstädtchen und wohnte längere Zeit in einem meinen Eltern gehörigen Häuschen, dessen Hof an den Garten unsres Wohnhauses grenzte. Sehr gegen ihre Neigung suchte sie ihren Unterhalt durch Putzarbeiten zu erwerben, die sie für die weibliche Bevölkerung der Umgegend verfertigte. Auch verhehlte sie sich keineswegs, daß ihr die Sache ziemlich übel von der Hand ging; und wenn sie nur irgend Feierabend machen konnte, schloß sie die verhaßte Arbeit in die Kommodenschublade und nahm statt dessen eins ihrer geliebten Bücher zur Hand, oder sie griff auch wohl selbst zur Feder und brachte eine kleine Geschichte oder irgendeinen sinnigen Gedanken zu Papier. Die Beschränktheit ihrer Lebensverhältnisse, verbunden mit dem Drang, allerlei feingeistige Nahrung zu sich zu nehmen — denn Rahels Briefe[2] waren ihre Lieblingskost —, hatten eine seltsame, aber nicht uninteressante Auffassung der Dinge bei ihr hervorgebracht; und wir haben über das Gartenstaket hinweg manch kurzweiliges Plauderstündchen miteinander abgehalten."

„Hans!"

„Was denn, Frau?"

„Du verdunkelst da etwas. — Durch jenes Häuschen führte ein Richtweg nach der Hauptstraße; und neben dem Wege war das Stübchen der Putzmacherin. Gesteh'

[1] Vgl. oben S. 11, Anm. 1.

[2] Rahel Levin, die spätere Gattin Varnhagen von Enses, war zu ihren Lebzeiten durch ihren anregenden Salon bekannt. Nach ihrem Tode gab Varnhagen ihr Lebensbild heraus.

es nur, Hans; dort hast du gesessen, zwischen Lilien und Rosen!“

„Aber, meine Damen, meine Freundin war keineswegs eine Sandsche Geneviève[1], sondern eine gesetzte, hagere Person von fünfundvierzig Jahren!“

„Aber sie hatte noch sehr blanke, braune Augen, Hans, und die lebhafte Röte ihres Angesichts zeugte von der Erregbarkeit ihres Herzens, und wenn sie mir damals auch in gewählten Worten ihre Freude über unsre Verlobung aussprach, weil der böse Leumund die Besuche des jungen Mannes nun nicht mehr mißdeuten könne, so habe ich doch darin das verhüllte Bekenntnis gegenseitiger Neigung nicht verkennen können.“

„Ich will unsre beiderseitige Zuneigung keineswegs herabsetzen. Jene Äußerung meiner Freundin aber dürfte wohl nur von einer übermäßigen Jungfräulichkeit herrühren, wie sie durch ein zu langes Verweilen im ledigen Stande mitunter hervorgetrieben wird. Denn als sie später dennoch sich verheiratete und zum Erstaunen der Welt eines tüchtigen Knaben genas, hat sie sich anfänglich nicht überwinden können, den Jungen an die Brust zu legen, weil, wie sie sich ausdrückte, das Kind andern Geschlechtes sei.“

„Hans! — — Du lügst ja; sie hat sich ja gar nicht verheiratet.“

„Nicht? — Nun, da verwechsle ich die Geschichte. Sei dem wie ihm wolle, diese meine Freundin, der ich ein treues Gedächtnis bewahre, war im Heimlichen wie im Unheimlichen sehr zu Hause. Von ihren mancherlei Geschichten ist mir indessen — verzeih', Klärchen! — nur ein Traum im Gedächtnis geblieben!

„‚Es existierte‘ — so erzählte sie mir — ‚vorzeiten in unsrer Gegend eine reiche, holländische Familie, welche allmählich fast alle großen Höfe in der Nähe meiner Vaterstadt in Besitz bekommen hatte — vorzeiten, sage ich;

[1] Geneviève heißt die schöne, junge Blumenarbeiterin, die in dem Romane „André“ der bekannten französischen Dichterin George Sand von einem Adligen verführt wird.

denn das Glück der van A... hatte nicht standgehalten. In meiner Kindheit lebte von der ganzen Familie nur noch eine alte Dame, die Witwe des längst verstorbenen Pfenningmeisters van A..., die übrigen Glieder der Familie waren gestorben, zum Teil auf seltsame und gewalttätige Weise ums Leben gekommen; und von den ungeheuren Besitzungen war nur noch ein altes Giebelhaus in der Stadt zurückgeblieben, in welchem die letzte dieses Namens den Rest ihrer Tage in Einsamkeit verlebte. Ich habe sie damals oft gesehen, das schmale, scharfgeschnittene Gesicht von dem dichten Haubenstriche eingefaßt; aber wir Kinder hatten Scheu vor ihr, es lag etwas in ihren Augen, das uns erschreckte. Auch ging allerlei unheimliches Gerede, nicht allein über den Erwerb des Vermögens in früherer Zeit, sondern auch über die Mittel, durch welche der verstorbene Pfenningmeister den Ruin desselben aufzuhalten versucht habe. Ob es ein Mißbrauch seines Amtes oder was es sonst gewesen sein sollte, erinnere ich mich nicht mehr; wohl aber, daß man die überlebende Witwe als die eigentliche Urheberin davon betrachtete. Gleichwohl war es immer eine Art Fest für mich, wenn ich, wie dies wohl bei einer Bestellung für meine Eltern geschah, einige Minuten in ihrem hohen, mit altmodischen Seltsamkeiten angefüllten Zimmer verweilen durfte. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie neben dem Glasschrank strack und steif in ihrem Lehnstuhl saß, zwischen Schriften und Rechnungsbüchern umhertastend oder ein großes Strickzeug mit ihren hageren Fingern bewegend. Nur einmal habe ich einen andern Menschen als ihre alte Magd bei ihr angetroffen; und die kurze Szene, von der ich damals Augenzeuge wurde, machte auf mich einen tiefen Eindruck, ohne daß ich mir über die Bedeutung derselben klar zu werden vermocht hätte. Es war ein zerlumptes Weib aus der Stadt, das vor der alten Dame stand. Bei meinem Eintritt warf sie ihr einen harten Speziestaler vor die Füße und ging dann unter höhnenden, leidenschaftlichen Worten zur Tür hinaus. Die Frau van A..., die nichts darauf erwidert hatte,

stand jetzt von ihrem Lehnstuhl auf und ging, ohne von mir Notiz zu nehmen, eine lange Weile im Zimmer auf und ab, indem sie die Hände umeinanderwand und halblaute klagende Worte hervorstieß. — Plötzlich eines Morgens hieß es, daß sie gestorben sei, und schon am Nachmittag wußte ich mich in das Sterbehaus zu schleichen und betrachtete durch das Fenster der Stubentür mit einem aus Grauen und Neugier gemischten Gefühl das wachsbleiche Gesicht, das aus den weißen Kissen der Alkovenbettstelle hervorragte. Dann nach einigen Tagen kam die Begräbnisfeier; ich verspeiste mit großem Appetit die leckeren Butterkringel, die beim Leichenschmaus in der Nachbarschaft verteilt wurden, und sah von unsern Treppensteinen aus den mit schwarzem Tuch bezogenen Sarg aus dem alten Hause hinaus- und die lange Straße hinabtragen.

„'Einige Wochen später träumte mir, daß ich in der Dämmerung auf unserm langen Hausflur spielte. Bei der immer stärker hereinbrechenden Dunkelheit überfiel mich mit einemmal ein Gefühl von Einsamkeit, und ich wollte eben in die Stube zu meiner Mutter gehen, als ich die Haustürglocke schellen und die alte Frau van A... hereintreten sah. Ich war mir vollständig bewußt, daß sie tot sei, und schlüpfte, da sie näherkam, nur kaum an ihr vorbei in die Wohnstube, wo meine Mutter eben das Licht angezündet hatte. Während ich zu ihr lief und mich an ihrer Schürze festhielt, bemerkte ich, daß die Verstorbene in eine bunte Nachtjacke und einen weißen, wollenen Unterrock gekleidet war, wie ich sie in frühen Morgenstunden wohl mitunter gesehen hatte. Sie ging auf den kleinen, in die Wand gemauerten Beilegeofen zu und streichelte mit zitternden Händen die daran befindlichen Messingknöpfe; dabei wandte sie den Kopf zu meiner Mutter und sagte mit einer traurigen Stimme: »Ach, Frau Nachbarin, darf ich mich wohl ein bißchen wärmen? Mich friert so sehr!« Und als sie leise vor sich hinseufzend noch eine Weile stehenblieb, bemerkte ich, daß unten der Saum ihres wollenen Rockes an mehreren Stellen angebrannt war. — — Wie der Traum ausgegangen, weiß

ich nicht; ich dachte am andern Morgen nicht eben lange daran und sagte auch niemandem davon. Aber er erneuerte sich. — Einige Nächte darauf träumt mir, daß ich abends wie gewöhnlich mit meiner Näharbeit neben meiner Mutter in der Stube sitze, da schellte es draußen an der Haustür. »Sieh zu, wer da ist!« sagte meine Mutter; und als ich die Tür öffne, um hinauszusehen, steht wieder die Frau van A... vor mir, in derselben Kleidung, wie ich sie das vorige Mal gesehen. Von dem entsetzlichsten Grauen befallen, springe ich zurück und krieche längs der Wand unter den großen Tisch, welcher in der Ecke am Fenster stand. Wie das erstemal ging die Frau, leise vor sich hinjammernd, an den Ofen. »Mich friert, ach, wie mich friert!« sagte sie, und ich hörte deutlich, wie ihre Zähne aufeinanderschlugen. Bei dem Schein des auf dem Tische stehenden Lichtes bemerkte ich jetzt auch, daß sie bloße Füße hatte; aber seltsamerweise, es waren große Brandwunden an denselben, und auch der wollene Rock war heute weit mehr verbrannt als in der vorigen Nacht. Und dabei stand sie fortwährend und klammerte sich mit den Händen an den Ofen, nur mitunter einen Seufzer oder ein tiefes Stöhnen ausstoßend.

„‚Der Traum wollte mich diesmal am Morgen nicht wieder verlassen. Während des Frühstücks duldete mein Vater nicht, daß irgend etwas Aufregendes oder Unangenehmes von uns vorgebracht wurde. Als aber später meine Mutter aufstand und in die Küche ging, folgte ich ihr und erzählte ihr dort genau, was mir in den beiden Nächten geträumt hatte. Ich sehe noch die Bestürzung, die sich während meiner Erzählung in ihrem Gesichte ausdrückte. Ich hatte kaum geendet, als sie die Hände über dem Kopf zusammenschlug und in ihrer plattdeutschen Mundart ausrief: »Herr Gott im Himmel, ganz min egen Droom!« — Dann erzählte sie mir, wie sie in denselben Nächten im Traum genau dasselbe erlebt hatte wie ich. — — Später hat sich indessen der Traum bei uns nicht wiederholt.‘“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Woher ist die tote Frau gekommen?“

„Ich kann Ihnen hierauf leider keine Antwort geben.

„Aber zwei andre Fragen treten bei dieser Geschichte, an deren Wahrheit ich keinen Grund zu zweifeln habe, wenigstens an mich noch näher heran. War der eine Traum nur die Quelle des andern, wie das bei dem Wolfe so augenscheinlich der Fall zu sein scheint, oder gab es noch ein drittes, worin dieselben ihren gemeinsamen Ursprung hatten? —

„Lassen Sie mich Ihnen indessen sogleich noch einen andern Vorfall erzählen.

„Vor einigen Jahren verlebte ich, wie Sie wissen, mit meiner Frau ein paar Wochen auf dem Gute meines Bruders. Wenn wir des Tags zwischen Wiesen und Kornfeldern umhergeschlendert oder auch wohl mit den Kindern in den nahen Wald gefahren waren, so stand abends im Hause ein sehr behaglicher Teetisch für uns bereit, an dem sich auch wohl der eine oder andre von den benachbarten Hofbesitzern einzufinden pflegte. Bei solcher Veranlassung beklagte sich eines Abends mein Bruder gegen seinen nächsten Gutsnachbar, einen Mann, mit dem es sich sehr angenehm plauderte, daß ihm seit einiger Zeit fortwährend kleine Quantitäten Frucht von seinem Boden abhanden gekommen, ohne daß er den Dieb zu entdecken vermocht hätte. Nachdem alles durchgesprochen war, was etwa zur Aufklärung der Sache dienen möchte, sagte Herr B . . r: ‚Mir selbst ist es in einem ähnlichen Falle nach dem Sprichwort ergangen: Gott gibt's den Trägen im Schlaf.‘ — Auf näheres Befragen erzählte er dann folgendes:

„‚Wie Sie wissen, pflegte ich die zu meinem Haferboden führende Falltür jeden Abend mit einem Vorlegeschloß zu verschließen und den Schlüssel beim Zubettegehen mit in meine Schlafkammer zu nehmen. So habe ich es schon seit vielen Jahren gehalten. In dem Herbste, ehe Sie im Frühjahr darauf in unsre Nachbarschaft kamen, bemerkte ich mehrfach, wenn ich des Morgens auf den Boden kam, daß in der Nacht jemand, und zwar in schein-

barer Hast, über dem Hafer gewesen sei. Denn es war bald an dem einen, bald an dem andern Ende des Haufens darin gewühlt, und eine Menge Körner lagen unordentlich über die Dielen zerstreut, was ich an den Abenden vorher, wo ich zufällig auch dort gewesen war, nicht bemerkt hatte. Mein erster Gedanke war, daß mein Kutscher, dem ich seit einiger Zeit, zu seinem großen Ärger, die Rationen für die Pferde etwas beschränkt hatte, aus Liebe zu dem armen Viehzeug zum Spitzbuben geworden sei. Allein aus verschiedenen Gründen mußte ich den Verdacht aufgeben.

„,Da träumte mir eines Nachts, ich stehe im Mondschein auf dem Haferboden am Fenster. Wie ich dahingelangt sein sollte, wüßte ich nicht anzugeben; denn es war mir sehr wohl bewußt, daß die Falltür verschlossen sei. Plötzlich höre ich unter derselben einen Schlüssel in dem Vorlegeschloß umdrehen; gleich darauf hebt sich die Tür, und ich sehe bei der in dem Raume herrschenden Mondhelle das Gesicht eines Menschen von der Treppe her auftauchen, in dem ich deutlich einen alten Arbeiter erkannte, der schon seit vielen Jahren bei mir gearbeitet und den ich in keiner Weise in Verdacht gehabt hatte. Während er noch mit dem Arm die Tür zurückdrängt, scheint auch er mich gewahr zu werden, denn die Tür fällt wieder zu und ich sehe nichts mehr.

„,Aber ich erwachte. Das Gesicht war so lebhaft gewesen, daß mir das Herz klopfte, und dabei schien der Mond so grell in die Kammer; gerade wie ich es im Traum gesehen. Ich wollte aufstehen und die Sache sogleich untersuchen, aber ich schalt mich einen Narren; auch war es kalt draußen über den Hof zu gehen, und das Bett war so behaglich warm. Mit einem Wort, ich konnte mich nicht überwinden und schlief endlich wieder ein.

„,Am andern Morgen, als ich beim Frühstück saß, trat der alte Martin zu mir in die Stube. Er sah verstört aus, drehte seine Mütze in den Händen und stand eine ganze Weile vor mir, ohne ein Wort hervorbringen zu können. „Jagen Sie mich nicht fort, Herr“, sagte er endlich, „es

ist aus großer Not geschehen." — „Wie meint Er das, Martin?" fragte ich. — Er sah mich an. „Ich wollte auch schon sogleich auf den Boden zurück", sagte er dann, „aber ich war so sehr erschrocken, als ich Sie da so am Fenster stehen sah." — Während ich in diesem Augenblick vielleicht nicht weniger erschrak, erfuhr ich nach und nach die näheren Umstände des Diebstahls und die unglücklichen Verhältnisse, die den bisher ehrlichen Mann zum Verbrecher gemacht hatten.'

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Hier schwieg der Erzähler. Von meinem Bruder erfuhr ich später, daß er dem alten Martin damals gründlich geholfen und ihn auch bis zu dessen Tode auf dem Hofe behalten hat. — — Da hätten wir also eine Geschichte, wo der Wachende durch den Träumenden zum Visionär wird. — Aber der Tee dürfte indessen fertig sein; vielleicht ist Klärchen so gütig?"

„Aber was sehen Sie denn so in die Tasse, alter Herr? Er ist vorschriftsmäßig präpariert."

„O der! Der prophezeit aus der Teetasse oder vielmehr aus der Tasse Tee wie die Hexe aus dem Kaffeesatz. Nämlich nicht etwa das Schicksal, sondern den Bildungsgrad der Familie, in der die Tasse präsentiert wird; und wenn wir hier nicht so ganz unzweifelhaft gebildete Leute wären, ich glaube, er wäre imstande, mitunter daran zu zweifeln."

„Was ist das, alter Herr! Verteidigen Sie sich, oder — prophezeien Sie lieber einmal; Sie haben die Tasse ja in Händen."

„Meine gnädigste Frau, Sie werden mir zugeben, daß, so wie das Bier der Feind, so der Tee der Freund der denkenden Menschen ist; und es dürfte daher die Art, wie dieser Freund in einem Hause be- respektive mißhandelt, wie er serviert und genossen wird, zu allerlei nicht gar zu fehltreffenden Schlußfolgerungen in der angedeuteten Beziehung berechtigten."

„Das ist ja aber eine ganz unverschämte Theorie!"

„Ich will mich schlafen legen; denn jetzt folgt das ganze Rezept der Teebereitung.“

„Nein, Kläre, es folgt nicht, obgleich so etwas von einem Küstenmenschen zu hören Euch hier nur ersprießlich sein könnte.“

„Seien Sie nicht so grob, alter Herr!“

„Ich bestrafe mich durch Schweigen. Aber Herr T. wird Ihnen die Geschichte erzählen, die ich ihm schon seit lange am Gesichte angesehen habe.“

„Sie haben nicht fehlgesehen; es ist mir allerdings etwas eingefallen, das sich dem vorhin Erzählten anschließt, nur daß es noch um einen Schritt darüber hinausgeht.“

„Wir sind bereit zu hören.“

„‚Als ich vor einigen Jahren, es war um Ostern, in B. in Garnison stand‘ — so erzählte mir der Hauptmann von K. —, ‚wollten die dortigen Offiziere einer schönen Fremden einen Abschiedsball geben, mit der wir den Winter über viel und gern getanzt hatten. Eine unumgängliche Reparatur war Veranlassung, daß wir auf den Saal des Kasinos verzichteten und uns nach einem andern Lokal umtun mußten. Das hatte indessen in B., das an dergleichen Räumlichkeiten nicht etwa reich ist, seine Schwierigkeiten. Es wurde ein Komitee von vier Festordnern niedergesetzt, zu denen auch ich gehörte, und demselben das ganze Arrangement der Sache, vor allem aber die Aufspürung des Ballsaales, aufgetragen. Endlich nach vielen Bemühungen war er gefunden; in einem großen, ziemlich baufälligen Hause der Vorstadt, das in früheren Jahren, als B. noch Universitätsstadt war, zum öffentlichen Tanzlokale gedient hatte. Jetzt wurde es in seinen oberen Räumlichkeiten als Kornspeicher benutzt; der ungeheure Saal selbst stand gegenwärtig leer und ungebraucht. Aber mochte er schon in seinen besten Zeiten sich nur einer bescheidenen Ausrüstung erfreut haben, jetzt, mit den vor Feuchtigkeit triefenden Wänden, mit der dumpfen Luft hinter den geschlossenen Fensterläden dünkte er mich beim ersten Eintritt in der Tat wie eine

große Gruft. Desto mehr gab es für uns zu tun; denn wodurch ließe sich ein tanzlustiges Offizierkorps wohl entmutigen. Es gab indessen ein neues Hindernis zu überwinden. Der Pächter des Hauses hatte eben eine Quantität Korn gekauft, welche in den nächsten Tagen auf dem Saal gelagert werden sollte, da die Böden so gut wie besetzt waren. Wir ließen uns auch das nicht anfechten; wir gingen zu dem Herrn Agenten, wir plauderten mit ihm, wir machten uns liebenswürdig und brachten es auch wirklich dahin, daß der nachgiebige Mann, augenscheinlich wider bessere Einsicht, das Korn in den oberen Räumen des Gebäudes unterbringen ließ. Dann wurden Maurer, Tischler, Tapezierer in Arbeit gesetzt; in dem alten Saale wurde gelüftet, gehämmert, drapiert und gestrichen; und täglich ging einer oder der andre von uns dahin, um die Arbeiten zu beaufsichtigen und anzuordnen. — Plötzlich, zu meinem großen Bedauern, wurde ich nach H. abkommandiert. Da war kein Ausweg, ich mußte auf den Ball verzichten. An meiner Stelle trat auf meinen Vorschlag der Hauptmann von L. in das Festkomitee, mein ältester und intimster Jugendfreund.

„‚Ein paar Tage, nachdem ich meinen neuen Bestimmungsort erreicht hatte, saß ich eines Nachmittags, mit Briefschreiben beschäftigt, auf meinem Zimmer. Ich schrieb an L., den ich um die Nachsendung einiger Effekten und die Bezahlung einiger kleiner Schulden ersuchen wollte. Ich hatte auch sonst noch so manches auf dem Herzen, was ich dem Freunde mitteilen mußte. So saß ich, ganz in meinen Brief vertieft. Als ich aber zufällig einmal die Augen aufschlage, sehe ich zu meiner Verwunderung L. selbst in der Ecke des Zimmers stehen und mit sonderbar ausdruckslosen Augen nach mir hinstarren. Er sprach nicht; aber er führte mit einer schwerfälligen Geberde die Hand an die Lippen und schien sich damit etwas aus dem Munde zu ziehen. Es kam mir vor, als ob es Getreidekörner seien. Indem ich aber die Augen anstrengte, um schärfer zu sehen, wurde die Gestalt undeutlich, und bald sah ich nichts mehr als die nackten Wände.

Erst jetzt, als ich mich in dem hellen Zimmer wieder allein fand, überkam mich das Gefühl des Unheimlichen; ich stand auf und verschloß den angefangenen Brief in meinen Sekretär, ich konnte mich nicht überwinden, ihn zu Ende zu schreiben.

„‚Einige Tage darauf erhielt ich von einem andern Kameraden die Nachricht, daß an jenem Vormittage der mit Getreide überlastete Boden oberhalb des Saales eingestürzt sei. Als man das Korn hinweggeräumt, hatte man unter demselben die Leiche des Hauptmanns von L. gefunden, der, da die Arbeiter zum Mittagessen fortgegangen waren, sich zur Zeit des Unfalls allein in dem schon fast vollendet umgestalteten Festlokale aufgehalten hatte.'"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Horatio sagt, es sei nur Einbildung[1]!"

„Wer sprach da? — Du, Alexius? Endlich?"

„Ich habe schon zu Anfang Eurer Geschichte hier an der Portiere gestanden und zugehört, wie ihr von den Träumenden auf den Sterbenden gekommen seid. Es bleibt nun noch eins übrig; und wenn ihr hören wollt, so werde ich mich nicht scheuen, diesen letzten Schritt zu tun. — Nein, bleibt nur ruhig sitzen! Es läßt sich auch von hier aus erzählen.

„Ich habe diese seltsame Geschichte von einem nahen Verwandten, der sie zum Teil selbst erlebt, teils später aus nächster Quelle erfahren hat. Er hielt sich vor mehreren Jahren vorübergehend in B. auf, wo derzeit auch der in wissenschaftlichen und künstlerischen Kreisen bekannte Geheime Medizinalrat W . . . lebte. Eines Abends, da er in Gesellschaft mit demselben zusammentraf, geriet die Unterhaltung in Veranlassung eines soeben erschienenen Buches, ‚Über das Leben der Seele[2]', unmerklich in jene dunkle Region, wo wir so gern mit unsicherem

[1] Worte des Offiziers Marcellus in „Hamlet" (1. Aufzug, erster Auftritt). Horatio glaubt nicht an das Erscheinen des Geistes von Hamlets Vater. — [2] Storm meint anscheinend das Buch „Geschichte der Seele" von G. H. v. Schubert, das 1830 zuerst herauskam, oder Maximilian Pertys Vortrag „Über die Seele", der 1856 veröffentlicht wurde

Finger umhertasten. Man besprach die Fortexistenz der Seele nach dem Vergehen des Körpers und endlich auch die Möglichkeit einer Einwirkung der Toten auf die Lebendigen. Der alte Medizinalrat hatte bei dieser letzten Wendung des Gesprächs schweigend in seinem Lehnstuhl gesessen. Nun erhob er den weißgepuderten Kopf und sagte: ‚Meine verehrten Herrschaften, wenn dergleichen möglich wäre, so würde ich es ohne Zweifel an mir erfahren haben; ich will auch nicht leugnen, daß mir mitunter die Gedanken so gekommen sind; jedoch geschehen ist mir niemals etwas.‘ Auf näheres Andringen fuhr er dann fort: ‚Es ist kein Hehl dabei, ich kann es in diesem vertrauten Kreise wohl mitteilen, zumal Sie den, welchen es betrifft, gekannt und auch wohl wertgehalten haben. Ich meine unsern verstorbenen Freund, den Justizrat Z. Sie werden sich erinnern, daß er jahrelang an einem Herzleiden kränkelte, bis es endlich seinem tätigen Leben ein plötzliches Ziel setzte. Der Zustand des Kranken war derart, daß darüber die differentesten Meinungen bei den zu Rate gezogenen Ärzten herrschten. — Während der letzten Monate hatte ich mit diesem werten Freunde, der sich rücksichtlich des annahenden Todes keineswegs einer Täuschung hingab, vielfache Gespräche gepflogen, wie wir sie heute abend hier gehört haben; namentlich liebte er es, sich hypothetischen Grübeleien über einen notwendigen Zusammenhang des Körpers mit der Seele hinzugeben. Nur daraus vermag ich es zu erklären, daß der sonst so verständige Mann von einer fast unbegreiflichen Angst vor einer demnächstigen Sektion seiner Leiche heimgesucht wurde, welche er andererseits von der wissenschaftlichen Neugier meiner Herren Kollegen mit gutem Grund erwarten konnte.

„‚So kam es eines Abends, daß ich, der ich ihn mit jeweiliger Zuziehung des Professors X. in den letzten Jahren behandelt hatte, ihm auf sein dringendes Verlangen das feierliche Versprechen gab, bei Eintritt des Todes die Eröffnung seiner Leiche unter jeder Bedingung zu verhindern. — Kurz ehe dieser erfolgte, mußte ich in

Veranlassung einer amtlichen Kommission die Stadt verlassen, nachdem ich die Sorge für diesen wie für meine andern Kranken dem Professor X. übertragen hatte. — Ich kehrte erst nach mehrtägiger Abwesenheit in die Stadt zurück. Es war schon dunkel. Als ich an dem Hause des Justizrats Z. vorüberfuhr, sah ich mit Verwunderung, daß die beiden Wohnzimmer desselben hell erleuchtet waren; das fiel mir auf, denn die Fenster des Krankenzimmers lagen nach dem Hofe hinaus. Ich ließ den Kutscher halten und begab mich nun unmittelbar aus dem Wagen in das Haus. Bei meinem Eintritt in das erste Zimmer blinkten mir von seiner Kommode die Skalpelle und sonstige Gerätschaften entgegen; dabei der für einen Anatomen unverkennbare signifikante Geruch. Aus der angrenzenden Stube hörte ich die diktierende Stimme des Professors X.; ich brauchte nichts weiter zu erfahren, ich wußte alles, was geschehen war. — Als ich die zweite Tür öffnete, sah ich den Leichnam meines Freundes auf dem Tische liegen; er war schon eröffnet, die Intestina[1] zum Teil herausgenommen, die Sektion in vollem Gange. Ich war heftig bewegt — und statt auf die gelehrten Auseinandersetzungen des Professors X. und des ihm assistierenden Arztes einzugehen, teilte ich ihnen meine dem Toten gegebene feierliche Zusage mit. Die Herren wollten dieselbe zwar nur als ein Beruhigungsmittel gelten lassen, wie solches dem Kranken wohl ohne weitere Absicht gegeben wird, indessen schließlich mußten sie mir dennoch versprechen, von weiterem Verfahren abzustehen und die herausgenommenen Teile in den Körper zurückzulegen. Ich verließ sie dann und fuhr nach meiner Wohnung; ermüdet von der Reise, voll Schmerz um den Tod des Freundes und belastet mit einer unheimlichen Trauer, daß ich ihm das gegebene Wort nun dennoch nicht hatte halten können. — Es ist nun fast ein Jahr vergangen, aber gleichwohl — ich bin niemals daran gemahnt worden.'

„Der Medizinalrat schwieg, und es entstand eine

[1] Eingeweide.

augenblickliche Stille in der Gesellschaft, die wohl dem Andenken des Verstorbenen gelten mochte. Mit einem Male aber richteten sich die Blicke der Anwesenden wieder auf den Erzähler, der seinen Lehnstuhl verlassen hatte und mit vorgestreckten Händen in der Stellung eines Horchenden dastand. In dem faltenreichen, alten Gesichte war der Ausdruck der höchsten Spannung, ja der Bestürzung nicht zu verkennen. Nach einer Weile hörte man ihn halblaut, wie zu sich selber, sagen: ‚Das ist entsetzlich!‘ Als hierauf der Herr des Hauses, einer seiner ältesten Freunde, ihn sanft bei der Hand ergriff, richtete er sich langsam auf und blickte in der Gesellschaft umher, als wolle er gewiß werden, wo er sich befinde. ‚Meine verehrten Herrschaften‘, sagte er dann, ‚ich habe soeben etwas erfahren — was und woher, erlassen Sie mir, Ihnen mitzuteilen! Nur so viel mag ich sagen, daß meine vorhin geäußerten Ansichten dadurch im wesentlichen berichtigt werden dürften. — Zugleich muß ich bitten, mich für heute abend zu entlassen; ich habe einen notwendigen Gang zu tun.‘ — — Der Medizinalrat nahm Hut und Stock und verließ die Gesellschaft. Als er draußen war, ging er quer über den Markt nach der Wohnung des Professors X., den er in seinem Studierzimmer antraf. Er redete ihn ohne weiteres an: ‚Sie erinnern sich noch des Justizrats, Herr Professor, und der von Ihnen geleiteten Sektion seiner Leiche?‘ — ‚Gewiß, Herr Medizinalrat.‘ — ‚Auch des mir bei dieser Gelegenheit gegebenen Versprechens?‘ — ‚Auch dessen.‘ — ‚Aber Sie haben mich getäuscht, Herr Kollege!‘ — ‚Ich verstehe Sie nicht, Herr Kollege.‘ — ‚Sie werden mich schon verstehen, wenn Sie mir nur erlauben wollen, dort einige Bücher in dem dritten Fache Ihres Repositoriums hinwegzuräumen!‘ — Und ehe der andre noch zu antworten vermochte, war der aufgeregte Greis schon herangetreten, und nachdem er mit zitternden Händen einige Bände beiseitegelegt, holte er aus der Ecke des Faches einen Glashafen hervor, in welchem sich ein Präparat in Spiritus befand. Es war ein ungewöhnlich großes, menschliches Herz. — ‚Es ist das Herz meines

Freundes', sagte er, das Glas mit beiden Händen fassend; ‚ich weiß es, aber der Tote muß es wiederhaben; noch heute, diese Nacht noch!' — Der Professor wurde bestürzt; er war überzeugt, daß kein Mensch dem Medizinalrate seinen heimlichen Besitz verraten haben konnte. Aber er gestand demselben, daß in der Tat an jenem Abend das anatomische Gelüste über seine Gewissenhaftigkeit den Sieg davongetragen habe. — — Das Herz des Toten wurde noch in derselben Nacht zu ihm in den Sarg gelegt."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Pfui! Wer befreit mich von diesem Schauder?"

„Schauder? Du sprichst ja wie ein moderner Literarhistoriker."

„Ich? Weshalb?"

„Weil du in dem Grauen nur die Gänsehaut siehst[1]."

„Nun, und was wäre es denn anders?"

„Was es anders wäre? — — Wenn wir uns recht besinnen, so lebt doch die Menschenkreatur, jede für sich, in fürchterlicher Einsamkeit; ein verlorener Punkt in dem unermessenen und unverstandenen Raum. Wir vergessen es; aber mitunter dem Unbegreiflichen und Ungeheuren gegenüber befällt uns plötzlich das Gefühl davon; und das, dächte ich, wäre etwas von dem, was wir Grauen zu nennen pflegen."

„Unsinn! Grauen ist, wenn einem nachts ein Eimer mit Gründlingen ins Bett geschüttet wird; das hab' ich schon gewußt, als meine Schuhe noch drei Heller kosteten."

„Hast recht, Klärchen! Oder wenn man abends vor Schlafengehen unter alle Betten und Kommoden leuchtet, und ich weiß eine, die das sehr eifrig ins Werk setzen wird. Es könnte sogar sehr bald geschehen, denn es ist spät, meine Herrschaften; Bürger-Bettzeit, wie ich fast in dieser auserwählten Gesellschaft gesagt hätte."

[1] Storm meint Julian Schmidt, der sich im zweiten Bande seiner Leipzig 1856 in dritter Auflage erschienenen „Geschichte der Deutschen Literatur im 19. Jahrhundert" ähnlich über E. T. A. Hoffmanns Nachfolger geäußert hatte.

Späte Rosen

(1859)

Einleitung des Herausgebers.

Die Erzählung „Späte Rosen“ ist nach „Auf dem Staatshof“ die zweite Geschichte, die Storm in Heiligenstadt geschrieben hat. Sie entstand 1859, und schon im September desselben Jahres las sie der Dichter seinem Jugendfreunde Becker vor. In der Zeitschrift seiner Berliner Dichtergenossen „Argo“ wurde sie mit einer prächtigen Initiale und einem schönen Farbendruck nach Riefstahl 1860 veröffentlicht und dann 1861 in das Bändchen „Drei Novellen“ aufgenommen. Wie seine Briefe an seine Gattin während deren Sommerreise nach Schleswig-Holstein 1858 erkennen lassen, las der Dichter damals viel in den Briefen, die sie sich als Brautpaar vor einem guten Jahrzehnt geschrieben hatten. Am 4. August 1858 schrieb er Konstanze: „O Jugend, o schöne Rosenzeit! Die Wege, die Stege usw. Du kennst ja das Lied; mein Herz, ja mein Herz Du, ich meine es wirklich so.“ In den alten Briefen las er, wie er einst gemeint hatte, das Herz seiner jungen Braut nicht voll zur Liebe erweckt zu haben, und er schalt diese Meinung töricht. Aber zum Bewußtsein kam ihm seine Leidenschaft erst jetzt, da er an sich und an Konstanze den Abschied der Jugend erleben mußte und sich mit noch stärkerer Sehnsucht den Gefühlen der Liebe hingab. Es war, wie er einmal Mörike gegenüber aussprach: das innere Erlebnis kommt später als das äußere; damals machte er die Erfahrung, der er später in einem Briefe an Hermine von Preuschen vom 8. Januar 1875 Ausdruck gibt, daß die Jugend nur Träume kennt, und nur das reifere Alter die Leidenschaft. Von diesen eigenen Erlebnissen ging vieles in die Geschichte ein, und die Frauengestalt erhielt von Konstanze den schwebenden Gang, den vollen Alt und die schöne Vorliebe für Rosen.

Ein unsagbar zartes Stimmungsbild hat der Dichter geschaffen. Die sommerliche Natur, Gottfrieds von Straßburg bezauberndes Gedicht von „Tristan und Isolde“ und schließlich das alte Volks-

lied müssen helfen, die Stimmung zu wecken. Aber es ist diesmal nicht die alte Liebesgeschichte, die sie durchzieht und reizvoll machen soll, sondern die Entwicklung einer eigentümlichen seelischen Regung. Dieser ganz besondere Inhalt gibt der zarten Geschichte ihre Werte, und die Freude an dem schönen Stimmungsbild wird auch nicht getrübt, wenn wir daran denken, daß in der rauheren Wirklichkeit nur überfeinerten Seelen ein solches Erlebnis vergönnt sein mag. Mit Recht schrieb Eduard Tempeltey 1867 von der Erzählung, sie sei „ein einfaches Stimmungsgemälde von bezaubernder Zartheit der Empfindung.“ Robert Prutz urteilte in Nummer 43 des „Deutschen Museums“ von 1861 überstreng, wenn er meinte, die Heranziehung von „Tristan und Isolde“ passe nicht zu der übrigen Haltung der Geschichte, und der eigentliche Inhalt sei für den Rahmen zu gering. Der Rahmen ist doch ganz knapp und schlicht, und sehr geschickt und feinsinnig hat der Dichter es verstanden, die Erzählung des Freundes einzuführen und an geeigneter Stelle wirkungsvoll zu unterbrechen.

Ich befand mich in der Nähe einer norddeutschen Stadt auf dem Landhause eines Freundes. Wir hatten einen großen Teil der Jugend zusammen verlebt, bis wir fast am Schlusse derselben durch die Verschiedenheit unseres Berufes getrennt wurden. Während der zwanzig Jahre, in denen wir uns nicht gesehen, war er der Chef eines von ihm gegründeten bedeutenden Handlungshauses geworden; mich hatten die Verhältnisse in die Fremde getrieben und dort für immer festgehalten. Jetzt war ich endlich einmal wieder in der Heimat.

Die Frau des Hauses hatte ich bisher noch nicht gekannt. — Sie war nicht jung mehr; aber in ihren Bewegungen war noch die Leichtigkeit der Jugend, und ihre ruhig blickenden Augen waren von einer kindlichen Klarheit. Es herrschte zwischen diesen beiden Menschen, wie ich bald zu bemerken Gelegenheit hatte, eine gegenseitige, fast bräutliche Rücksichtnahme. Wenn sie zum Frühstück frisch gekleidet in den Saal trat, suchten ihre Augen zuerst nach ihm und taten an die seinen die stille Frage, ob sie ihm so gefalle. Dann verschwand für einen Augenblick die tiefe Falte von seiner Stirn, und er empfing ihre dargereichte Hand, als werde sie erst eben ihm geschenkt. Mitunter, wenn er in seinem Arbeitskabinett am Schreibtische saß, trat sie aus ihrem Wohnzimmer oder aus dem davorliegenden Gartensaal und setzte sich schweigend neben ihn; oder sie war ungesehen hinter seinen Stuhl getreten und legte still die Hand auf seine Schulter, als müsse sie ihn versichern, daß sie in seiner Nähe, daß sie für ihn da sei.

Es war im Oktober an einem klaren Nachmittag. Mein Freund war eben, nach Beendigung seiner Geschäfte, aus der Stadt zurückgekehrt, und wir saßen nun, die alte Zeit

beredend, auf der breiten Terrasse vor dem Hause, von der man über den tiefer liegenden Garten und über eine darangrenzende grüne Wiesenfläche auf das dunkle Wasser der Ostseebucht und jenseit dieser auf sanft ansteigende Buchenwälder hinaussah, deren Laub sich schon zu färben begann. Dies alles und der tiefblaue Herbsthimmel darüber war von den hohen Pappeln, die zu beiden Seiten der Terrasse standen, wie von dunkeln Riesenkulissen eingefaßt. — Die Frau meines Freundes war, ihr jüngstes Töchterchen an der Hand, aus der offenen Flügeltür des Gartensaals getreten und mit einem stillen Lächeln an uns vorübergegangen; sie wollte sich nicht in unsere Schattenwelt drängen, an der sie keinen Teil hatte. Nun stand sie mit dem Kinde auf dem Arm am Rande der Terrasse und blickte einem vorüberziehenden Dampfschiffe nach, dessen Rädergebrause schon eine Zeitlang die Stille der Landschaft unterbrochen hatte. Ihre hohe Gestalt, die Umrisse ihres edlen Kopfes hoben sich deutlich gegen den dunklen Himmel ab.

Unser beider Augen mochten ihr unwillkürlich gefolgt sein, denn das Gespräch verstummte. Ich langte gedankenlos nach den Trauben, die in einer Kristallschale vor uns auf dem Marmortische standen.

„So hat es kommen müssen“, sagte ich endlich, indem ich den Gegenstand unserer Unterhaltung noch einmal wieder aufnahm, „ich, der sogar mit Kastanien und Kirschensteinen Handel trieb, wurde ein Mann der Wissenschaft; und du — wo sind deine Trauerspiele geblieben, die du als Sekundaner schriebst?“

„Die italienische Buchführung“, erwiderte er lächelnd, „ist ein scharfes Pulver gegen die Poesie; und gleichwohl habe ich noch den festen Willen hinzutun müssen, damit das Mittel anschlug.“

Er sah mich mit seinen dunklen Augen an, die noch den idealen Zug verrieten, der ihn in seiner Jugend auszeichnete. „Es mag dir Mühe genug gekostet haben“, sagte ich.

„Mühe?“ wiederholte er langsam; — „es ist vielleicht das Wenigste, was es mich gekostet hat.“ Und dabei flog

ein Blick zu seiner Frau hinüber, von einer solchen Energie der Zärtlichkeit, von einer Freude des Besitzes, als habe er die Geliebte erst vor kurzem sich errungen.

Unwillkürlich mußte ich eines kleinen Vorfalls am ersten Tage meines Hierseins gedenken. Damals, beim Eintritt in das Arbeitskabinett meines Freundes, fiel mein erster Blick auf das neben seinem Schreibtisch hängende Bildnis eines schönen, jugendlichen Mädchens. Es war in Öl gemalt, in klaren, lichten Farben und von einer wahrhaft leuchtenden Heiterkeit und Lebensfrische. Auf meine Frage, wen es vorstelle, erwiderte Rudolf: „Es ist das Bildnis meiner Frau. Das heißt“, setzte er hinzu, „des Mädchens, das später meine Braut und dann meine Frau geworden ist. Es war für die Großeltern gemalt und ist aus deren Nachlaß an sie zurückgelangt.“ Er war bei diesen Worten gleichfalls vor das Bild getreten, während ich in Gedanken die jugendlichen Züge mit denen der nur noch flüchtig gesehenen Frau verglich. — Als ich nach einer Weile mich zu ihm wandte, trug sein Antlitz den unverkennbaren Ausdruck einer fast schmerzlichen Innigkeit, den ich mir bei meinem längeren Aufenthalte immer weniger zu erklären wußte. Denn dieses Mädchen war ja sein geworden; sie lebte und — so schien es — sie beglückte ihn noch jetzt.

Nun, als in diesem Augenblick die schöne, ruhige Gestalt vor uns von der Terrasse in den Garten hinabstieg, und da ich nicht fürchtete, eine ungeheilte Wunde zu berühren, vermochte ich meine damalige Beobachtung nicht länger zu verschweigen. „Was war das, Rudolf?“ sagte ich und nahm die Hand meines Jugendfreundes, „sage mir es, wenn du es kannst!“

Er blickte noch einmal in den Garten hinab, hinter dem aus den Wiesen schon die Abendnebel aufzusteigen begannen; dann strich er das schlichte Haar von seiner Stirn und sagte mit dem herzlichen Ton seiner mir einst so vertrauten Stimme: „Es ist kein Unrecht dabei, und auch kein Unheil; ich kann es dir schon sagen, so weit so etwas überhaupt sich sagen läßt. — Du hast es seinerzeit aus

meinen Briefen erfahren, wie ich meine Frau vor nun fast fünfzehn Jahren in meinem elterlichen Hause kennen lernte. Sie besuchte meine Schwester, mit der sie im Bade auf unsern Westsee-Inseln zusammengetroffen war. Ich lebte damals in der angestrengtesten und aufreibendsten Tätigkeit. Ein Kompagnon, auf dessen Mitteln ein Teil des kaum aufgeführten Handelsgebäudes ruhte, war plötzlich ausgeschieden, und das Fehlende mußte auf andere Weise und in kürzester Frist ersetzt werden. Dazu kam die Errichtung der Dampfschiffahrts-Sozietät, die ich schon derzeit im Plane hatte, dessen Ausführung aber die Eifersucht unserer Nachbarstadt immer neue Hindernisse entgegenstellte. Ich bedurfte, wenn ich den Tag in Arbeit und Aufregung hinbrachte, einer ermutigenden Teilnahme, eines Zufluchtsortes, an dem ich mein Herz ausruhen konnte. Beides fand ich bei der jungen Freundin meiner Schwester. Abends im elterlichen Garten, beim Auf- und Abwandeln zwischen den Ligusterzäunen, waren meine Pläne und meine Sorgen der Gegenstand unserer Gespräche; sie hatte ein Ohr und Verständnis für alles. Die Einfachheit und Sicherheit ihres Wesens, die du neulich am ersten Tage deines Hierseins an ihr bewundertest, waren schon damals vorhanden. Doch auch der Mutwille der Jugend war ihr nicht fremd. Ich erinnere mich eines Abends, wo ich den beiden Mädchen an dem alten Gartentisch in der Laube gegenübersaß. Es war an diesem Tage aller Art Unglück für mich hereingebrochen. In einem augenblicklichen Anfalle von Mutlosigkeit rief ich aus: ‚Es geht am Ende dennoch über meine Kräfte!‘ Sie antwortete nicht darauf; aber sie stützte schweigend das Kinn in ihre Hand und sah mich eine Weile wie mit zürnenden, erstaunten Augen an. Dann wandte sie den Kopf zu meiner Schwester und sagte lächelnd: ‚Siehst du! Er glaubt schon selbst nicht mehr daran!‘ Und sie hatte recht; schon in den nächsten Wochen fühlte ich, daß meine Kräfte reichten. Es verstand sich endlich fast von selbst, daß sie ihre Hand in meine legte; daß ich sie festhielt. Andere sagten mir von ihrer Schönheit;

ich sah sie darauf an; ich hatte nie daran gedacht und dachte auch ferner nicht daran. So ward sie meine Frau; eine Genossin des Lebens, das der Tag mir brachte und in immer erneuter Aufgabe zur Lösung vor mich hinstellte. Du wirst dich dessen erinnern — denn ich habe dir damals öfterer geschrieben —, wie von nun an ein Wirrsal nach dem andern gelöst wurde. Mir war dabei fast, als geschehe es durch ihre Hand; denn sie an ihrem Platze wußte alles zur rechten Zeit zu tun; sie verstand die stumme Sprache der Dinge, gleich der Goldmaria des Märchens[1], die es im Vorübergehen aus den Bäumen rufen hört: ‚Schüttle uns, wir Äpfel sind alle miteinander reif!' — Schon nach einigen Jahren vermochte ich dies Landhaus zu erstehen und unsern einfachen Wünschen gemäß einzurichten. Aber mit dem Glück, das mich begünstigte, mehrten sich auch meine Geschäfte; ich hatte nicht sie, sie hatten mich; ich war eingefangen in einem Netz von Kombinationen, deren eine immer die andere ablöste; alle Kräfte meines Geistes waren in diesen einen Dienst gegeben, der sie Tag für Tag in Anspruch nahm."

Mein Freund hielt inne; seine älteste, zwölfjährige Tochter war aus dem Hause zu uns getreten und fragte nach der Mutter. Er nahm sie in seinen Arm und horchte nach dem Garten hinunter. Drüben von dem Glashause her, das mit seiner weißen First neben der Gartenmauer aus dem Gebüsch ragte, hörte man das Lachen der Kleinen, und dazwischen wie beschwichtigend die Stimme der Mutter. „Geh, Jenni!" sagte er lächelnd, „es sind zwei große Feigen reif; ihr dürft sie nehmen!" — Sie nickte; und fort war sie; die Treppe hinab und durch die Rasenpartien, welche sich unterhalb der Terrasse ausbreiteten, seitwärts im Gebüsch verschwunden.

Der Vater sah ihr einen Augenblick nach; dann fuhr er fort: „Es war im Frühling eines Sonntagnachmittags; das schlanke Mädchen, das wir eben zur Mutter hinabgeschickt, mochte damals kaum ein halbes Jahr zählen.

[1] Das Märchen von Frau Holle.

Der Gartensaal hier an der Terrasse war eben ausgemalt, die Frühlingssonne beschien den Estrich, und durch die offenen Flügeltüren drang der Duft der sprießenden Blätter und Knospen. Ich hatte, auf dem Sofa sitzend, ein Buch zur Hand genommen, desgleichen mir seit lange nicht mehr vor Augen gekommen war; ich weiß nicht, gedachte ich deiner und unserer einst so eifrig betriebenen altdeutschen Studien, oder wollte ich mich nur vergewissern, daß hier außen für mich eine andere Welt sei als drüben in der Stadt zwischen den dunklen Wänden meiner Schreibstuben. Es war Meister Gottfrieds Tristan, den ich aufgeschlagen hatte. In einiger Entfernung mir gegenüber am Fenster saß meine Frau mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt; nebenan im Zimmer schlief das Kind in seiner Wiege. Es war alles still; nichts störte mich, mit Tristan und Isote die Meerfahrt zu beginnen.

„Die Kiele streichen hin; in der einsamen Mittagsstunde sitzt Isote auf dem Verdeck. Der Sommerwind weht in ihren goldenen Haaren; aber ihre Augen quellen über, aus Weh nach der Heimat, aus Furcht vor der Fremde, wo sie des greisen Königs Gemahl werden soll. Tristan will sie trösten; aber sie stößt ihn zurück; sie haßt ihn, weil er ihren Ohm Morolt erschlagen hat. Die Luft geht schwül, sie dürstet. In der Schiffskemenate, schlecht verwahrt, steht der Minnetrank, der Isotens Herz dem alten Bräutigam entzünden soll. Ein kleines Fräulein ruft: ‚Seht, hier steht Wein!‘ und Tristan bietet ahnungslos der Königin den Becher.

Sie trank mit Zaudern, ihr war so schwer,
Und gab es ihm; da trank auch er.

„Und nun beginnt das Zauberspiel des alten Dichters; wir leben mit ihnen in ihrem Zweifel und in ihrer Herzensgier, wie sie nicht wollen und doch müssen, wie sie noch glauben frei zu sein und dennoch fürchten es zu werden. Unaufhaltsam quellen die süßen Verse hervor; mit ihrer heimlich dringenden Weise betören sie das Herz. Ich sah sie vor mir, das schöne, jugendliche Paar, wie sie

zusammen am Bord des Schiffes lehnen. Sie blicken hinaus über das Wasser, um nicht zu sehen, wie ihre Hände heimlich ineinander ruhen; und während sie ganz einer in dem andern trunken sind, reden sie wie zufällig fremde Worte, von Meer und Nebel, von Luft und See. — —

„Der Duft des Bechers, den der alte Meister seinem Leser so nahe zu bringen weiß, stieg auf und begann auch an mir sein Zauberwerk zu üben. Durch die Dichtung wurde etwas in mir bewegt, was das Leben bis dahin hatte schlafen lassen; ich hatte diese andere Welt nicht kennengelernt, die Tristan und Isoten nun ihre eigenen unerbittlichen Gesetze aufnötigt; mit der der Dichter selbst, wie er zu Anfang seines Werkes sagt, verderben und gedeihen will.

„Ich sah von dem Buch zu meiner Frau hinüber. Damals, mein Freund, lag noch der Duft der Jugend auf ihren Wangen. Durchs Fenster fielen die Schatten der jungen Pappelblätter auf ihre Stirn und bewegten sich leise hin und wieder, während sie die Augen auf ihre Arbeit niedergeschlagen hatte. — War sie nicht ebenso schön, wie ‚der Minne Federspiel, Isot'? Oder war der Minnebecher kein bloßes Symbol, und bedurfte es wirklich des geheimnisvollen Trankes, um diesen holden Wahnsinn zu erschaffen?

„In diesem Augenblick erwachte nebenan das Kind. Die junge Mutter stand auf und warf die Arbeit hin; aber während sie durch den Saal ging, sah sie mich mit ihren schönen, heitern Augen an und winkte mir, ihr zu folgen. —

„Ich mußte lächeln. ‚Was willst du noch?' sagte ich halblaut zu mir selbst und schlug das alte Zauberbuch zu. Und schon war sie zurück und brachte mir das Kind, das die großen, verschlafenen Augen gegen die helle Frühlingssonne aufriß. — —

„So blieb es ruhig zwischen uns, wie es gewesen war. Ein Jahr nach dem andern ging dahin; und in währender Zeit verblühte allmählich die schöne, jugendliche Frau an meiner Seite. Ich sah es nicht; ich hatte kein Auge dafür, wie die Züge ihres lieben Angesichts unmerklich den

weichen Umriß der Jugend verloren und wie der Seidenglanz ihres blonden Haares erlosch; nur ihres geistigen Wesens wurde ich mir immer klarer bewußt; ich fühlte deutlich, wie es sich immer fester begründete, und ebenso, wie ich sie immer mehr verehrte.

„Vor drei Jahren wurde uns noch eine zweite Tochter geboren — horch nur! sie sind im Glashause; wie sie mit der Schwester disputiert! — —

„Indessen hatten sich meine Arbeiten allmählich vereinfacht; die Geschäfte gingen ihren geordneten Gang, so daß ich manches andern Händen überlassen konnte. Mein Leben gewann endlich wieder Raum für andere Dinge. Da das Notwendige ohne Zwang geschehen konnte, so machte sich der dem Menschen eingeborene Drang nach Schönheit wieder geltend. Ich gab dem Garten seine jetzige Gestalt und ließ dort unten das Rosarium anlegen. — Du hörtest schon, daß sie die Rosen vor allen andern Blumen liebt. — Im Jahre darauf wurde hinter demselben der geräumige Pavillon erbaut. Die Holzmosaik des Fußbodens, die Sessel und was sonst an Gerät hineingehörte, ließ ich nach Zeichnungen eines befreundeten Architekten von geschickten Handwerkern anfertigen; die hohen Fenster wurden zur Hälfte mit hellgrauen, seidenen Gardinen verhangen, so daß ein gedämpftes, wohltuendes Licht entstand. Hier in dieser Gartenstille las ich zum erstenmal in ungestörtem Zusammenhange die alten, ewigen Gesänge, die ‚Odyssee‘ — die ‚Nibelungen‘; ich las sie laut; denn sie saß neben mir und hörte, und ihre fleißigen Hände ließen unbewußt die Arbeit ruhen. Auch die Hausmusik war nicht vergessen; mir hatte das Leben keine Zeit zur Ausübung einer Kunst gelassen, aber meine Frau verstand es zu singen, und sie hatte es schon immer gern in meiner und der Kinder Gegenwart getan. Nun traten andere hinzu, die ein Gleiches leisteten; denn unmerklich hatte sich uns ein kleiner Kreis teilnehmender und gleichgesinnter Menschen angeschlossen.

„So war im Juni vorigen Jahres mein vierzigster Geburtstag herangekommen. — Die Frühsonne weckte

mich; sonst schlief noch alles. Ich kleidete mich an und ging durch das schweigende Haus auf die Terrasse. Der Rasen unterhalb derselben war noch in tiefem Schatten; nur die Spitzen der Bäume und der goldene Knopf des Gartenhauses leuchteten in der Morgensonne; drüben auf dem Wasser lag noch der weiße Nebel, aus dem die schwankende Spitze eines Mastes nur dann und wann hervorsah. Ich stieg langsam in den Garten hinunter, ganz erfüllt von dem Gefühl der süßen, unberührten Frühe; ich trat leise auf, als fürchte ich den Tag zu wecken.

„Am vorhergehenden Abend war ich wieder einmal über Meister Gottfrieds Tristan geraten und hatte mich ganz in das alte Buch vertieft. Es waren die letzten Blätter, die diese anmutige Dichterhand geschrieben.

„Der Minnetrank hat seine Zauberkraft bewährt. Die schöne Königin Isote und Tristan, des Königs Neffe, sie konnten voneinander nicht lassen. Der alte, langmütige König hat endlich die Schuldigen verbannt; der Dichter aber tut seinem klopfenden Herzen Genüge und führt seine Lieblinge fern von den Menschen in die Wildnis. Kein Lauscher ist ihnen gefolgt; die Sonne scheint, die Kräuter duften; in der ungeheuern Einsamkeit nur sie und er; um sie her der säuselnde Wald und unsichtbar in den Lüften der unablässige Gesang der Vögel. Sie wandeln im Abendschein durch die Wiese, hin wo der kühle Bronnen klingt; dort sitzen sie nieder unter der Linde und blicken zurück nach der Felsengrotte, wo sie die Nacht zusammen ruhten. Sie reiten bei Sonnenaufgang durch die taubenetzte Heide auf die Pirsch, die Armbrust in der Faust, die Rosse aneinander drängend, Isotens goldenes Haar um Tristans Schultern wehend.

„In der stillen Morgenluft stiegen die Bilder der Dichtung wie Träume in mir auf. — Indessen war die Zeit vorgerückt; die Sonne schien warm auf die Gartensteige, die Blätter tropften, die Wohlgerüche der Blumen verbreiteten sich, und in den Lüften begann das feine Getön der Insektenwelt. Ich empfand die Fülle der Natur, und ein Gefühl der Jugend überkam mich, als läge das

Geheimnis des Lebens noch unentsiegelt vor mir. Ich beschleunigte meinen Schritt, ich trat fester auf; unwillkürlich streckte ich den Arm aus und brach einen blühenden Zweig von dem Gebüsch, das nebenan im Rasen stand. — Unten vor dem Pavillon standen noch die Gartenstühle, wie wir sie am Abend verlassen hatten; an den verschlossenen Läden rieselte der Tau herab. Ich nahm den Schlüssel aus seinem Versteck unter der Treppenstufe und sperrte die Türen auf, damit die Morgenluft hineindringen könne. Dann ging ich zurück, rüttelte im Vorübergehen an der verschlossenen Tür des Glashauses und trat nach einer Weile durch den Gartensaal in das Wohnzimmer meiner Frau. Es rührte sich noch nichts im Hause, die Morgenruhe lag noch in allen Winkeln. Aber ein starker, frischer Rosenduft schien die Nähe eines Geburtstagstisches zu verraten. — Als ich die Tür meines Arbeitszimmers öffnete, fielen meine Augen auf ein Ölgemälde in ovaler Medaillonform, das angelehnt auf meinem Schreibtisch stand. Es war das lebensgroße Profilbild eines Mädchenkopfes; über dem schweren Goldrahmen, der es einfaßte, lag eine Girlande von vollen roten Zentifolien. — Der Kopf war ein wenig zurückgeworfen, das glänzende blonde Haar schien erst eben von einer leichten Hand zurückgestrichen; auf den halbgeöffneten Lippen lag der köstliche Übermut der Jugend.

„Ich stand atemlos und starrte das schöne jugendliche Antlitz an; mir war, als dürfe ich meine Nähe nicht verraten, als könne von einem unvorsichtigen Hauche alles in Duft verwehen. — Es mußte eine Welt voll Frühlingsonnenlichtes sein, in welche diese jungen lachenden Augen hinaussahen. Ich neigte unwillkürlich das Haupt. Sie — sie wäre es gewesen; mit ihr wäre auch ich in jene Einsamkeit geflohen, nach der jedes Menschenherz einmal verlangt — —“

Rudolf faßte meine Hand.

„Und weshalb war sie es nicht gewesen? — Du kennst das Bild. Was ich gesehen, war nicht die Phantasie eines Malers, nicht etwa die blonde Königin Isote, die vielleicht

niemals gelebt hat. Dies Antlitz vor mir hatte dem Leben, meinem eigenen Leben angehört; so war sie einst gewesen, die vor vielen Jahren ihre Hand in meine legte, die noch an meiner Seite lebte.

„Ich blickte wieder auf, es ließ mich nicht; der Durst nach Schönheit überwältigte mich ganz. Der Anfang eines alten Liedes fiel mir ein: ‚O Jugend, o schöne Rosenzeit[1]!' — sie hatte es damals in meinem elterlichen Hause oft gesungen. Ich streckte die Arme nach dem Bilde aus, als müsse sie so noch einmal wiederkehren, als sei diese süße, jugendliche Gestalt noch nicht für immer der Vergangenheit anheimgefallen.

„Da plötzlich, während mein Herz von Reue und von vergeblicher Sehnsucht zerrissen wurde, überkam mich ein Gedanke unzweifelhaften, unaussprechlichen Glückes. Sie, die das einst gewesen war, sie selber lebte noch; sie war in nächster Nähe, ich konnte schon jetzt, in diesem Augenblick noch bei ihr sein.

„Ich verließ das Zimmer, ich suchte sie; aber sie war nicht mehr im Hause. Als ich in den Garten hinabging, kam sie mir unterhalb der Terrasse entgegen. Sie sah mich lächelnd an, als wollte sie in meinen Augen die Freude über ihr Geburtstagsangebinde lesen. Aber ich ließ ihr keine Zeit, ich faßte schweigend ihre Hand und führte sie in den Garten hinab. — Und wie sie in dem weißen Morgenkleide in ihrer mädchenhaften Weise neben mir ging, mit ihren stillen Augen mich fragend und erstaunt betrachtend, wie ihre Hand so leicht und hingegeben in der meinen lag, da konnte ich nicht erwarten, mich anbetend vor ihr niederzuwerfen; denn alle Leidenschaft meines Lebens war erwacht und drängte ihr entgegen, ungestüm und unaufhaltsam."

Rudolf schwieg einen Augenblick; dann sagte er leise, indem er vor sich in das Abendrot blickte, das schon mit seinem letzten Schein am Himmel stand: „So habe auch ich noch aus dem Minnebecher getrunken, einen tie-

[1] Verse aus dem rheinischen Volkslied: „Von allen schönen Kindern auf der Welt", das Felix v. Mendelssohn vertont hat.

fen, herzhaften Zug; zu spät — aber dennoch nicht zu spät!“

Wir saßen schweigend nebeneinander; allmählich brach die Dunkelheit herein. Im Garten war alles still geworden; aber im Pavillon unten waren schon die Lichter angezündet und schienen durch die Büsche. Nun wurde ein Akkord angeschlagen, und von einer tiefen Altstimme gesungen klangen die Worte durch die Nacht:

O Jugend, o schöne Rosenzeit!

Abseits

Weihnachtsidylle (1863)

Einleitung des Herausgebers.

Ein Heideausflug während eines Ferienaufenthaltes in Husum im Sommer 1862 gab den äußeren Anstoß zu der Idylle „Abseits“. Ermutigt durch den Erfolg der Geschichte „Unter dem Tannenbaum“ schrieb Storm in der ersten Hälfte des Jahres 1863 diese seine zweite Weihnachtserzählung. Hier wurde ein Heidehäuschen, das er auf jenem Ausfluge besucht hatte, getreu geschildert. Freilich die Julisonne läßt der Dichter nicht über der Landschaft brüten; die unheimliche Stille eines Dezemberabends lagert über der weiten Fläche, nur durchleuchtet von den Lichtern der Weihnachtskerzen.

Aber kein Tannenbaum wie in der ersten Idylle ist diesmal geschmückt und kein heiteres Kinderlachen erfüllt die Zimmer mit den Klängen heiterster Festesfreude. Alte Menschen, die das Leben hart mitgenommen hat, erzählen ihre wehmütigen Schicksale. Wie so oft bei Storm, wissen sie von enttäuschter Liebe zu sagen, von einem erhofften Glück, das die Ungunst kleinbürgerlicher Verhältnisse in Entsagung enden ließ. Wie später in der Novelle „In St. Jürgen“ verzichten nicht sehr starke, aber edle Naturen aus sittlichen Gründen auf die Erfüllung ihres eigenen Lebenstraumes. Aber nicht junge Menschen wie in „In St. Jürgen“ nehmen das schwere Los auf sich, der Verzicht geschieht freiwilliger als dort, und andere Gründe machen ihn für das Liebespaar zu einer sittlichen Notwendigkeit. Mit großer Feinheit hat Storm, den damals die Sorge um Schleswig-Holstein so stark wie noch nie erfüllte, die Vaterlandsliebe als entscheidende Triebfeder in die Erzählung eingefügt. Meta opfert ihre Liebe, weil ihr Bruder sein Leben dem Vaterlande zur Verfügung stellte und sich ohne eigenes Vergehen in Not brachte. Dieses Eingreifen allgemeinerer Gedanken, die über das Wohl und Wehe des einzelnen hinausgehen, in ein Liebesschicksal ist in diesem Grade bei

Storm nicht häufig. Der Einzelne steht nicht als ungebundene Persönlichkeit selbständig in der Welt, sondern als gesellschaftliches Wesen, als ein Glied in einer Kette, deren Veränderungen es mit unterworfen ist.

Kräftigere Naturen hätten versucht, sich neue Möglichkeiten zur Verwirklichung ihres Glückes zu erschließen. Für diese leidenschaftslosen Menschen, die, als ob nichts geschehen wäre, unter einem Dache weiter nebeneinander leben, aber doch nicht vergessen können, ist das Glück begraben. Nur ein Schimmer fällt noch in das Alter des Mädchens durch die Hoffnung auf das Zusammenleben mit dem jungen Neffen. Daß der Grund zu dieser Hoffnung gerade am Weihnachtsabend gelegt wird, macht die Erzählung zu einer Weihnachtsidylle. Den Namen einer solchen trägt sie aber vor allem darum mit Recht, weil in ihr wirklich ein Stück von dem Geist der Liebe lebendig wird. Und eine freier gestaltete Idylle ist sie trotz des festen Kerns. Zwar ist es Storm viel schöner als in dem locker gebauten Werke „Unter dem Tannenbaum“ gelungen, seinen vaterländischen Regungen zu künstlerischer Gestaltung zu verhelfen; aber nicht alles ist mit der Handlung innerlich verwachsen; mancher angedeutete Zug ist nicht ausgenutzt worden und hat nicht die gehörige Bedeutung in dem Gefüge der Erzählung erhalten. Der Zauber weihnachtlicher Landschaft verbindet sich mit den Stimmungen wehmütiger Entsagung und treuer Vaterlandsliebe oft allerdings wunderschön, aber doch nicht immer so, um eine einheitliche Wirkung zu ermöglichen. Mit dem stolzen Bekenntnis der Freischärlers zum unterdrückten Vaterlande gibt der Dichter, der den jungen Menschen als Träger schleswig-holsteinischer Zukunft verklärt wissen wollte, am Schlusse der Stimmung der großen Mehrzahl seiner Volksgenossen Ausdruck. Damit ist diese Erzählung zu einer Zeitdichtung geworden, die als solche gewürdigt und anerkannt werden will.

In der Weihnachtsnummer der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ kam die Idylle 1863 zum Abdruck mit acht schönen Zeichnungen Otto Speckters.

Die Wintersonne lag über der Heide; sie spiegelte sich in den Fensterscheiben eines neuen strohgedeckten Hauses, das in dieser Einsamkeit wie hingestellt war auf die braune, unabsehliche Decke des Heidekrautes. Nur seitwärts dahinter lag noch eine mäßig große Scheuer, und neben derselben, dem Tore des Hauses gegenüber, ragte die lange Stange eines Brunnens in die Luft. Ein paar Schritte weiter ein niedriger Wall aus Sand und Steinen, der sich auch nach vorn um das Haus herumzog; und dann wieder nichts als der leere Himmel und die braune, gleichmäßige Ebene.

Das Gehöft lag in dem nördlichsten deutschen Lande, das nach blutigem Kampfe jetzt mehr als jemals in der Gewalt des fremden Nachbarvolkes war. Erbaut war es vor wenigen Jahren von einem wohlhabenden Kaufmann der kleinen Seestadt, deren Turmspitze man aus den Fenstern der Vorderstube am Horizonte erblickte. — Bald nach Beendigung des unglücklichen Krieges hatte er von mehreren Gemeinden, deren Feldmark hier zusammenstieß, die nicht unbeträchtlichen Bodenstrecken käuflich erworben.

Die Lage war für die Entstehung eines ländlichen Heimwesens günstig; denn einen Büchsenschuß nördlich von dem jetzt dort mit der Fronte gegen Abend schauenden Hause drängt sich ein mäßig breiter, fischreicher Strom durch die Heide, abwärts einem Landsee zu, der sein ovales Becken bis fast an die Stadt erstreckt.

Aber noch ein anderes mochte der einsichtige Mann bei Abschluß seines Kaufes in Rechnung genommen haben. Die drunten vor der Stadt am Ufer des Sees gelegene herrschaftliche Wassermühle erforderte, nachdem das Getriebe bei einer Pachtveränderung erweitert war, eine

größere Wassermasse, als der an Untiefen leidende See herzugeben vermochte. Die Anlegung eines Kanals durch denselben konnte nicht ausbleiben. Und als bald darauf unten im See die Arbeiter den ersten Spatenstich taten, ließ auch der Herr Senator jenseit desselben die Gebäude auf seiner Heide bauen; denn nun hatte er die Gewißheit, das sumpfige Stromufer in grasreiche Wiesen verwandeln zu können. Noch im Herbste desselben Jahres standen das Wohnhaus mit der kleinen Tenne und dem Milchkeller, und hinter demselben die Scheuer mit den Stallräumen fertig da. Im Frühjahr darauf zogen die Kolonisten ein; in das Haus ein alter Knecht, eine kleine Magd und eine ältliche „Mamsell“, ein altes Inventarienstück der Familie; der Stallraum in der Scheuer wurde von zwei Ponys und einer Kuh bezogen; den Wassertümpel, der zwischen diesem und dem Wohnhaus lag, wußte Mamsell in kurzem mit einer schnatternden Entenschar zu bevölkern, und auf dem Dunghaufen, der sich allmählich daneben erhob, scharrte ein goldfarbiger Hahn mit einem halben Dutzend eierlegender Hennen. Zur Vervollständigung der Wirtschaft und sich zur Gesellschaft hatte außerdem der alte Marten noch einen kleinen Dachshund aufgezogen. — Mit diesen Kräften begann die allmähliche Urbarmachung des neuen Besitzes; und schon glänzten drunten gegen den Strom hin überall die sorgfältig gezogenen Abzugsgräben; und das zum erstenmal in dieser Jahreszeit nicht überschwemmte Wiesenland versprach auf den Sommer eine reiche Heuernte.

Im Wohnhause selbst war hinter dem nach vorn hinaus liegenden Stübchen der Haushälterin ein großes Zimmer für die Herrschaft eingerichtet und nicht allein mit Tisch und Stühlen, sondern sogar mit einem stattlichen Sofa versehen, das freilich für gewöhnlich von Mamsell sorgsam mit einem weißen Überzuge verhüllt gehalten wurde.

So konnte der Senator mit den Seinen in der Sommerzeit aus der unheimlich gewordenen Heimatstadt mitunter doch in eine Stille entfliehen, wo er sicher war,

weder die ihm verhaßte Sprache zu hören, noch die übermütigen Fremden als Herren in die alten Häuser seiner vertriebenen Freunde aus und ein gehen zu sehen; aber wo im Glanz der Junisonne die blühende Heide lag, wo singend aus dem träumerischen Duft die Lerche emporstieg und drunten über dem Strom die weißen Möven schwebten.

* * *

Jetzt war es Winter, ein weicher, nasser Tag ohne Frost und Schnee; obgleich es der Nachmittag des Weihnachtsabends war.

Droben das Haus stand leer bis auf die Hühner, die in der matten Wintersonne sich vor der Tür im Sande streckten; die ganze kleine Menschenbesatzung schwamm drunten auf dem Strome in einem Flachboot, das eben in eine kleine, schilfreiche Bucht hinabglitt. Auf dem Boden des Fahrzeugs kauerte die Magd neben einem Kübel, der schon mit Hecht und Karpfen fast gefüllt war; dahinter stand ein ältliches Frauenzimmer in einem dunkeln Wollenkleide. Sie schirmte die Augen mit der Hand, denn vor ihnen lag die Sonne blendend auf dem Wasserspiegel. „Sind seine Reusen noch nicht alle, Marten?“ fragte sie.

„Kann bald werden, Mamsell“, sagte der alte Knecht, indem er die Ruderstange gemächlich auf den Grund stieß.

Seitwärts im Schilf wurde das Gekläff eines kleinen, arbeitenden Hundes hörbar. Marten, indem er selbstzufrieden nickte, zog die Stange ein und faßte rasch nach einer Flinte, die neben ihm im Boote lehnte. In demselben Augenblicke brauste dicht vor ihnen eine schwere Ente aus dem Schilf; der Knecht wandte sich, und während die beiden Frauen einen Schrei ausstießen, knallte auch schon der Schuß über ihre Köpfe hin. Als sie sich umblickten, sahen sie den großen gelbbraunen Vogel unweit des Bootes scheinbar unverletzt auf dem Wasser schwimmen, das blanke schwarze Auge unverwandt auf sie gerichtet. Als aber Marten Miene machte, mit dem Boot in seine Nähe zu kommen, tauchte er dicht am Schilfe

unter und verschwand. „Das beißt sich in den Grund“, sagte der Alte verdrießlich und ließ die Arme hängen, „das sind boshafte Kreaturen, Mamsell.“

Die Haushälterin sah mit einem Blicke des Mitleids auf den Punkt, wo das Tier verschwunden war. „Wenn Er nur seine alte Donnerbüchse zu Hause lassen wollte“, sagte sie.

„Ei ja, Mamsell, der gebratene Entvogel hätte morgen doch geschmeckt!“ Dann wies er mit der Hand nach dem jenseitigen Ufer auf einen Strich verkrüppelten Buschwerks, das sich weit hinaus in die Heide dehnte, nur mitunter durch kleine Wassertümpel unterbrochen. „Dort liegen auch Bekassinen[1]“, fuhr er fort, „das gäb' einmal ein Herrengut, wenn wir den Eichenbusch noch dazu hätten!“

„Wem gehört's denn, Marten?“

„Dem Bauernvogt unten im Dorf; er will hoch damit hinaus; aber der Herr sollt' es nicht fahren lassen; denn da steckt auch der Mergel und — den müssen wir haben.“ Mit diesen Worten hatte er die letzte Reuse aus dem Wasser gezogen und, da nur allerlei kleines Zeug darin zappelte, nach Befreiung der Gefangenen wieder hinabgelassen. Zugleich war auch der Hund aus dem Schilf ins Boot gesprungen und sah, sich schüttelnd und prustend, zu seinem Herrn empor. „Auf ein andermal, Täckel“, sagte Marten, seinen Liebling auf das nasse Fell klopfend, „unsere Beine waren für dieses Mal zu kurz.“ Er hatte das Boot gewandt und schob es wieder stromaufwärts. Unterhalb des Hauses stiegen sie ans Land, zuerst auf einzelnen Feldsteinen über die Wiesen gehend, dann eine Strecke noch durch hohes Heidekraut bis zu dem niedern Wall, der das Gehöft von der umgebenden Ebene trennte.

Bald darauf hantierte die Magd mit dem Kaffeekessel in der Küche, während Marten die gefangenen Fische zwischen Graslagen in einen Korb verpackte, um sie der Herrschaft zur Abendtafel in die Stadt zu bringen.

---

1 Eine Schnepfenart.

Die Haushälterin trat in ihre Stube; gegenüber auf der alten Standuhr schlug es eben zwei. — Nachdem sie sich einen Augenblick die verklommenen Finger an dem Kachelofen gewärmt hatte, trat sie an eine messingbeschlagene Kommode und nahm aus verschiedenen Schubladen derselben ein neues schwarzes Wollenkleid, eine schneeweiße Haube und ein seidenes Tuch. „Es ist doch Heiligabend!“ sagte sie für sich. — Auch erwartete sie ja noch Besuch; nicht nur die Weihnachtsbriefe von ihrem Bruder, einem wohlstehenden Kaufmann in einem deutschen Nachbarlande, und dessen einzigem Sohne, der seit einigen Jahren auf einem größeren Gute die Landwirtschaft erlernte, sondern auch den alten Lehrer drunten aus dem Dorfe, wohin der Fußsteig hier vorbei über die Heide führte. Sie hatte ihn, da er am Vormittag in die Stadt ging, gebeten, die Briefe für sie von der Post mitzubringen.

Nun mußte er bald zurück sein; und er hatte ja auch im vorigen Jahre sich zu einem Schälchen Kaffee Zeit gelassen. — Nachdem sie dann noch eine frische Serviette über das unter dem Fenster stehende Tischchen gebreitet, ging sie mit ihren Festkleidern in das nebenan liegende Schlafkämmerchen, um sich anzukleiden.

* *
*

Es war eine halbe Stunde später. Marten und Täckel waren mit den Fischen in die Stadt gegangen, nachdem ersterer noch das Fell einer kürzlich erlegten Fischotter über den Rücken gehangen hatte, das er bei dieser Gelegenheit zu verwerten dachte. In dem Stübchen drinnen stand auf der weißen Serviette ein sauberes Kaffeegeschirr; die vergoldeten Tassen und die Bunzlauer Kaffeekanne blinkten in den schrägfallenden Sonnenstrahlen.

Vor dem Tische in dem großen Ohrenlehnstuhl saß der Schullehrer, ein ältlicher Mann, mit ernstem Antlitz und trotz der ausgeprägten Gesichtsformen mit jenem weichen Leidenszuge um die grauen Augen, der sich nicht selten

unter den Friesen findet. Die Eigentümerin des Stübchens, in ihrem Festanzuge, der weißen Haube und dem lila Seidentüchlein, präsentierte eben ihrem Gaste die braunen Pfeffernüsse, die sie zuvor unter dem Ofen aus dem grünen Blechkästchen genommen hatte. „Die Frau Senatorin hat sie mir herausgeschickt“, sagte sie lächelnd, „sie bäckt sie alle Jahr zu Weihnachtabend.“

Der alte Mann nahm etwas von dem Backwerk; aber seine Augen hafteten mit einem Ausdruck von Verlegenheit an der andern Hand seiner Gastfreundin, die schon längere Zeit auf einem noch immer versiegelten Briefe geruht hatte; „Wollten Sie nicht lesen, liebe Mamsell?“ fragte er endlich.

„Hernach, Herr Lehrer; das ist meine Gesellschaft auf den Abend.“ Und sie strich mit leisem Finger über das Kuvert.

„Aber der Herr Senator hat Sie doch gewiß zum Christbaum eingeladen?“

Der Ausdruck ruhiger Güte verschwand für einen Augenblick aus dem etwas blassen Antlitz des alten Mädchens. „Es ist heute ein Tag des Friedens“, sagte sie, und ihre sonst so milde Stimme klang scharf; „ich mag nicht in die Stadt.“ Der alte Mann sah mit großen teilnehmenden Augen zu ihr hinüber.

„Ich bin zuletzt im Juni dort gewesen, seitdem nicht wieder“, fuhr sie fort; „wir hatten hier keine Blumen; aber in den Gärten der Stadt und auch am Hause unsers alten Bürgermeisters blühten sie. Der gute Mann hat in die Fremde gehen müssen; aber die Rosen, die er selber pflanzte, hatten schon die ganze Fronte seines großen Hauses überzogen. Jetzt wohnt der neue Bürgermeister darin. Als ich im Vorübergehen die geputzten Kinder mit ihrem lauten, fremden Geplapper die schönen dunkelroten Rosen vom Spalier herabreißen sah — mir war's, als müßte Blut herausfließen.“

Ihr Gast schwieg noch immer; aber um seine Lippen zuckte es, als stiege ein Schmerz auf, den er vergebens zu bekämpfen suche.

„Wir sind mit dem Senator aufgewachsen", begann sie wieder, „mein Bruder und ich; wir waren Nachbarskinder." — Und mit diesen Worten trat ein Lächeln in ihr Antlitz, als blickte sie unter sich in eine sonnige Landschaft. „Es waren arge Buben damals, die beiden", sagte sie, „sie haben mich was Ehrliches geplagt."

Mamsell hatte die Hände in ihrem Schoß gefaltet und blickte durchs Fenster auf die Heide hinaus. Das feuchte Kraut der Eriken glitzerte in dem Scheine der untergehenden Sonne; und wie schwimmend in Duft gehüllt stand fern am Horizont der spitze Turm der Stadt. Auch das alte Mädchen saß da, vom blassen Abendschein umflossen. Es war ein Antlitz voll stillen Friedens, in dem freilich der Zug des Entsagens auch nicht fehlte; aber er war nicht herbe, es mochte wohl nur ein bescheidenes Glück sein, das hier vergeblich erhofft worden war. „Nach unseres Vaters Tode", sagte sie leise, „war der Senator mir ein hülfreicher Freund, ich habe lange in seinem Hause gelebt, und später hat er mir dann auf meine Bitten diesen Posten hier gegeben. Es ist jetzt der rechte Platz für einen einsamen alten Menschen."

„Aber", sagte der Lehrer und legte den Teelöffel sorgfältig über die geleerte Tasse, „hieß es nicht vor Jahren einmal, liebe Mamsell, daß Sie den ledigen Stand hätten verrücken wollen?"

Sie schlug die Augen nieder und strich mit der flachen Hand ein paarmal über das Damasttuch. „Ja", sagte sie dann, indem sie auf ein getuschtes Profilbildchen blickte, das in einem Strohblumenkranze über der Kommode hing. „Vor Jahren, Herr Lehrer; aber es kam anders, als wir gedacht hatten."

Der Lehrer war aufgestanden und besichtigte das Bild. „Ja, ja", sagte er, „der alte Ehrenfried, wie er leibte und lebte; der Herr Senator haben bis zu seinem Tode große Stücke auf ihn gehalten; ich habe manches Päckchen Schnupftabak von ihm zugewogen bekommen."

Die Haushälterin nickte. „Ich mag es Ihnen wohl erzählen", fuhr sie fort, „Sie haben auch Ihre Lebens-

freude, Ihren einzigen Sohn, in unserm Kriege dahingegeben, und haben ihm den schönen Spruch aufs Grab setzen lassen."

Der Alte beugte sich vornüber und legte seine Hand wie beschwichtigend auf den Arm seiner Freundin. „Das ist nun vorbei", sagte er, und seine Stimme zitterte. „Er starb für seine Heimat, für welche wir bald nicht mehr leben dürfen; denn auch in meiner Schule soll nächstens, wie es heißt, die deutsche Sprache abgeschafft werden. Mein Wirken ist dann zu Ende." — Der alte Mann seufzte. „Doch", fuhr er fort, „Sie wollten ja erzählen!"

Sie stand auf und füllte erst noch einmal die Tasse des Gastes und präsentierte ihm die Schüssel mit den Weihnachtskuchen. — „Mein Vater", begann sie nach einer Weile, „hatte einen kleinen Posten bei der Stadt und nur ein notdürftiges Einkommen, aber er saß nachts an seinem Pulte und schrieb Noten für die Klavierschüler des Organisten oder er fertigte die Rechnungen für die Armen- oder Klostervorsteher, die mit der Feder selbst nicht umzugehen wußten. Er war ein schwächlicher Mann und hat mit den vielen Nachtwachen sein Leben wohl verkürzt. Doch als er starb, fand sich für meinen Bruder und mich, die wir beide noch kaum erwachsen waren, ein kleines, sauer verdientes Kapital. Es mochte für jeden wohl ein paar tausend Mark betragen." Sie schwieg einen Augenblick. „Über dieses Kapital", sagte sie dann, „das ich besaß, da Ehrenfried und ich unsern Verspruch taten, konnte ich späterhin nicht mehr verfügen."

„Nein, nein", setzte sie hinzu, da sie bemerkte, daß ihr Gast einen Blick des Vorwurfs auf das Bildchen an der Wand warf, „denken Sie nichts Unrechtes von dem Seligen, er hat nichts gegen mich verschuldet."

Der Schullehrer ließ sich diese Versicherung gefallen; denn auch das treuherzige Männergesicht, das dort so ruhig aus dem hohen Rockkragen herausschaute, schien gegen jeden derartigen Verdacht einen stummen Protest einzulegen.

„Wir beide", fuhr die Erzählerin fort, „waren bald

nach dem Tode des alten seligen Herrn in das Haus des Senators gekommen. Die Mutter lebte noch und der junge Herr freite damals um seine jetzige Frau; die Haushaltung ging wie zu den Zeiten des Vaters ihren ruhigen Gang; und es war eine regelrechte Haushaltung, Herr Lehrer, alles wie nach dem Glockenschlag der Amsterdamer Wanduhr, die unten auf der großen Hausdiele steht; das blieb auch so, als die junge Frau ins Haus kam. Der Ehrenfried schien ganz hineinzupassen; des Tages bediente er seine Kunden, des Abends saß er in dem kleinen Laden und klebte seine Düten oder brachte seine Bücher in Ordnung. Ich war meistens für die alte Frau da oder half auch wohl mit in der Haushaltung. So lebten wir nebeneinander hin, und die Jahre vergingen. Ehrenfried hatte wohl einmal den Wunsch geäußert, einen eigenen Kram zu beginnen: aber er sprach das nur so hin, als sei es für Leute seines Schlages doch nicht zu erschwingen; denn er war fast ohne Mittel. Die Zinsen seines kleinen Vermögens und ein gut Teil seines Verdienstes gab er einer älteren, kränklichen Schwester. Das habe ich aber erst späterhin von ihm erfahren. — Ich hatte schon einige dreißig Jahre hinter mir, und Ehrenfried mochte nah an die vierzig sein, da starb die Schwester, und er begann nun wohl mit Ernst auch an sich selbst zu denken."

Die Alte warf einen liebevollen Blick auf das Bildchen in dem Immortellenkranz. „Sie wissen, Herr Lehrer", sagte sie dann, „der Herr Senator hat einen Speicher in der kleinen Straße, die nach der Marsch hinuntergeht; dahinter ist ein großer Gemüsegarten, woraus für Winter und Sommer das ganze Haus versorgt wird. Eines Vormittags hatte die Frau Senatorin mich hingeschickt, um etwas Kraut zur Suppe zu schneiden. Es war just am heiligen Pfingsttage — so etwas vergißt sich nicht, Herr Lehrer — man konnte über die niedrigen Stachelbeerzäune weithin auf die Nachbargärten sehen, wo die Leute in ihrem Sonntagszeug zwischen den Beeten umhergingen, denn es lag alles im klarsten Sonnenschein. Der blaue Flieder duftete, der überall an den Steigen wuchs, und

drunten von der Marsch herauf hörte man die Lerchen singen. Ich hatte am Morgen einen liebreichen Brief von meinem Bruder erhalten, der seit Jahren mit Hülfe des Herrn Senators im Hannöverischen ein Kommissionsgeschäft errichtet hatte; es ging ihm wohl; er hatte Frau und Kind; aber er vergaß auch seine Schwester nicht. Die blaue Frühlingsluft war nicht heiterer als mein Gemüt dazumalen. So in Gedanken ging ich den breiten Steig hinab; als ich aber bei dem großen Holunderbusch um die Ecke biege — denn der Garten liegt hier im Winkel —, sehe ich Ehrenfried im braunen Sonntagsrock und mit der langen Pfeife zwischen den Spargelbeeten stehen. Er pflegte an Sonn- und Festtagen wohl ein wenig in der Gärtnerei zu hantieren. ‚Es gibt nicht viel, Mamsell Meta‘, rief er mir zu, ‚die Beete sind zu alt. — Ja, ja, das Alter!‘ setzte er wie mit sich selber redend hinzu; dann legte er die Hand mit der Pfeife auf den Rücken und begann wieder mit seinem Messer die Oberfläche des Beetes zu untersuchen. Da ich ebenfalls ein Messer in der Hand hatte, so trat ich an die andere Seite des Beetes. ‚Ich will Ihnen helfen, Herr Ehrenfried‘, sagte ich, ‚vier Augen sehen mehr als zwei‘, und zugleich hatte ich schon einen schönen weißen Spargel auf einer Seite bloßgelegt. Ehrenfried sah eine Weile zu mir hinüber. ‚Das ist richtig, Mamsell Meta!‘ sagte er dann, indem er sorgfältig den Spargel aus der Erde hob. Wir gingen suchend an diesem und noch zwei anderen Beeten auf und ab, aber die Ernte war nur spärlich.

„Als ich ihm mein Teil hinüberreichte, sagte er: ‚Für eine Person sind das zu viele und für zwei zu wenig.‘ Und er hatte dabei so einen eigenen Ton, Herr Lehrer, daß mir schon war, als spreche er das nur so sinnbildlich. ‚Freilich‘, erwiderte ich, ‚Herr Ehrenfried; aber wir haben schon die von gestern, und morgen gibt es wieder welche, und wenn wir dann übermorgen noch etliche bekommen, so reicht es für die ganze Familie.‘ Er tat einen Zug aus seiner Pfeife und stieß ein paar blaue Ringe in die Luft. ‚Ja‘, sagte er dann, ‚mit den Dingen, die unser Herrgott

wachsen läßt, da macht sich das von selbst, aber ...' — ‚Wie meinen Sie denn: aber, Herr Ehrenfried?' — ‚Ich meine mit den Kapitalien', sagte er, ‚die der Mensch sich sauer verdienen muß; da könnte das bißchen Leben leicht zu kurz werden.' Und ich verstand noch immer nicht, Herr Lehrer, wo das hinaus sollte. ‚Kann ich Ihnen in etwas dienlich sein, Herr Ehrenfried?' fragte ich. — ‚Sie wissen vielleicht, Mamsell Meta', fuhr er fort, ohne meine Frage zu beachten, ‚ich habe ein kleines Vermögen, ein sehr kleines, wovon meine Schwester bislang die Zinsen genossen hat. — Sie bedarf deren nun nicht mehr.' Und er schwieg einige Augenblicke und dampfte heftig aus seiner Pfeife. ‚Dieses kleine Vermögen', begann er dann wieder, ‚ist für mich allein zu viel, denn was ich bedarf, erhalte ich von unserm Herrn Prinzipal; aber es ist wiederum zu wenig, um ein eigenes Geschäft zu beginnen.' Und zögernd setzte er hinzu: ‚Sie besitzen auch von Vaters wegen eine Kleinigkeit, Mamsell Meta; was meinen Sie, wenn wir zusammenlegten? Ich denke fast — es würde reichen.' — — Und sehen Sie, Herr Lehrer, so legte ich denn meine Hand in die seine, die er mir über das Gartenbeet hinüberreichte. Es war kein Übermut dabei, aber es war beiderseits doch treu gemeint. — — Wir gingen noch eine Weile in dem großen Steige auf und ab und besprachen uns, daß wir die Sache noch geheimhalten und beide noch ein paar Jahre in unserer Kondition bleiben wollten, damit wir die Ausstattung davon zurücklegen könnten. Mitunter standen wir still und hörten, wie noch immer drunten aus der Marsch die Lerchen sangen.

„So gingen ein paar Jahre hin, und wir gewannen ein rechtes Vertrauen zueinander. Oft in der Morgenfrühe, wenn noch die Häuserschatten über der Gasse lagen, trafen wir uns draußen vor der Haustür. Wenn Ehrenfried hinausging, um die Eisenwaren auf dem Beischlag[1] auszustellen, war ich schon draußen vor der Haustür und putzte an der Tür den großen Messingklopfer. ‚Nun, Meta',

[1] Vorbau vor der erhöhten Haustür mit Treppenstufen.

sagte er dann wohl, ‚ich denke, wir werden unser Glück doch nicht verschlafen!‘ — Er stand schon in Handel um ein kleines Haus, und wir begannen es in Gedanken miteinander einzurichten; wir kannten schon jedes Stück Gerät in unsern Stuben und jeden Topf, der auf unserm Herde kochen sollte. Oft sprachen wir so in der Morgenstille miteinander, bis dann die ersten Bauerwagen die lange Straße herabklapperten und sich auf dem Markte aufstellten.

„Es kam anders, Herr Lehrer. Der Krieg brach aus, und niemand hatte Zeit, noch an sich selbst zu denken. Eines Mittags, da zuerst die Freischaren mit ihren Schlapphüten und Pistolen in die Stadt kamen, steht ein großer, bärtiger Mann vor mir und reicht mir seinen Quartierzettel. Es schoß mir in die Kniee, da ich ihm ins Gesicht blickte. Es war mein Bruder. ‚Christian!‘ rief ich, ‚was in Gottes Namen willst du jetzt hier?‘ — ‚Meta‘, sagte er, ‚das Herz ist immer noch zu Haus; es hat mir keine Ruh' gelassen!‘ — Und so hatte er das Geschäft einem Kompagnon anvertraut und Frau und Kind bei seinen Schwiegereltern untergebracht. Ehrenfried schüttelte den Kopf. ‚Was soll das nützen‘, sagte er, ‚wir haben junges Volk genug, die Älteren werden schon später daran kommen, sobald es nötig ist.‘ Und als Christian ihn an den Schultern faßte: ‚Sei nicht so griesgrämig, Ehrenfried, und mach' mir das Herz nicht schwer; es hilft doch nichts, ich muß schon jetzt mit dreinschlagen‘, da blieb er doch bei seinem Stück: ‚Es muß alles in der Ordnung sein.‘ Er hatte nun einmal so das Temperament nicht, Herr Lehrer. Aber auch der Herr Senator sah oft nachdenklich darein, wenn späterhin der Christian uns seine Kriegsberichte schickte. Endlich, wir müssen wohl sagen, leider Gottes, wurde es Frieden.‘“

Der Lehrer nickte, aber er unterbrach seine Freundin nicht.

„Unsere guten Leute wurden in die Fremde getrieben, und die Fremden kamen und setzten sich im Lande fest. Mein Bruder saß wieder drüben in seinem Geschäft und

bei seinen Büchern. Ich will keinem unrecht tun; aber er mochte es doch wohl nicht in den rechten Händen gelassen haben; denn es war mir nicht entgangen, daß zwischen ihm und unserm Herrn plötzlich ein eiliges Schreiben hin und wider lief; und als ich gelegentlich anfragte, drückte der Herr mir die Hand und sagte: ‚Sorge nur nicht zu sehr, Meta; in dem Kampfe um die alte Heimat ist er mit einer Schmarre davongekommen; er muß nun hinterher noch um die neue kämpfen; aber du weißt, dein Bruder ist ein tüchtiger Mann; und nun laß uns sorgen und geh du in deine Küche!' Ich sorgte aber doch; denn von Ehrenfried hatte ich gehört, daß auch unsern Herrn Senator schwere Verluste getroffen hatten.

„Mittlerweile wurde es wieder einmal Frühling, und es war mir fast, als wenn es von der Sonne käme, die nun so hell in den dunklen Laden schien, daß Ehrenfried eines Morgens wieder von einem Hauskauf zu reden anfing, und daß wir uns dann endlich das Wort gaben, auf den Herbst unsere Sache in Ordnung zu bringen. Wir hatten es schon auf den nächsten Sonntag festgesetzt, daß wir der Herrschaft unsere Heimlichkeit offenbaren wollten; da, am Freitagnachmittag — wir sollten auf den Abend eine kleine Gesellschaft haben, und ich war eben auf meine Kammer gegangen, um mich ein wenig anzukleiden — bringt mir der Ladenbursche einen Brief von meinem Bruder. Und da stand es denn geschrieben: er war am Bankerott. Aber mein Kapital, was ich von unserm Vater hatte, das — so schrieb er — konnte ihn noch retten. Ich verschloß den Unglücksbrief in meine Schatulle; dann entsann ich mich, daß noch Radieschen zum Nachtisch aus dem Garten geholt werden sollten. Ich nahm ein Körbchen und schlich die Treppe hinab, um unbemerkt aus dem Hause zu kommen; denn ich hätte um alles jetzt dem Ehrenfried nicht begegnen mögen. Ich weiß nicht, wie ich hinten aus dem Hause und die kleine Straße hinab nach dem Garten gekommen bin. Vorn an der Pforte hätte ich fast den Herrn Senator umgerannt. ‚Ei, Meta', rief er und hob lachend den Finger gegen mich, ‚mit der Küchen-

schürze über die Straße.' Aber so alteriert war ich, Herr Lehrer; das war mir all mein Lebtage noch nicht passiert.

„Es wurde schon Abend, und es gemahnte mich recht wie damals; denn der Flieder duftete, und von unten aus der Marsch kam auch wieder wie dazumal ein sanfter Vogelgesang.

„Aber ich ging mit dem leeren Körbchen in dem großen Steige auf und ab und zerriß mir unachtlich die Kleider an den Stachelbeerzäunen. Meine Gedanken verloren sich in die alte Zeit, in das Kämmerchen, wo mein armer Bruder und ich als Kinder in unseren schmalen Bettchen schliefen. Mir war wieder, als höre ich nebenan im Wohnzimmer die Schwarzwälder Uhr zehn schlagen; und nach dem letzten Schlage wird drinnen das Schreibpult abgeschlossen, und mein Vater öffnet leise die Kammertür. Wie oft, wenn ich noch wachend lag, hatte ich heimlich durch die Augenlider geblinzelt, wenn er sich über seinen Liebling beugte und sorgsam das Deckbett über ihm zurechtlegte, damit nur keine Zugluft die nackten Gliederchen berühre; bis dann des Vaters Hand sich auch auf mein Haupt legte und ich von seinen Lippen einen Laut vernahm, den ich nicht verstehen konnte, aber den ich doch in meinem Leben nicht vergessen habe. — Die hülfreiche Hand unseres Vaters lag längst im Grabe; aber was sie mit saurem ehrlichen Fleiß erworben, das war noch da; ich hatte es und es reichte noch, um die Blöße seines Lieblings zuzudecken. — Und doch, was sollte aus Ehrenfried und mir nun werden? Aber wir lebten ja geborgen, wir gaben nur einen Herzenswunsch daran; der arme Christian hatte sich nicht bedacht, da er alles hinter sich ließ, um seiner Heimat in ihrer Bedrängnis beizustehen.

„So hatte ich in schweren Gedanken meinen Korb mit Radieschen gefüllt und trat nun aus dem Garten, dem kleinen Hause gegenüber, was dazumal dem Steinmetzen gehörte. Die Sonne spiegelte sich in den Fensterscheiben, und ich stand eine Weile und betrachtete es mir; denn es war dasselbe, um welches Ehrenfried in Handel stand. Da fielen meine Augen auf die goldene Inschrift eines

neuen Grabsteins, der neben der Haustür an der Mauer lehnte; und, Herr Lehrer, ich las die Worte: ‚Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde.'“

„Evangelium Johannes, Vers dreizehn im fünfzehnten Kapitel“, sagte leise der alte Mann im Lehnstuhl.

„Es war der Denkstein, den Sie für Ihren gefallenen Sohn bestellt hatten“, — und die Erzählerin reichte ihrem Gaste die Hand, der sie schweigend drückte; „ich habe den Spruch seitdem nicht mehr vergessen. Es stand nun fest in mir, daß ich das Geld geben mußte. — Aber als ich dann aus dem hellen Sonnenschein in unser großes dunkles Haus trat, fiel es mir doch wieder schwer aufs Herz, so daß ich's nicht von mir bringen konnte bis auf den Abend. Als die Herren in der Oberstube an ihrem Lomber saßen, ging ich hinab in den Laden. Ehrenfried stand an der Bank und zählte Nägel in Pakete, was sonst der Lehrling zu tun hatte, aber der war zu seinen Eltern über Land. Ich erschrak fast, da ich seine Stimme hörte. ‚Nun, Meta', sagte er, ‚wo hast du denn gesteckt! Der Steinmetz ist bei mir gewesen von wegen dem Hause, und morgen — wird alles in Richtigkeit kommen.' — Es schoß mir in die Kniee, und ich zitterte; denn er sah so seelenvergnügt dabei aus. Ich vermochte nur stumm den Kopf zu schütteln. ‚Was fehlt dir, Meta?' fragte er. ‚Nichts fehlt mir, Ehrenfried; aber wir dürfen das Haus nicht kaufen.' Und als er mich erstaunt ansah, erzählte ich ihm alles und was ich zu tun entschlossen war. Aber währenddessen wurde sein Gesicht immer ernster und strenger; und als ich zufällig niederblickte, sah ich, daß er sich mit dem Eisenstifte, den er in der Hand hielt, den Daumen blutig gerissen hatte. ‚Und du willst das Geld geben?' fragte er, und seine Stimme klang so gleichgültig, als gehe das ihn selber gar nicht an. ‚Ja, Ehrenfried, ich kann nicht anders.' — ‚Nun freilich, Meta; dann reicht's nicht mehr.' — Er schwieg und begann wieder seine Nägel einzuzählen. ‚Ehrenfried', sagte ich, ‚sprich doch zu mir; wir hatten's für uns beide bestimmt; du mußt dein Wort mit dazugeben!' Aber ich

bat umsonst; er sah nicht auf. ‚Wenn dir dein Bruder näher ist‘, sagte er und begann seine Pakete einzuschlagen und wegzupacken. Indem wurde ich nach oben gerufen, und als ich nach einer Stunde wieder in den Laden hinabging, war Ehrenfried in seine Kammer gegangen. — Nur der Allmächtige weiß, was ich die Nacht mit mir gerungen habe; eine Stunde um die andere hörte ich unten vom Flur herauf die Wanduhr schlagen.

„Ich konnte mein Leben nicht für meine Freunde hingeben, aber das bißchen Silber, Herr Lehrer, das konnte ich doch. Es war ja auch nicht um mich; ich sah wie eine Wage vor mir; auf der einen Schale war der Name ‚Ehrenfried‘ und auf der andern der meines Bruders; ich sann und sann, bis mir das Hirn brannte, aber es wurde nicht anders, wenn die eine Schale sank, so stieg die andere. — Ich mag wohl endlich eingeschlafen sein; denn als ich die Augen aufschlug, kam schon die Morgendämmerung durch die kleinen Scheiben, und als ich mich ermunterte, hörte ich draußen vor der Kammer auf dem Gange einen Schritt. Mitunter blieb es eine Weile an der Tür; dann ging es wieder vorsichtig auf und ab. Ich stieg aus dem Bett und kleidete mich an, und indem glaubte ich auch den Schritt zu kennen. Als ich bald darauf aus der Tür trat, stand Ehrenfried vor mir. Sein Gesicht war blaß, aber freundlich. Er streckte mir schweigend seine Hand entgegen und hustete ein paarmal, als ob er sprechen wollte. ‚Es hat nicht sein sollen, Meta‘, sagte er endlich; ‚wir wollen's dem lieben Gott anheimstellen.‘ Dann drückte er mir noch einmal die Hand, nickte mir zu und ging die Treppe hinab an sein Geschäft. — Noch an demselben Tage schrieb ich meinem Bruder. — — Zwischen mir und Ehrenfried ist dann von diesen Dingen nicht mehr die Rede gewesen; wir lebten wieder still nebeneinander fort, und allmählich war es zwischen uns fast wie es sonst gewesen; auch das ‚du‘ gebrauchten wir nicht mehr, wenn wir, was selten geschah, einmal zusammen sprachen. Aber in den Garten hinter dem Speicher bin ich seitdem nicht gern gegangen, und wir haben uns auch niemals wieder dort getroffen. —

Die Jahre vergingen, wir wurden alt, und die Stadt um uns wurde immer fremder."

Die Erzählerin schwieg. „Ich dächte", hob der Lehrer an, indem er fast mit einer ehrfürchtigen Scheu auf seine Freundin blickte, „Ihr Herr Bruder sei ein Mann in auskömmlichen Verhältnissen; so ist er wenigstens in der Leute Mund."

„Er ist es geworden, Herr Lehrer — später, und er hat mir das Darlehn auch bei Heller und Pfennig und mit allen Zinsen zurückbezahlt; aber es war kurz vor Ehrenfrieds Tode und schon in seiner letzten Krankheit. — — Ja, was ich sagen wollte, ein paar Tage vor seinem Ende, des Ehrenfried meine ich, war viel Besuch in seiner Kammer; die Gerichtspersonen waren dort gewesen, und auch unsern Nachbarn, den Goldschmied hatte ich am Morgen herauskommen sehen. Als ich nachmittags die Mixtur hineinbrachte, bat Ehrenfried, mich neben seinem Bette niederzusetzen. ‚Meta', sagte er, denn ich hatte ihm das vorhin erzählt, ‚das Geld wäre nun wohl wieder beisammen, aber das Leben ist indessen alle geworden. — Da hab' ich nun, als ich so dagelegen, bei mir gedacht, es müßte doch schön sein, wenn einer, wo es just die rechte Zeit wäre, so einmal aus dem vollen leben könnte und ohne Kümmernis. Uns ist es so gut nicht geworden und unseren Eltern auch nicht; mir ist, als hätten wir alle nur ein Stückwerk vom Leben gehabt. Und weiter hab' ich mir gedacht, wenn unser Kapital zusammen käme!' — — Und als ich das abwehren wollte, richtete er sich ungeduldig in seinen Kissen auf. ‚Nein, nein, Mamsell Meta', sagte er, ‚reden Sie mir nicht dazwischen!' — Und dann duzte er mich wieder und legte seine magere Hand auf meinen Arm. ‚Es ist ja nicht um dich, Meta, aber dein Bruder Christian hat einen Sohn; ich weiß, er hat ihn tüchtig angehalten und er wird einmal dein Erbe sein. Vielleicht, um was sich viele gemüht haben, daß es nun einmal einem zu einem ganzen Menschenleben helfen mag. Darum habe ich in meinem Testament meine verlobte Braut, die Jungfrau Hansen, zu meiner Universalerbin

eingesetzt. Du wirst mir das nicht übelnehmen, Meta; wir haben es doch mal so im Sinn gehabt.' Und als meine Tränen auf seine Hand fielen, nahm er einen goldenen Ring aus einem Kästchen und steckte mir ihn an. ‚Der ist für dich allein', sagte er, ‚es schickt sich besser vor den Leuten, und', setzte er leise hinzu, ‚trag' ihn auch zu meinem Gedächtnis!'"

Die alte Jungfrau schwieg und faßte wie liebkosend den schmalen Reif, den sie am Goldfinger trug. — — Es war jetzt fast dunkel in dem kleinen Zimmer; nur ein schwacher Abendschein drang durch die beschlagenen Fensterscheiben.

Der alte Lehrer war aufgestanden. „Wenn ich den Spruch auf meines armen Knaben Stein gelesen", sagte er, „so habe ich bisher nur seiner dabei gedacht; aber", setzte er hinzu und seine Stimme zitterte, „Gottes Wort ist überall lebendig."

Er bückte sich, um seinen Korb mit den Festtagseinkäufen aufzunehmen, der hinter ihm in der Ecke stand. Mamsell Meta nötigte ihn, noch ein Weilchen zu verziehen, der Mond werde ja aufgehen. Er dankte; „die Meinen warten", sagte er, „es ist noch eine Stunde Weges bis nach Haus." Da sie den Gast nicht halten konnte, zündete sie ein Licht an den glimmenden Kohlen im Ofen an und packte noch eine große Düte mit den Weihnachtspfeffernüssen der Frau Senatorin, die sie alles Widerstrebens ungeachtet zu den anderen Dingen in den Korb legte; sie erkundigte sich auch — wie hatte sie es nur vergessen können! — nach dem zehnjährigen Töchterchen, dem Nesthäkchen ihres alten Gastes, und er schüttelte ihr die Hand und sagte nicht ohne eine kleine Feierlichkeit: „Ich danke für die Nachfrage, werteste Mamsell, sie wächst zu unserer Freude heran."

Dann ging die Tür auf, und die Magd trat herein; in vollem Anzug, den Hut auf dem Kopfe. „Ich bin fertig, Mamsell", sagte sie; „wenn sonst nichts zu besorgen ist, so möchte ich nun zu meiner Mutter gehen."

„Du kannst gehen, Wieb; sei aber morgen zeitig wie-

der da“, beschied Mamsell Meta. „Nimm auch dem Herrn Lehrer seinen Korb, du hast ja denselben Weg.“

Der alte Mann ließ sich das gefallen. „Sie ist ja mein Schulkind gewesen“, sagte er freundlich nickend.

„Und zeig' dem Herrn Lehrer den Weg oberhalb über den neuen Steg“, fuhr Mamsell fort, „das spart ein Viertelstündchen.“

Wieb schüttelte den Kopf. „Das geht nicht“, sagte sie, indem sie den Korb des Lehrers nahm; „der neue Weg ist unter Wasser; wir müssen unterhalb über den alten Steg, und dann den Fußweg durch den Eichenbusch.“

Der Lehrer nickte. „Der Eichenbusch soll verkauft sein“, bemerkte er beiläufig; „so hörte ich heute in der Stadt.“

„Verkauft?“ fragte Mamsell Meta; denn es fiel ihr ein, daß bei ihrer Kahnfahrt Marten gerade mit diesem Grundstück den Heidehof hatte vervollständigen wollen. „An wen denn verkauft, Herr Lehrer?“

„An einen Fremden; den Namen habe ich nicht gehört.“

„Hm“, dachte Mamsell Meta, „da ist also der Herr Senator diesmal doch zu spät gekommen.“

Dann geleitete sie ihren Gast vor die Haustür. — Es war kalt, die Sterne standen schon am Himmel, nur ein schwacher Schein am Horizont zeigte, wo die Sonne verschwunden war. „Wie unruhig die Sterne sind“, sagte der Alte noch, „wir haben Frostwetter, Mamsell Meta.“

Meta stand in der Haustür und sah den beiden nach, wie sie gegen Westen den Fußsteig nach dem Bach hinabgingen. Das Dunkel der Heide hatte sie bald ihren Blicken entzogen; nach einer Weile aber wurden sie noch einmal in der Ferne sichtbar, auf dem Hügel drüben; fast übernatürlich groß erschienen ihr die Gestalten, wie sie sich schattenhaft gegen den schwachen Schein des Abendhimmels abhoben. Endlich waren sie ganz verschwunden. Dann hörte sie noch unten vom Bach her das Geräusch der Fußtritte auf dem Stege, und dann war alles still; sie war allein. Nur im Stall in der Scheune waren die kleinen Ponies und die Kuh, und daneben in dem Ver-

schlag saß schlafend das Federvieh auf seinen Leitern; hinter ihr im Hause strichen ein paar scheue Katzen durch die dunkeln Räume.

Leise drückte sie die Haustür zu und ging in ihre Stube.

Mit trockenem Heidereis und Torf brachte sie das Ofenfeuer wieder zum Brennen, daß es gesellig zu prasseln begann; dann, nachdem sie den Tisch abgeräumt und das Licht geputzt hatte, setzte sie sich in den Lehnstuhl und brach das Siegel ihres Weihnachtsbriefes. Sie las langsam und mit ganzer Andacht, und als sie an das Ende des Briefes kam, flog ein glückliches Lächeln über ihr Gesicht, und die Hand, welche ihn hielt, sank auf den Tisch. „Er kommt, endlich! nach zehn langen Jahren!“ rief sie vor sich hin. Sie las die Stelle noch einmal, sie hätte nun auch Tag und Stunde wissen mögen; doch es hieß nur: „In nächster Zeit.“ Sie mußte sich begnügen. — „Aber warum hat denn der Junge, der Friedrich, nicht geschrieben? — Und auch das Bild, das mir versprochen wurde, ist nicht dabei!“ Die gute Tante wäre fast verdrießlich geworden. Aber sie besann sich; sie stand auf und ging mit dem Licht nebenan in die herrschaftliche Stube. Rasch öffnete sie das Schubfach einer Kommode, denn es war kalt hier, und die Möbeln mit ihren Überzügen standen unwirtlich in dem großen leeren Raume; dann, nachdem sie ein Päckchen alter Briefe herausgenommen, ging sie eilig damit in ihr heimliches Stübchen zurück. Bald saß sie wieder in ihrem Lehnstuhl und begann die Briefe sorgfältig durchzusehen. Endlich kam sie an den rechten Jahrgang; ein kleines Lichtbild lag dazwischen, das sie mit zärtlichem Wohlgefallen betrachtete. Es war das Porträt eines kräftigen, etwa vierzehnjährigen Knaben, dessen treuherzige Augen nicht ohne einigen Trotz unter dem buschigen Haar herausschauten. „Aber das war vor sechs Jahren“, sagte sie, „er muß ja jetzt ein ganzer Kerl sein.“ Und dann entfaltete sie den Brief ihres Bruders, der das Bild begleitet hatte. „Du wirst den Jungen nicht verkennen“, schrieb er, „auch über seiner Stirn erhebt sich jener widerspenstige Haarwirbel, den der selige Subrektor seinem Vater als

eine Opposition gegen die Autorität der Schule auslegte und den er in der Numa-Pompilius-Stunde mir ebenso unermüdet als vergeblich niederzustreichen bemüht war." Sie lächelte; die kräftige Knabengestalt ihres Bruders stand vor ihren Augen. Sie sah ihn im Streit mit dem rotnasigen Stadtdiener, der keine Rutschschlitten auf dem abschüssigen Markte dulden wollte, und dann wieder zusammen mit seinem Freunde, dem jetzigen Senator, wie sie draußen im Sonnenschein am Deich lagen und ihre Drachen steigen ließen. „Und wenn ich sie zu Mittag rufen mußte", dachte sie weiter, „und sie mit ihrem Drachen dann wieder ein Stück weiter auf den Deich hinausrückten, und immer weiter, je mehr ich hinter ihnen herlief, bis sie mich denn am Ende richtig zum Weinen gebracht hatten." Und kopfschüttelnd setzte sie hinzu: „Das waren ein Paar Gäste, sie kamen nie zu rechter Zeit nach Haus!" — — Immer hingebender blickte sie in die Perspektive der Vergangenheit, wo eine Aussicht immer tiefer als die andere sich eröffnete. Die damals so traulichen Straßen ihrer Vaterstadt sah sie belebt von frischen, rotwangigen Kindergestalten; sie gingen paarweise mit dem Schulsack überm Arm in eifrigem Geplauder durch die Straßen; oder der Sommerabend war herabgekommen, und sie rannten, Knaben und Mädchen, auf ihren Spielplatz unter den Linden vor der Kirche; sie selbst überall dabei und derzeit, so dachte die alte Jungfrau, keineswegs die Stillste. „Nein, nein! eine wahre Hummel, ein Dreiviertelsjunge, wie der alte Senator immer gesagt hatte."

Sie schüttelte lächelnd den Kopf; dann, wie müde von all der muntern Gesellschaft der Vergangenheit, lehnte sie sich zurück und faltete die Hände.

Aber die Ruhe war ihre Sache nicht. Bald saß sie wieder aufrecht, und nachdem sie durchs Fenster einen Blick in die Nacht hinaus getan hatte, stand sie auf und verließ die Stube. Sie mußte einmal horchen, ob in den Ställen alles ruhig sei.

Sie ging über die Tenne auf den Hof hinaus. Draußen,

an den schweren Torflügel gelehnt, blieb sie stehen. Die Sterne blitzten über ihr; aber auf der Erde, hier gegen Osten, war es gänzlich finster; die Morgenstunde, wo dort am Horizont die Sonne aufgestiegen, war längst vorüber; nicht der leiseste Tagesschimmer war hier auf der Erde zurückgeblieben. Sie beugte sich vor und lauschte. Links vom Hause, ein wenig tiefer hinter dem kleinen Wassertümpel, lag die Scheuer mit den Ställen; aber es war alles ruhig, nur das Rupfen der Kuh an der Krippe war zu hören und mitunter ein Stampfen der kleinen Ponies. Fast unwillkürlich warf sie einen Blick in die Ferne, ob sie drunten im Moor die alte Eiche erkennen möchte, den einzigen Baum, der über Tag von hier aus zu entdecken war. Aber sie sah nur die Brunnenstange vor sich in die Nachtluft ragen; wenige Schritte dahinter begann der dunkele Zug der Heide und streckte sich von allen Seiten schwarz und undurchdringlich in die Nacht hinaus. Ein Luftzug regte sich; leise, langsam durch das rauschende Heidekraut hörte sie es auf sich zukommen. So war es da und zog vorüber, bis sich das Rauschen wieder in die Ferne hinter ihr verlor.

Da plötzlich unten vom Moor herauf schlug ein Tierschrei an ihr Ohr, heiser und gewaltsam. Die Alte schauerte, sie legte die Hand auf den Griff des offen stehenden Tores; ihr war, als habe aus der ungeheuern, leblosen Natur selbst dieser Laut sich losgerungen, als habe ihn die Heide ausgestoßen, die so schwarz und wild zu ihren Füßen lag. Und dann! Einige tausend Schritt in das Dunkel hinaus, sie wußte das wohl, stand noch der Pfahl und wurde von der Gemeinde des nächsten Dorfes noch unterhalten zum Gedenken, daß hier ein Bauernkind von Wölfen zerrissen worden war. Freilich das sollte über hundert Jahre her sein; es gab längst keine Wölfe mehr im Lande, die mit heiserm Geheul durch die Finsternis trabten. — Aber konnten die Nebel der Heide sich nicht wieder zu diesen unheimlichen Tiergestalten zusammenballen, damit auch das Entsetzen, das nachts auf diesen Mooren lagerte, seine Stimme wieder bekäme?

Die Alte schüttelte sich ein wenig; denn die dunkeln Vorstellungen des Volksglaubens, welche die Einsamkeit dieser Küstengegend ausgebrütet, lagen auch in ihrer Seele. Aber sie wußte sich zu fassen. Sie räusperte sich ein paarmal herzhaft und laut, damit sie nur wieder einen Ton der Menschenstimme vernehme; und gleich darauf bedachte sie es, daß ja dort unten, von wo der Schrei gekommen, der Bach durch das Bruchland gehe; es mochten zwei Ottern gewesen sein, die sich um einen Fisch oder um einen erhaschten Vogel gerauft. Ja, das war es gewesen; weiter nichts.

Wenn nur die Magd die Enten alle in den Stall getrieben hatte! Die eine mit der grünen Tolle pflegte dahinab an den Strom zu gehen und auch wohl einmal draußen zu bleiben. — Das Wässerchen, worauf sie am Tage ihr Wesen zu treiben pflegten, lag schwarz und glitzernd zu ihren Füßen. Sie ging vorsichtig an dem Rand der Pfütze zur Scheuer hinab und öffnete die Tür des Hühnerstalles, aber die Dunkelheit ließ nichts erkennen; nur hinten von der Leiter herab kam ein kurzes, unwilliges Gekräh des großen Hahnes.

Mamsell Meta kehrte ins Haus zurück. Noch einmal, als sie den Torflügel hinter sich anzog, schlug aus der Ferne der Tierschrei an ihr Ohr. Hastig legte sie den großen Holzriegel vor; dann aber ging sie über die Tenne, an ihrer Stube vorbei, und trat dann aus dem vordern Tor wiederum ins Freie. Das Licht in ihrem Stübchen warf durch die Fenster einen geselligen Schein hinaus, auch war hier gegen Westen der Himmel lichter, und drüben, wohin ihre Augen blickten, lag die Stadt und das Haus ihrer Freunde. Ein heimliches Gefühl als wie von Menschennähe überkam sie. Aber die Stadt war nicht zu sehen, nicht einmal die Kirchturmspitze, die sie am Tage aus ihrem Stubenfenster sah, und ihre Augen hoben sich unwillkürlich zu der großen blitzenden Himmelsglocke, die in feierlicher Ruhe auf dem dunkeln Erdenrunde stand. Es war so still, daß sie droben das leise Brennen der Sterne zu vernehmen meinte. Und immer neue, immer fernere

drangen, je länger je mehr, einer hinter dem andern aus dem blauen Abgrund über ihr. Und immer weiter folgte ihr Blick; ihr war, als flöge ihre Seele mit von Stern zu Stern, als sei sie droben mit in der Unendlichkeit. „Du großer, liebreicher Gott“, flüsterte sie, „wie still regierst du deine Welt!“ Ein roter Schein flog über den Himmel, es mochte der Strahl eines beginnenden Nordlichts sein; da gedachte sie des Weihnachtsabends und sagte: „Christkindlein fliegt!“ Die Strahlen breiteten sich aus und schossen bis zum Horizont hinab, und als ihre Augen folgten, gewahrte sie unten auf der Erde, dort, wo die Stadt lag, den Schimmer eines Lichtes. Sie nickte und dachte: „Nun zünden sie die Weihnachtsbäume an.“ — Aber es fiel ihr ein, sie hatte abends nie die Lichter der Stadt gewahren können, denn eine Erhöhung des Bodens lag dazwischen, auch wenn es doch nicht gar zu fern gewesen wäre. Und jenes Licht vor ihr, es blieb auch nicht an einer Stelle, es wanderte und strahlte seitdem schon weiter rechts, eben wo die große Straße entlang führte. Auch war es offenbar viel näher, als es ihr zuerst geschienen, und jetzt hörte sie drüben auf dem Steindamm der Chaussee einen Wagen rasseln, und der Schall und das Licht kamen immer näher und waren endlich fast in gleicher Richtung mit dem Hause. Plötzlich hörte das Getöse der Räder auf, aber der Schein brannte fort; es war kein Zweifel, der Wagen mußte von der Chaussee auf den Feldweg gefahren sein, der von dort fast in gerader Richtung auf das kleine Gehöft führte. Und nun hörte sie auch das Schnauben der Pferde und das dumpfe Rumpeln der Räder auf dem unebenen Heideboden. Dann noch ein Peitschenknall, und eine kleine Halbchaise, an welcher vorn zwei Laternen brannten, rollte durch die Lücke des Walles und hielt in dem hellen Schein, der aus den Fenstern brach. In demselben Augenblick vernahm sie auch das Gekläff ihres kleinen Täckels, und schon arbeitete er freudewinselnd mit beiden Vorderpfoten an ihr empor.

„Da wären wir, junger Herr!“ rief Martens bekannte Stimme, der nun vom Kutscherstuhl über das Rad hinab-

kletterte und dann das Deckleder vor der Chaise zurückschlug. „Guten Abend, Mamsell!“

Mamsell nickte nur schweigend; sie wußte nicht, was das bedeuten solle. Aber schon wurde sie von einem stattlichen jungen Mann begrüßt, den sie erstaunt und knicksend in die Stube nötigte. Ein paarmal, während sie eilig die Briefe auf dem Tische zusammenräumte, wanderte ihr Blick stutzig und forschend zwischen seinem Antlitz und dem noch vor ihr liegenden Lichtbildchen hin und wieder. Als er aber nach Ablegung seiner schweren Wildschur[1] mit der Hand über das buschige, braune Haar strich und der eigensinnige Wirbel sofort wieder emporschnellte, da flog ein Lächeln glücklicher Gewißheit über ihr Gesicht. Sie streckte beide Arme nach ihm aus; und „Meine liebe Tante Meta!“ rief der junge Mann. Und das alte Mädchen, das noch eben so allein gewesen, hielt plötzlich einen ihres Blutes in den Armen; und ein stattlicher Junge war's.

„Aber wo ist dein Vater?“ begann sie nach einer Weile, während der Neffe fast verlegen geworden wäre unter dem langen, zärtlichen Blick der Tante. „Er wollte ja doch selber kommen?“

„In der Stadt, Tante Meta; und ich bin hergeschickt, um dich zu holen.“

Sie wurde unruhig, zitternd in großer Erregung ging sie in der Stube umher; planlos griffen ihre Hände nach dem und jenem und legten es wieder fort. „Aber ich habe die Magd ja fortgeschickt!“ sagte sie.

„Aber, Tante, dein alter Marten ist ja wieder da.“

Und sie ging an den Ofen und nahm die Kaffeekanne aus der Röhre. „Ich will mich fertigmachen, Friedrich. Trink indes ein Täßchen und setze dich in den Lehnstuhl!“

So, während sie dazwischen bald eine Pfeffernuß auf seine Tasse legte, bald aufs neue wieder einschenkte, hatte sie endlich ihre Pelzkappe aufgesetzt und sämtliche Mäntel und Tücher umgetan. Fast hätte ihr jetzt der Mut gefehlt, ihren jungen Gast zu stören; er saß so lächelnd da, und

[1] Schur ist der Ertrag des Scherens; also wohl eine Pelzkappe.

wie ihm alles schmeckte! Aber die Sehnsucht nach ihrem Bruder gönnte ihr nun selbst keine Ruhe. Nachdem Marten hereingerufen und gehörig instruiert war, traten sie reisefertig vor die Haustür. Der Mond war indessen aufgegangen; unten von den Wiesen blinkte der Strom herauf. Friedrich, während er die Tante in den Wagen hob, stand noch einen Augenblick und sandte wie prüfend seine Augen über die ungeheure dunkle Fläche. „Und das ist das Wasser, Tante, wo ihr heute die großen Karpfen gefangen habt?“

„Freilich, Friedrich, und den schönen Hecht nicht zu vergessen.“

„Und dort über dem Wasser liegt der Eichenbusch?“

„Woher weißt du denn das alles, Junge?“ rief Tante Meta aus dem Fond der Chaise.

„Nun, was hätte dein alter Marten mir denn unterwegs erzählen sollen? — Aber mehr Leute müßtest du haben, und jüngere“, rief er, indem er zu ihr in den Wagen stieg, und es klang der Tante fast ein wenig übermütig, als er lachend und ihre Hand ergreifend hinzusetzte: „Ihr seid hier eine gar zu ehrenfeste Gesellschaft!“

Ihre Antwort verhallte in dem Geräusch des abfahrenden Wagens. Bald hatten sie die Chaussee erreicht, und nach Verlauf einer kleinen Stunde rollten sie über das Straßenpflaster der Stadt. Hier und da sahen sie im Vorüberfahren noch einen verspäteten Weihnachtsbaum brennen; im allgemeinen schien die eigentliche Feierstunde schon vorüber, nur die bettelnden Haufen der kleinen Weihnachtssänger zogen noch unermüdlich von einer Tür zur andern. Ein paar große Gebäude waren besonders hell erleuchtet; aber Tante Meta schloß die Augen, als sie daran vorüberkamen; denn hier wohnten die „neuen Beamten“, wie sie noch immer von ihr genannt wurden, obgleich schon ein ganzer Nachwuchs für sich und die verhaßte Sprache Geburts- und Heimatsrechte der deutschen Stadt in Anspruch nahm.

Auf dem Markte vor dem stattlichen Hause des Senators hielt der Wagen. Die Frau Senatorin empfing ihre

alte Freundin an der Tür. „Nicht wahr, Meta“, sagte sie, indem sie auf die große Außendiele traten, „weniger tat es nicht, um dich zu deinen Freunden in die Stadt zu bringen?“

Meta war zu bewegt, um zu antworten. Während die Magd ihr die Reisekleider abnahm, blickte sie zur Linken in den geräumigen Kaufladen, wo sie einst mit Ehrenfried in mancher Morgenfrühe vergebliche Pläne für ein bescheidenes Lebensglück entworfen hatte. Aus der Wohnstube an der andern Seite des Flurs hörte sie zwei Männerstimmen in lautem Gespräch; die eine kannte sie, die andere war ihr fremd geworden. Die Sprechenden mochten beide die Ankunft des Wagens überhört haben.

Als Meta mit ihrem Neffen hereintrat, sah sie neben dem Senator einen kräftigen, älteren Mann mit lebhaft gerötetem Antlitz am Ofen stehen; das volle, buschige Haupthaar war schneeweiß. Mitten in seiner lauten Rede brach er ab und sah sie wie zweifelnd mit seinen dunklen Augen an, aber in demselben Augenblicke hielt er die alte Schwester in den Armen.

„Da hast du ihn, Meta“, rief der Senator, „es ist noch immer der alte Hoffegut. Wo der keine Rosen sieht, da werden niemals welche wachsen!“

Dann kam die Freude des Wiedersehens; ein langes, inniges Gespräch; ein stilles, gegenseitiges Betrachten. Aber der Erzähler war meist der Bruder; während er vor ihr stehenblieb, hatte sie sich, wie von dem Übermaße der Freude niedergedrückt, auf einen Stuhl gesetzt. Ihre Hände auf die Kniee gelegt, sah sie zu ihm empor und lauschte seinen Worten. Fast blieb die Tasse dampfenden Tees unberührt in ihrer Hand, welche die Senatorin ihr gereicht hatte. „Ja, ja, Christian“, sagte sie, „dein Gesicht ist noch das alte; es läßt nur anders bei den weißen Haaren.“

„Meinst du“, rief er lachend, „aber sie lassen sich auch noch jetzt von keinem Schulmeister niederstreichen. Versuch' es nur!“ Und er legte die Hand der Schwester auf sein Haupt. „Und nun genug von der Vergangenheit, wir wollen den Weihnachtsabend nicht vergessen!“ Dann

seinem Sohne und dem Senator einen Wink gebend, führte er sie in das gleichfalls erhellte, hinter der Wohnstube gelegene Zimmer; die andern folgten nach. — Es brannte hier kein Weihnachtsbaum; in diesem Hause hatte seit vielen Jahren keiner mehr gebrannt; denn der Senator war kinderlos. Aber auf dem mit einem grünen Teppich bedeckten Tische standen, jeder mit drei brennenden Kerzen, die sonst nur für die Festtafel bestimmten silbernen Armleuchter; zwischen den Leuchtern vor des Senators emailliertem Schreibgeschirr lag ein beschriebenes Blatt Papier, daneben eine frisch geschnittene Feder.

Meta sah ihren Bruder fragend an.

„Schwester“, sagte er, „du bist es, die bescheren soll; noch einmal sollst du deine gesegnete Hand auftun und diesmal, denke ich, dir zur Freude.“

Und seine Hand auf den beschriebenen Bogen legend, fuhr er fort: „Wir haben die Punktationen eines Kaufkontrakts über den Heidehof aufgesetzt: Verkäufer ist unser Freund Albrecht hier, als Käufer sind aufgeführt die Geschwister Meta und Christian Hansen. Die Vollziehung einer andern Punktation über den Eichenbusch — denn der, wie die Sachverständigen und dein alter Marten sagen, gehört notwendig mit dazu — wartet nur auf den Abschluß dieses Handels.“

„Also du“, sagte Meta, „warst der Käufer?“

„Ich nicht allein, Schwester; du mußt allerwegen mit dabei sein; denn meine Kräfte reichen hier nicht zu. — Ich selber kann nicht bleiben“, fuhr er fort, indem er mit begeisterter Zärtlichkeit auf seinen Sohn blickte, „ich muß zurück an meinen Herd, aber ich schicke einen Jüngeren, der die Sache aus dem Fundament gelernt hat. Schon im Februar mag der Friedrich seinen Einzug bei dir halten, und dann könnt ihr bauen und Mergel graben und Heide brennen nach Herzenslust, damit, wenn ich nach ein paar Jahren wiederkehre, aus der braunen Steppe ein grünes Heimwesen mir entgegenleuchte. — Wir wollen einen jungen, festen Fuß auf unsere heimatliche Erde setzen; denn trotz alledem“, und seine Stimme sank bei

diesem Worte, „ich lasse es mir nicht nehmen, die Herrlichkeit der deutschen Nation ist im Beginnen; und wir von den äußersten deutschen Marken, wir Markomannen, zu Leid und Kampf geboren, wie einst ein alter Herzog uns geheißen — wir gehören auch dazu!“

Der Senator hatte still daneben gestanden. „Du irrst dich, Christian“, sagte er jetzt; „es rührt sich keine Hand um uns; oder“ — und er nahm ein Zeitungsblatt neben sich von der Kommode — „wie es hier geschrieben steht:

Die fremde Sprache schleicht von Haus zu Haus
Und deutsches Wort und deutsches Lied löscht aus;
Trotz alledem — es muß beim alten bleiben:
Die Feinde handeln, und die Freunde schreiben.“

Aber der alte Freischärler legte die Faust vor sich auf den Tisch, und die tiefe Narbe über der Stirn begann zu leuchten. „Mögen sie schreiben!“ rief er, „das rechte Wort wandert landaus und ein, rastlos und unantastbar, bis es sein Fleisch und Bein gefunden hat. Langsam geht es, langsamer als anderswo; aber“ — und die breite, germanische Männergestalt richtete sich in ihrer ganzen Höhe auf — „das Wachstum der Eiche zählt nur nach Jahrhunderten. Laß dich nicht irren von dem, Schwester! — Lies nur die Bedingungen; der Verkäufer hat uns nirgends übervorteilt.“

Sie hatte teilnehmend diesen Reden zugehört. Nun, während der Senator schweigend seine Zeitung zusammenfaltete, nahm sie das Schriftstück und begann es aufmerksam zu lesen. Die Hand, welche das Blatt hielt, zitterte; aber ihr Antlitz verklärte sich wie von junger, aufstrebender Hoffnung, da doch das Leben sich schon abwärts neigte.

Der Bruder stand ihr gegenüber; die Arme untergeschlagen, gespannt zu ihr hinüberblickend. — Sie hatte ihn wohl verstanden; er wollte ihr nach Kräften einen Ersatz der Lebensgüter bieten, auf die sie einst durch jenes schwesterliche Opfer hatte verzichten müssen. Sie blickte empor und die Augen der Geschwister begegneten sich.

„Du willst mir gar nichts schuldig bleiben!“ sagte sie schüchtern; „aber Christian, du zahlst dich arm dabei.“

Der lebhafte Mann schüttelte sein buschiges Haupthaar, als wolle er das Gefühl abschütteln, das ihn überkam. „Nein, nein!“ rief er, die Hand wie abwehrend vor sich hinstreckend; „aber ich dächte, Schwester, du hülfest gern deinem Brudersssohn zu Haus und Hof!“

Sie sah ihn an und lächelte; aber noch einmal verschwand das Lächeln für kurze Zeit von ihrem Antlitz, und sie blickte mit fast schmerzlichem Ausdruck auf das vor ihr liegende Schriftstück. Sie mochte des Toten gedenken, über dessen kleinen Schatz sie jetzt auch verfügen sollte. — Dann nach einer Weile tauchte sie die Feder ein und schrieb. „Für mich — und Ehrenfried!“ sagte sie.

Der Senator ergriff die Hände des jungen Mannes, der schweigend das Ende der Verhandlungen abgewartet hatte. Sein etwas finsteres Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der festen, ausgeprägten Stirn des Jünglings. „Weil du es denn gewollt“, sagte er, zu seinem Freunde hingewandt, „dein Sohn soll uns willkommen sein. — Und morgen Weinkauf[1] auf dem Heidehof! Nein, Meta, sorge nur nicht; wir kannten dich ja — die Braten sind schon alle hier gemacht.“

---

[1] Der Abschluß eines Kaufes wird mit Wein gefeiert.

Von jenseit des Meeres

Novelle (1863—64)

Einleitung des Herausgebers.

Die Erzählung „Von jenseit des Meeres“ wurde von Storm, wie das Märchen „Der Spiegel des Cyprianus“, im letzten Winter seines Aufenthaltes in Heiligenstadt begonnen, aber erst nach der Übersiedelung nach Husum beendet. Sie eröffnete das Januarheft von „Westermanns Illustrierten deutschen Monatsheften“ 1865 und erschien dann 1867 als Einzeldruck und 1868 in der Sammlung „Novellen“.

Der Stoff, der durch Sealsfields Schriften und den Roman „Indiana“ der George Sand auch der deutschen Lesewelt nahegebracht worden war, behandelt das Schicksal eines Mädchens aus einer Mischehe eines Pflanzers mit einer Farbigen. Storm hatte durch entfernte Verwandte, zwei Kinder eines nach Amerika ausgewanderten Mitgliedes seiner mütterlichen Familie, eine gewisse persönliche Beziehung zu dem Stoffe. Im April 1845 schrieb er seiner Braut über die zwei Kinder und äußerte sich begeistert über das Mädchen, seine fremdartigen spanischen Augen, seine Lebendigkeit und die seltsame Betonung in der Sprache. Von dieser Alice Woldsen sind sicher wichtige Züge auf Jenni übergegangen, aber auch Storms erste Liebe, Berta von Buchau, stand für die Gestalt des seltsamen Mädchens Modell. Doch das Liebeserlebnis war dem Dichter schon ferner gerückt; nicht einmal die Kinderspiele beruhen auf seiner Erinnerung an die Primanerfreuden mit der jungen Liebsten. Für sie griff er vielmehr auf seine Husumer Kindheit zurück, auf die wilden Spiele, an denen sich seine Base Konstanze lebhaft beteiligte, und das mehrmals literarisch verwendete Märchenerzählen in der Tonne. Zu den persönlichen Beziehungen kam ein literarischer Einfluß. Eichendorffs „Marmorbild“ wurde für die Naturschilderungen, die nächtlichen Auftritte im Park und den scheinbaren Spuk mit den Venusbildwerken bestimmend. Aber das Romantische ist bei Storm nicht wesent-

lich, sondern nur Beigabe, um das Seltsame, die sanfte Schwermut der südländischen Gestalt deutlich herauszuheben. Denn auf die fremdartige Trauer legt der Dichter den Nachdruck. Wohl schildert er die naturwüchsige Wildheit des Kindes, wohl läßt er diese auch in der Jungfrau zum Durchbruch kommen, aber die Schwermut ist doch der Grundzug von Jennis Wesen. Mit den Augen des schönheittrunkenen Mannes, den fremdartige Anmut und Traurigkeit schon in den vierziger Jahren zu dem Gedicht „Eine Fremde“ begeisterte, sieht Storm auch das Kind des Pflanzers. Er weiß nichts von der Falschheit des Mischlingsblutes, sondern läßt, wie seiner Lore, auch Jenni durch ihre ausländische Abstammung nur einen um so gewinnenderen Reiz zuteil werden. Sehr richtig hebt er die Sehnsucht des Mädchens nach ihrer Mutter als vorwärtstreibende Kraft heraus. Aber er führt den Widerstreit der Gefühle zu einer recht schnellen Lösung. Die Sehnsucht nach der Mutter, die nur wenig mit der unbestimmten, romantischen in die schöne Ferne verwandt ist, erstreckt sich auf einen unwürdigen Gegenstand. Storm zeichnet die Farbigen im Gegensatz zu Jenni mit derben Strichen, und in der endgültigen Fassung hat er diese Art der Schilderung durch den neu eingefügten Brief Jennis noch bedeutend verstärkt.

Im Gegensatz zu seinen meisten Novellen der sechziger Jahre endet „Von jenseit des Meeres“ mit einer freudigen Bejahung des Lebens. Dadurch hebt sich das Werk kräftig ab von „Immensee“, mit dem es in mancher Hinsicht verwandt ist. An die Stelle der Erinnerung des einsamen Alten, aus der heraus das Erstlingswerk erzählt wird, tritt die gesellige Erzählung, die der Dichter sehr geschickt durch Unterbrechungen lebendig zu gestalten weiß. Wie bei der Novelle „Im Schloß“ setzt Storm kurz vor der Lösung ein; und wie dort das Tagebuch geschickt verwertet wurde, werden hier drei Briefe sehr hübsch in das heitere Ende des Werkes eingefügt.

Die Erzählung gehört nicht zu Storms stärksten Leistungen, und wenn sie auch nicht das Urteil der Zerfahrenheit verdient, das Fedor Wehl in seinem Büchlein „Theodor Storm“ über sie fällte, so hatte doch der Beurteiler des „Deutschen Museums“ recht, der sie als höheren Ansprüchen nicht genügend bezeichnete.

Das Zimmer im Hotel war durch die gepackten Koffer nicht behaglicher geworden. Mein Vetter, ein junger Architekt, der es seit zwei Tagen bewohnt hatte, ging schweigend und seine Zigarre rauchend auf und ab, wie jemand, der ungeduldig ist, eine leere Zeit hinzubringen. — Es war eine milde Septembernacht, die Sterne schienen durch das offene Fenster; drunten auf der Gasse war der Lärm und das Wagengerassel der großen Stadt schon verstummt, so daß man drüben vom Hafen her das Plustern[1] der Nachtluft in den Wimpeln und Tauen der Schiffe vernehmen konnte.

„Wann mußt du fort, Alfred?“ fragte ich.

„Um drei Uhr geht das Boot ab, das mich an Bord bringen soll.“

„Willst du nicht noch ein paar Stunden ruhen?“

Er schüttelte den Kopf.

„So laß mich bei dir bleiben. Meinen Schlaf hole ich morgen im Wagen auf der Heimfahrt nach. Und wenn du willst, erzähle mir — von ihr! Ich kenne sie ja nicht; und laß mich wissen, wie alles so gekommen ist.“

Alfred schloß das Fenster und schraubte die Lampe höher, so daß es völlig hell im Zimmer wurde. „Setz' dich und habe Geduld“, sagte er, „so sollst du alles wissen.“

„Schon als zwölfjähriger Knabe“, begann er dann, als wir uns jetzt gegenübersaßen, „habe ich mit ihr in meinem elterlichen Hause zusammengelebt, sie mochte einige Jahre weniger zählen als ich. Ihr Vater lebte derzeit noch auf einer der kleinen Inseln Westindiens, wo er durch Glück und Geschick in verhältnismäßig kurzer Zeit aus einem

[1] Blasen.

mittellosen Kaufmann zu einem reichen Plantagenbesitzer geworden war. Seine Tochter hatte er schon vor einigen Jahren nach Deutschland geschickt, um sie in der Sitte seiner Heimat erziehen zu lassen; aber die Anstalt, in der sie sich bisher befunden, war durch den Tod der Vorsteherin aufgelöst, und bis eine neue gefunden wurde, sollte sie unter Obhut meiner Eltern bleiben. Lange schon, ehe ich sie selber sah, war meine Phantasie von ihr beschäftigt worden, besonders aber als meine Mutter nun wirklich ein Kämmerchen neben dem Schlafzimmer der Eltern für sie in Bereitschaft setzte. Denn es war ein Geheimnis um das Mädchen. Nicht nur, daß sie aus einem andern Weltteil kam und daß sie die Tochter eines Pflanzers war, die ich aus meinen Bilderbüchern nur als fabelhaft reiche und höchst grausame Herren hatte kennenlernen; — ich wußte auch, daß ihre Mutter nicht die Frau ihres Vaters sei. Näheres von dieser hatte ich nicht erfahren können; und ich dachte sie mir daher am liebsten als eine schöne, ebenholzschwarze Negerin mit Perlenschnüren in den Haaren und blanken Metallringen um die Arme.

„Endlich, an einem Februarabend, hielt der Wagen vor unserer Haustreppe. Ein kleiner alter Herr mit weißen Haaren stieg zuerst herab; es war der Kommis eines ihrem Vater befreundeten Handlungshauses, der sie ihren neuen Beschützern überliefern sollte. Bald darauf hob er ein kleines, in viele Tücher und Mäntel gehülltes Mädchen vom Wagen, das er dann mit einer gewissen Feierlichkeit in unsere Wohnung führte und mit einer kleinen wohlgesetzten Rede der Fürsorge des Herrn Senators und Frau Gemahlin empfahl. — Aber wie verwunderte ich mich, als sie den Schleier zurückschlug; sie war nicht schwarz, nicht einmal braun; sie schien mir weißer als irgendein anderes Mädchen aus meiner Bekanntschaft. Ich sehe sie noch, wie sie mit den großen Augen um sich blickte, während sie sich von meiner Mutter das pelzverbrämte Reisemäntelchen von den Schultern ziehen ließ. Als auch Hut und Handschuhe abgenommen waren und das ganze zierliche Figürchen nun endlich aus

allem Reiseplunder herausgeschält dastand, streckte sie meiner Mutter die Hand entgegen und sagte etwas zaghaft: ‚Bist du denn meine Tante?‘ Als diese ihr aber die kohlschwarzen Löckchen von der Stirn strich, sie in die Arme schloß und küßte, da sah ich mit Erstaunen, wie leidenschaftlich das Kind diese Liebkosungen erwiderte. Bald zog meine Mutter auch mich zu sich heran. ‚Und das ist mein Junge!‘ sagte sie. ‚Sieh ihn dir an, Jenni; er hat ein gut Gesicht; nur zu wild ist er; und da paßt es sich, daß er jetzt ein Mädchen zur Gespielin bekommt.‘

„Jenni sah sich um und gab mir die Hand; aber dabei schoß ein Blick von solcher Schelmerei zu mir herüber, als wollte sie sagen: ‚Wir verstehen uns; guten Tag, Kamerad!‘

„Und so zeigte es sich schon in den nächsten Tagen; diesem leichten, feingliederigen Kinde war kein Baum zu hoch, kein Sprung zu verwegen. Sie war fast immer mit bei unsern Knabenspielen, und ohne daß wir es wußten, regierte sie uns alle; durch ihre Kühnheit wohl weniger als durch ihre Schönheit. Mitunter konnte sie uns zu einem wahrhaft wilden Taumel hinreißen, so daß mein Vater von dem Lärm aus seiner Schreibstube aufgeschreckt wurde und dann durch ein unerbittliches Machtwort aller Lust ein Ende machte. Mit diesem, während der Verkehr mit meiner Mutter immer inniger wurde, kam sie nie in ein zutrauliches Verhältnis; er verstand es nicht, mit Kindern umzugehen; dieses eigenartige Wesen schien er mit bedenklichen Blicken zu betrachten. Ebensowenig gelang es ihr mit Tante Josephine, dieser ehrenwerten, aber etwas strengen alten Jungfrau, die sich auf eine recht fatale Weise um das Fertigwerden unserer Schulaufgaben bekümmerte. Und hier, wo Jenni nicht von allzu großem Respekt in Bann gehalten wurde, gab es bald einen kleinen fortgesetzten Guerillakrieg; und die würdige Tante konnte mitunter keine zehn Schritte gehen, ohne zu ihrem Schreck auf irgendeinen lustigen Schabernack zu treten.

„Aber es waren nicht bloß Tollheiten, die sie trieb; wir beide konnten auch zusammen plaudern. Sie wußte

allerlei Märchen und Geschichten, die sie mit glänzenden Augen und lebhaftem Fingerspiel erzählte; meist wohl aus der Pension, die eine oder andere, wie ich jetzt glaube, auch noch aus ihrer alten Heimat. Und so konnte man uns denn oft abends in der Dämmerung auf der Bodentreppe oder in dem großen Reiseschranke zusammensitzen finden; je heimlicher wir unsern Märchensaal aufgeschlagen hatten, desto lebendiger traten alle die wunderlichen und süßen Gestalten, die verzauberten Ungeheuer, Schneewittchen und die Frau Holle vor unsere Phantasie. Unsere Vorliebe für verborgene Erzählungsplätzchen trieb uns zur Entdeckung immer neuer Schlupfwinkel; ja, ich entsinne mich, daß wir zuletzt eine große leere Tonne dazu ausersehen hatten, die in dem Packhause unweit von meines Vaters Stube stand. In diesem Allerheiligsten kauerten wir abends, wenn ich aus den Privatstunden gekommen war, so gut es ging, zusammen; meine kleine Laterne, die zuvor mit einigen Lichtendchen versehen war, nahmen wir auf den Schoß und schoben dann ein großes, auf der Tonne liegendes Brett von innen wieder über die Öffnung, so daß wir in einem verschlossenen Stübchen beisammensaßen. Wenn nun die Leute, die abends zu meinem Vater gingen, das Gemurmel aus der Tonne aufsteigen hörten, auch wohl einige Lichtstrahlen daraus hervorschimmern sahen, so konnte unser alter Schreiber, der sein Zimmer gegenüber hatte, kaum den immer neuen Fragen nach dieser verwunderlichen Erscheinung gerecht werden. Waren dann unsere Lichtendchen ausgebrannt oder hörten wir von der Hoftür aus die Magd nach uns rufen, so kletterten wir heimlich wie die Marder aus unserer Tonne, um noch, bevor mein Vater sein Zimmer verließ, in unsere Schlafkammern zu schlüpfen.

„Nur von ihren Eltern, besonders über ihre Mutter, sprachen wir niemals miteinander, außer einmal an einem Sonntagmorgen. — Ich spielte mit meinen Kameraden ‚Räuber und Soldat‘. Seitwärts von unserm Hofe und hinter dem Garten lag, noch vom Großvater her, eine ganze Reihe jetzt leer stehender Fabrikgebäude, voll dunk-

ler Keller und Kämmerchen und übereinandergetürmter Dachböden. Die übrigen Räuber waren schon alle in diesen Labyrinthen verschlüpft; nur ich, der ich selbstverständlich auch zu ihnen gehörte, stand noch unschlüssig im Garten. Ich dachte an Jenni, die sonst stets dabei war und im Klettern über Dächer und im Herabspringen durch Falltüren hinter dem wildesten Räuber nicht zurückstand. Heute aber hatte Tante Josephine sie an einen Schulaufsatz gepreßt; ich wußte, sie saß dort in der Hinterstube, deren Fenster auf den Garten ging. Und während ich vom Hofe her unter der Fahrpforte den Anführer der Soldaten seine Truppen haranguieren[1] hörte, schlich ich mich vorsichtig längs der Gartenmauer an das Haus heran und blickte, von einem Jasminbusch verborgen, in das Zimmer.

„Jenni saß mit aufgestütztem Arm am Tisch vor ihrem Schreibbuch; aber ihre Gedanken schienen nicht bei der Arbeit zu sein; denn, während ihre eine Hand in dem schwarzen krausen Haar begraben lag, zerstampfte sie mit der andern die arme Gänsefeder auf der Tischplatte. — Dicht neben ihrem Schreibzeug lag die wohlbekannte, silberne Nadelbüchse der Tante Josephine und nicht weit davon ein mir gehöriger, ziemlich starker Magnetstein. Plötzlich, während sie wie in langer Weile darüber hinblickte, schoß ein übermütiger Strahl aus ihren dunkeln Augen; die nützliche Verwendung dieser beiden Dinge schien sich in ihrem Köpfchen zu kombinieren. Aus dem trägen Selbstvergessen wurde jetzt die beflissenste Geschäftigkeit. Sie schüttete den ganzen Inhalt von Tante Josephinens Heiligtum auf den Tisch; dann nahm sie den Magnet und begann emsig jede einzelne Nadel damit zu bestreichen. Wie ein kleiner schöner Teufel saß sie da mit ihren schwarzen Augen; sie schien im voraus schon die staunende Entrüstung der alten Jungfrau zu genießen, wenn diese demnächst ihre echt englischen Nähnadeln als ein rätselhaft vereinigtes Bündelchen aus der Büchse

[1] Feierlich anreden.

ziehen würde. Und während sie immer eifriger an ihrem schadenfrohen Werke arbeitete, zuckte unablässig ein kaum verhaltenes Lachen über ihr Gesichtchen, so daß die weißen Zähnchen hinter den roten Lippen hervorblitzten.

„Ich klopfte leise ans Fenster; denn auf dem Hofe erscholl das Signalhorn der ausrückenden Soldaten. Sie fuhr zusammen; als sie aber ihren Kameraden erkannte, nickte sie mir zu und tat rasch ihren ganzen Unfug in Tante Josephinens Nadelbüchse. Dann strich sie das schwarze Haar hinter die Ohren und kam auf den Fußspitzen zu mir heran. ‚Jenni', flüsterte ich, ‚wir spielen Räuber!'

„Sie stieß behutsam den Fensterflügel auf. ‚Wer ist Räuber, Alfred?'

„‚Du und ich; die anderen sind schon im Versteck.'

„‚Wart' einen Augenblick!' Und sie schlich leise zurück und schob den Riegel vor die Tür, die das Zimmer von der Wohnstube trennte. ‚Adieu, Tante Josephine!' — Rasch war sie wieder da, und mit einem leichten Sprung stand sie draußen.

„Es war ein prächtiger Frühlingstag; Garten und Hof voll von Sonnenschein. Die alten Birnbäume, die ihre Äste hoch an den Dächern der Gebäude ausbreiteten, waren mit weißen Blüten übersäet, zwischen denen sich überall die jungen lichtgrünen Blätter hervordrängten; aber hier unten im Boskett war das Laub nur noch spärlich am Gesträuch hervorgesproßt. Jennis weißes Kleid konnte uns verraten. Ich faßte ihre Hand und zog sie durch die Büsche, hart an der Gartenmauer entlang, und während wir das Trappen der Soldaten in einem Gange des vordersten Fabrikgebäudes verhallen hörten, schlüpften wir durch eine vom Garten aus hineinführende Tür in den entlegensten Anbau, auf dessen oberstem Boden ich auch meinen Taubenschlag eingerichtet hatte. Als wir auf der dämmerigen Treppe standen, atmeten wir einen Augenblick auf; wir waren glücklich entronnen. Aber wir stiegen höher; auf den ersten und dann auf den zweiten Dachboden; Jenni voran, ich vermochte kaum zu folgen; aber

es entzückte mich — das weiß ich noch sehr wohl — wie die geschmeidigen Füßchen mit sichern, fast lautlosen Tritten vor mir die Stufen hinaufflogen. Als wir den letzten Boden erreicht hatten, ließen wir behutsam die Falltür herab und wälzten einen großen, länglichen Holzblock darauf, der, Gott weiß bei welcher Gelegenheit, auf dem abgelegenen Boden liegengeblieben war. Einen Augenblick hörten wir auf das Flattern der Tauben, die nebenan in dem Schlage aus- und einflogen; dann setzten wir uns zusammen auf unsern Block, und Jenni stützte das Köpfchen schweigend in ihre Hand, daß die krausen Haare ihr über das Gesicht herabhingen.

„‚Du bist wohl müde, Jenni?‘ fragte ich.

„Sie nahm meine Hand und legte sie an ihre Brust. ‚Fühl' nur, wie es klopft!‘ sagte sie.

„Als ich dabei unwillkürlich auf die schlanken, weißen Fingerchen blickte, welche die meinen gefangen hielten, erschien mir daran, ich wußte nicht was, anders, als ich es sonst gesehen hatte. Und plötzlich, während ich darüber nachsann, sah ich es auch. Die kleinen Halbmonde an den Wurzeln der Nägel waren nicht wie bei uns andern heller, sondern bläulich und dunkler als der übrige Teil derselben. Ich hatte damals noch nicht gelesen, daß dies als Kennzeichen jener oft so schönen Parias der amerikanischen Staaten gilt, in deren Adern auch nur ein Tropfen schwarzen Sklavenblutes läuft; aber es befremdete mich, und ich konnte die Augen nicht davon wenden.

„Es mochte ihr endlich auffallen; denn sie fragte mich: ‚Was guckst du denn so auf meine Hände?‘

„Ich entsinne mich, daß ich verlegen wurde über diese Frage. ‚Sieh nur!‘ sagte ich, indem ich ihre Finger nebeneinander legte, daß die übrigens ganz rosenroten Nägel wie eine Perlenschnur beisammen standen.

„Sie wußte nicht, was ich meinte.

„‚Was hast du denn da für kleine, dunkle Monde?‘ fuhr ich fort.

„Sie betrachtete aufmerksam ihre Hand und verglich sie mit der meinen, die ich dagegenhielt. ‚Ich weiß nicht‘,

sagte sie dann; ‚auf St. Croix haben sie alle das. Meine Mutter, glaub' ich, hatte noch viel dunklere.' —

„Ganz aus der Ferne, aus der Tiefe irgendeines verborgenen Kellers herauf, hörten wir das Getöse der Räuber und Soldaten, die indessen handgemein geworden sein mochten, aber es war noch weit von unserem Zufluchtsort. Meine Gedanken gerieten wieder auf einen andern Weg. ‚Weshalb bist du nicht bei deiner Mutter geblieben?' fragte ich.

„Sie hatte wieder den Kopf gestützt. ‚Ich glaube, ich sollte was lernen', sagte sie gleichgültig.

„‚Konntest du dort nichts lernen?'

„Sie schüttelte den Kopf. ‚Papa sagt, sie sprechen dort so schlecht.'

„Es war ganz still auf unserm Dachboden und fast dämmerig, denn die kleinen Fenster waren mit Spinngeweben überzogen; nur vor uns durch eine ausgehobene Dachpfanne kam ein wenig Sonnenschein, soviel sich vor einem blühenden Zweig des großen Birnbaums hereinstehlen konnte. Jenni saß schweigend neben mir; ich betrachtete ihr Gesichtchen; es war sehr blaß, nur unter den Augen lagen seltsam tiefe Schatten.

„Auf einmal bewegte sie die Lippen und lachte ganz laut vor sich hin. Ich lachte mit; dann aber fragte ich: ‚Worüber lachst du denn?'

„‚Sie konnte Papa nicht leiden!' sagte sie.

„‚Wer denn?'

„‚Mamas Meerkatze!'

„‚War dein Papa nicht gut gegen sie?'

„‚Doch! — Ich weiß nicht. — Sie stahl ihm immer seine Brillantnadel aus dem Jabot, wenn er zu uns kam.'

„‚Wohnte dein Papa denn nicht bei euch?'

„Sie schüttelte den Kopf. ‚Er kam nur oft des Abends zu uns; er wohnte in einem großen Hause in der Stadt. Mama hat es mir gesagt, ich bin nicht drin gewesen.'

„‚So! — Wo wohntet ihr denn, du und deine Mutter?'

„‚Wir wohnten auch sehr schön! Draußen vor der Stadt. Das Haus lag im Garten, hoch über der großen

Bai; eine Galerie mit Säulen war davor; da saß ich immer mit Mama, wir konnten alle Schiffe kommen sehen.' — Sie schwieg einen Augenblick. ‚O, sie ist sehr schön, meine Mama!' sagte sie stolz. Dann ließ sie die Stimme sinken und setzte fast traurig hinzu: ‚Sie hatte so allerliebste, schwarze Löckchen vor der Stirn!' Und als sie das gesagt hatte, brach sie in bitterliche Tränen aus.

„Nach einer Weile hörten wir unter uns das Getümmel und die Blechhörner der Soldaten; sie schienen an der Treppe des ersten Bodens Halt zu machen und sich zu beraten. Ich sprang auf und blickte umher. Das hatten wir nicht bedacht, es war nirgend ein Ausgang. ‚Wir müssen uns verteidigen', sagte ich leise; ‚denn wir sind gefangen.'

„Jenni hatte rasch ihre Augen getrocknet. ‚Noch nicht, Alfred!' Und sie zeigte auf die Dachöffnung uns gegenüber. ‚Dort mußt du hinaus, und dann über den Birnbaum in den Garten hinab.'

„‚Das geht nicht; ich darf dich nicht verlassen.'

„‚O', rief sie, ‚mich sollen sie nicht fangen!' Dabei blickte sie nach dem dunkelsten Winkel des Daches hinauf. ‚Geschwind, hilf mir! Ich setze mich dort oben auf den Hahnebalken; dann seh' ich's, wie sie unter mir umherrasen!'

„Der Rat war gut; und nach ein paar Augenblicken war sie mit meiner Hülfe an den Sparren und Latten emporgeklettert und saß im Dunkeln auf dem kleinen Querbalken unter der höchsten Spitze des Daches. ‚Siehst du mich?' rief sie, als ich wieder unten stand.

„‚Ja, ich sehe deine weiße Hand.'

„‚Noch immer?'

„‚Nein, ich sehe nun nichts mehr.'

„‚Dann mach', daß du fortkommst!' —

„Aber die Öffnung war zu eng. Ich riß noch eine Pfanne aus und zwängte mich hindurch; denn schon drängten die Verfolger mit lautem Geschrei unter der Falltür unseres Bodens, und ich hörte schon den schweren Holzblock sich bewegen.

„Wie es geschah, weiß ich nicht mehr; aber kaum war

ich draußen, so fühlte ich die Dachpfannen unter mir fortgleiten; ich kam ins Rutschen, die Zweige des Baumes schlugen mir ins Gesicht, es prasselte rings um mich herum; auf gut Glück, während es immer unhaltbarer abwärts ging, erwischte ich einen Ast, fuhr wie rasend daran hinunter, während ein paar Dachpfannen an mir vorbei in den Garten hinabflogen, und kam endlich mit einem so derben Stoß zu Boden, daß ich fast wie betäubt liegen blieb.

„Als ich hinaufblickte, sah ich über mir in der Höhe zwischen den blühenden Zweigen die großen, erschreckten Augen und die hängenden, schwarzen Locken des schönen Kindes, das sich mit halbem Leibe aus dem zertrümmerten Dache zu mir herabbog. Um ihr ein Zeichen meines Lebens, vielleicht noch mehr meiner Bravour, zu geben, stieß ich, nicht ohne Anstrengung, ein lautes Lachen aus; als ich dann aber den Kopf wandte, sah ich in das strenge Gesicht meines Vaters, der mich mit mehr Verdruß als Sorge zu betrachten schien; auch Tante Josephine zeigte sich in der Ferne, den unvermeidlichen Strickstrumpf in den vor Schreck erstarrten Händen. Ich begreife noch nicht, wie Jenni so schnell zu uns herabgekommen. Sie hatte sich über mich geworfen und begann emsig mir die Haare aus Gesicht und Schläfen wegzustreichen; in demselben Augenblick aber, als jetzt mein Vater mit einer heftigen Geberde die Hand ausstreckte, um mir vielleicht etwas unsanft vom Boden aufzuhelfen, sprang sie wie emporgeschnellt wieder auf. ‚Du', schrie sie, und die ganze kleine Gestalt streckte sich, ‚rühr' ihn nicht an!' Sie hielt ihm das geballte Fäustchen vors Gesicht; im Grund ihrer Augen funkelte etwas, das herausschießen wollte.

„Mein Vater, einen Schritt zurücktretend, kniff nach seiner Art die Lippen zusammen und legte die Hände auf den Rücken; dann wandte er sich ab und ging bei sich selber murmelnd in sein Kontor zurück. Mir war, als habe er gesagt: ‚Das muß ein Ende haben.' Als meine Mutter jetzt in den Garten trat, flog Jenni auf sie zu, und ich sah, wie die milde Frau das zuckende Körperchen des

heftig bewegten Kindes unter leisem, mir unhörbarem Zuspruch mit beiden Armen an sich drückte.

„Seit diesem Tage war — so glaube ich — in uns beiden ein unbewußtes Gefühl der Zusammengehörigkeit und gegenseitigen Verantwortlichkeit entstanden; es war ein Keim gelegt, der viele Jahre geschlummert hat, aus dem aber dann im Strahl der Mondnacht die blaue Märchenblume emporgeschossen ist, deren Duft mich jetzt berauscht.

„Wie soll ich dir diese kleinen, ungreifbaren Dinge schildern! Gleich in den ersten Tagen darauf, wenn unter dem Mittagsessen mein Vater mir nach der Magd zu klingeln befahl, so hatte gewiß schon Jenni jedesmal die Schnur gezogen, noch ehe er das Wort ganz ausgesprochen; nur damit mein humpelnder Gang die verhängnisvolle Geschichte nicht in Erinnerung bringe.

„Aber die schönen Tage waren vorüber; die Schreckensnachricht kam, daß eine neue Pension für Jenni gefunden sei, und bald war auch der Tag des Abschieds da. — Ich weiß noch wohl, wie ich, in unserm großen Birnbaum sitzend, in einem unklaren Zustand von Trauer und Ingrimm, eine unreife Birne nach der andern abriß und damit nach dem unschuldigen Bodenfenster unseres Nachbarn zielte, bis ich durch ein Geräusch unter mir aufmerksam gemacht wurde und beim Hinabblicken Jenni im Nankingreisemäntelchen einen Zweig um den andern bis zu mir hinauf erklimmen sah. Als sie oben war, schlang sie den Arm um einen Ast; dann zog sie einen kleinen Ring aus der Tasche und steckte ihn an meine Hand. Sie sprach kein Wort, sondern sah mich dabei nur höchst traurig mit ihren großen Augen an. Ich hatte mir das mit der Unbeholfenheit eines aufwachsenden Jungen gefallen lassen, und während ich halbverlegen auf meinen so geschmückten Finger blickte, war Jenni ebenso still wieder verschwunden, wie sie gekommen war. Jetzt erst fuhr ich so rasch von meinem Baum herunter, daß ich fast wieder hinabgestürzt wäre. Da ich aber durch das Haus auf die Gasse hinauskam, fuhr eben der Wagen fort, und ich

sah nur noch ein weißes Tüchelchen, das nach uns zurückwehte.

„Da stand ich denn plötzlich von Kummer und Sehnsucht überwältigt und betrachtete mein kleines Angedenken. Es war ein Ring, von Schildpatt mit goldner Einfassung. — Ich wußte nicht, daß Jenni mir das Liebste gegeben hatte, was sie zu jener Zeit besaß.“

* * *

Alfred hatte während des Erzählens seine Zigarre weggelegt. „Du rauchst nicht!“ sagte er; „aber ich kann dich nicht so müßig sitzen sehen, du mußt einen Ableiter für die Langeweile haben.“ Er hatte mit diesen Worten einen kleinen Flaschenkeller aufgeschlossen, der neben seinem Reisekoffer stand; und bald hielt ich ein geschliffenes Glas mit duftendem Trank in meiner Hand. „Wein von Alicante!“ sagte Alfred; „und hier sind auch Feigen in wilden Thymian verpackt! Ich weiß, du liebst mit dem Erfinder der Urhygiene[1], was süß und lieblich ist. Es sind Geschenke von Jennis Vater; er hat sie mir selber eingepackt, als ich ihn vor einigen Tagen verließ.“

„Du hast deines älteren Bruders nicht erwähnt“, bemerkte ich, als Alfred sich wieder zu mir gesetzt hatte.

„Mein Bruder Hans“, erwiderte Alfred, „war damals weit vom Hause auf einer landwirtschaftlichen Schule; aber er hat Jenni später kennengelernt; denn seine Frau war mit ihr in einer Pension zusammen, wo Jenni auch noch nach Beendigung der eigentlichen Schuljahre blieb. — Ich selbst habe sie erst nach zehn Jahren wiedergesehen.

„Es war im letzten Juni. Ich hatte, wie du weißt, der reichen Gräfin die kleine Basilika in ihrem Dorfe gebaut und wurde zu guter Letzt noch von dem dort auftretenden Typhus ergriffen. Ich wurde gut gepflegt; aber ich war weit von der Heimat, und der Mann mit den langen Knochenarmen hatte scharf nach mir ausgelangt. — Meine Mutter war damals, während mein Vater unter Tante

[1] Man wird an den Griechen Hippokrates zu denken haben.

Josephinens Fürsorge zurückblieb, zum Besuch auf dem Gute meines Bruders; dort war sie selbst erkrankt und hatte zu ihrem Schmerz die Pflege ihres Sohnes fremden Händen überlassen müssen. Jetzt aber waren wir beide wieder fast genesen, und schon in den nächsten Tagen wollte ich die Heimreise wieder antreten. Das Gut meines Bruders kannte ich noch nicht. Er hatte es kurz vor seiner Hochzeit aus dem Nachlaß eines Mannes gekauft, von dessen Vorfahr, einem reichen französischen Emigranten, das Herrenhaus gebaut und namentlich der dasselbe umgebende Park in großartiger Weise nach der Gartenkunst Lenotres[1] angelegt sein sollte. Wie meine Mutter schrieb, war ein großer Teil desselben, der sogenannte Lusthain, noch wohlerhalten; sogar von jenen graziösen Statuen, zu denen die schönen Damen vom Hofe Ludwigs des Fünfzehnten das Modell gegeben, sollte noch hie und da an Teichen und stillen Plätzen eine zwischen den hohen Laubwänden wie in verzauberter Einsamkeit stehen.

„Kurz vor meiner Abreise kam noch ein Brief von meiner heitern Schwägerin: ‚Wenn du bald kommst', schrieb sie, ‚so können wir Kindergeschichten zusammen lesen. Ich habe lebendige Bilder dazu; auf dem einen ist eine Räuberbraut; sie hat ein schönes, blasses Gesicht und rabenschwarzes Haar. Den Kopf hat sie gesenkt und blickt auf ihren Goldfinger; denn dort hat der Ring gesessen, den sie einst dem treulosen Räuber geschenkt hat.' Den Brief in der Hand, sprang ich auf und kramte zwischen meinen Sachen ein Elfenbeinkästchen hervor, in dem ich allerlei kleine Schätze zu bewahren pflegte. Dort lag auch Jennis Ring. Ein schwarzes Band war daran; denn ich hatte ihn, wie sich von selbst versteht, in der ersten Zeit nach jenem Abschiede ganz heimlich auf dem Herzen getragen. Dann war er zu andern Raritäten in das Kästchen gewandert, das ich auch schon seit lange besessen. Jetzt, als könne es nicht anders sein, tat ich, wie ich als Knabe getan hatte; mit einem Lächeln mich zugleich ver-

[1] Des Schöpfers der Kunstgärten in Versailles.

spottend und entschuldigend, hing ich mir aufs neue den Ring um den Hals.

„Du solltest“ — unterbrach sich Alfred — „auf deiner Rückfahrt den kleinen Umweg nicht scheuen! Das Gut liegt ja nur eine Meile von hier; und, wie Hans mir sagt, hast du ihnen schon seit lange deinen Besuch versprochen. Du würdest es in der Tat so finden, wie meine Mutter mir geschrieben. —

„Es war nachmittags am letzten Juni, als ich aus der Sonnenhitze des offenen Weges in den Schatten der Kastanienallee hineinfuhr, die zum Hofe hinaufführt; und bald hielt auch der Wagen vor einem schloßartigen Gebäude, das in dem sogenannten Kommodenstil erbaut und mit einem Schwulst von Ornamenten überladen war, aber dennoch in seinen hervorspringenden Profilen und in den tiefe Schatten werfenden Reliefs einen Eindruck großartiger, verschollener Pracht auf mich hervorrief. Auf der Treppe empfingen mich Hans und seine Grete. Als wir durch den geräumigen Flur gingen, erhielt ich die Weisung, leise zu sprechen; denn unsere Mutter hielt noch ihre Mittagsruhe.

„Wir waren der Haustür gegenüber in einen großen, hellen Saal getreten. Zwei offene Flügeltüren führten auf eine Terrasse; unterhalb dieser breitete sich ein Rasen aus von solchem Umfange, daß von allen Seiten wohl nur ein lauter Ruf herüberreichen mochte. Überall in der grünen Fläche zeigten sich üppige Gruppen hochstämmiger und niedriger Rosen, die eben jetzt in voller Blüte standen und die Luft mit Wohlgerüchen erfüllten. Dahinter war eine Gebüschpartie, die wie die Rasenanlage offenbar aus neuer Zeit stammte; jenseit derselben, aber schon in ziemlich weiter Ferne, erhob sich in der ganzen Breite des Gartens der ‚Lusthain‘ des ursprünglichen Begründers mit seinen steilen Laubwänden und regelrechten Einschnitten. Alles dies lag im Glanz der Nachmittagssonne vor mir.

„‚Was sagst du zu unserm Paradiese?‘ fragte die junge Frau.

„‚Was ich sage, Grete? — Wie lange hat denn dein Mann das Gut?‘

„‚Ich denke, seit letztem Mai zwei Jahre.‘

„‚Und dieser praktische Landwirt duldet eine solche Raumverschwendung?‘

„‚Ei was, tu' nur nicht, als wenn du die Poesie allein gepachtet hättest!‘

„Mein Bruder lachte. ‚Aber Recht hat er, Grete! — Die Sache ist die, Alfred; ich darf mich nicht an diesen Herrlichkeiten vergreifen; das ist kontraktlich festgemacht.‘

„‚Gott sei gedankt!‘

„‚Von mir nicht. — Inmitten eines kleinen Wasserspiegels steht dort noch eine Venus im reinsten Stile Louis quinze; ich hätte sie schon für schweres Geld verkaufen können; aber — wie gesagt!‘

„In diesem Augenblick hatte Grete meine Hand erfaßt. ‚Sieh dich um!‘ rief sie.

„Und auf der Türschwelle mir gegenüberstand im weißen Sommerkleide eine Mädchengestalt, die ich nicht verkennen konnte. Das waren noch die fremdartigen Augen der westindischen Pflanzertochter; aber das schwarze, einst so widerspenstige Haar lag jetzt in einem glänzenden Knoten gefesselt, der fast zu schwer schien für den zarten Nacken.

„Ich ging ihr entgegen; aber ehe ich den Mund noch aufgetan, war meine heitere Schwägerin schon zwischen uns getreten. ‚Haltet einen Augenblick!‘ rief sie. ‚Ich sehe schon das „Sie“ und „Fräulein Jenni“ und alle unmöglichen Titel auf euern Lippen sitzen; und das stört mich in meinen Familiengefühlen. Darum besinnt euch erst einmal auf den alten Birnbaum!‘

„Die eine Hand legte Jenni der Freundin auf den Mund, die andere streckte sie mir entgegen. ‚Willkommen, Alfred!‘ sagte sie.

„Ich hatte ihre Stimme seit vielen Jahren nicht gehört; um so tiefer traf mich der eigentümliche Akzent, mit dem sie ganz wie damals meinen Namen sprach. ‚Ich danke dir, Jenni‘, sagte ich, ‚das klingt noch ganz wie in der

Kinderzeit; aber du mußt diesen Namen lange nicht gesprochen haben.‘

„‚Ich bin keinem Alfred sonst begegnet‘, erwiderte sie, und du bist mir ja immer aus dem Wege gegangen.‘

„Ehe ich noch diesem Vorwurf begegnen konnte, hatte Grete uns schon auseinander gedrängt.

„‚Das wäre in Ordnung‘, rief sie. ‚Und nun, Jenni, hilf mir den Kaffee besorgen; denn er hat einen langen Weg gemacht, und unsere Mutter wird auch gleich hier sein.‘

„Das Wiedersehen mit dieser, als sie bald darauf eintrat, war ein erschütterndes. Sie hatte den Sohn schon verloren gegeben; nun hielt sie ihn leibhaftig in ihren Armen und liebkoste ihn und streichelte ihm die Wangen wie einem kleinen Kinde. In dem Augenblick, da ich mich aufrichtete, um meine Mutter zu einem Lehnstuhl zu führen, sah ich Jenni bleich und mit überquellenden Augen an einen Schrank gelehnt. Als wir an ihr vorübergingen, fuhr sie zusammen; eine Porzellanschale, die sie in der Hand hielt, fiel zu Boden und zerbrach. ‚Verzeih', verzeih', mir, süße Grete!‘ rief sie und schlang den Arm um ihre Freundin.

„Diese führte sie sanft aus dem Zimmer.

„Mein Bruder lächelte. ‚Wie das gleich überkocht!‘ sagte er.

„‚Sie hat ein teilnehmendes Herz, Hans!‘ bemerkte unsere Mutter, die ihr zärtlich nachgeblickt hatte.

„Grete war wieder hereingetreten. ‚Lassen wir sie einen Augenblick‘, sagte sie; ‚das arme Kind war schon vorhin in Unruhe; ihr Vater hat geschrieben; er wird in den nächsten Tagen kommen, dann soll sie mit ihm nach Pyrmont.‘

„Ich erfuhr nun, daß der reiche Kaufherr, der bis jetzt ohne eigene Wirtschaft gelebt, nach beendeter Badereise eine neu erbaute Wohnung zu beziehen und in diese seine Tochter als Dame des Hauses einzuführen beabsichtige. — Grete schien eben nicht seine Freundin. ‚Es ist Jennis Vater‘, sagte sie; ‚aber — o, ich könnte ihn hassen, diesen

Mann, der mit gleichgültiger Hand Tausende für seine Tochter hingäbe, bei dem sie aber vergebens um das kleinste Tausendteilchen seiner eigenen werten Persönlichkeit betteln würde. — Ja, Hans', fuhr sie fort, als ihr Mann ihr neckend und wie zur Beschwichtigung über das blonde Haar strich, ‚du solltest nur eine von den Antworten sehen, die Jenni auf ihre Briefe zu bekommen pflegt; ich wenigstens kann sie von Quittungen nicht unterscheiden.'

„Meine Mutter nahm die junge Frau bei beiden Händen. ‚Nun kocht auch unsere Grete über', sagte sie. ‚Ich habe den Mann gekannt; in früheren Jahren, heißt das. Aber er hat mit der Not des Lebens kämpfen müssen; und da wird manches hart, was bei uns andern weich geblieben ist. — Mitunter scheint's auch wohl nur so.'

„Als wir dann später zusammensaßen und ich auf die Fragen der Meinigen alles noch einmal erzählen mußte, was ich in meinen Briefen ihnen schon geschrieben hatte, kam auch Jenni wieder zu uns und setzte sich still an Gretes Seite.

„Abends nach herzlichem Zwiegespräch führte Hans mich in das Schlafzimmer im oberen Stockwerk. — Noch lange, nachdem er mich verlassen, lag ich wachend, aber in behaglichster Ruhe in meinen Kissen; denn die Nachtigallen schlugen überlaut in den Büschen des Gartens, auf den die Fenster hinausführten.

* * *

„Als ich erwachte, war mein Zimmer erhellt von dem Licht des Sommermorgens. Ein Gefühl von wachsender Gesundheit und Lebensfülle durchströmte mich, wie ich es kaum je empfunden. Ich kleidete mich an und öffnete die Fenster; der weite Rasen unten lag noch feucht von Tau, und der Duft der Rosen wehte mir frisch und morgenkühl entgegen. Meine Uhr zeigte auf sechs; es war noch eine Stunde bis zum gemeinsamen Frühstück. So sah ich mich denn noch einmal in dem Zimmer um, das, wie Grete mir neckend vertraut hatte, bis zu meiner Ankunft die Re-

sidenz meiner Räuberbraut gewesen sei. Und wirklich, in einem Schubfach des Toilettenspiegels, das ich aufzog, lag noch ein Flöckchen rosafarbener Seide, in das sich ein langes, glänzendschwarzes Haar so eigensinnig verfangen hatte, daß ich es kaum ohne Verletzung herauszulösen vermochte. Dann, als mir das gelungen, fand ich auf einem Hängebrettchen über dem Bette ein paar Bücher mit Jennis Namen, die ich zu durchblättern begann. Das erste war ein Album, wie man es bei jungen Mädchen findet, vollgeschrieben von allerlei Versen wenig ausgeprägten Inhalts. Dazwischen aber standen andere, wie Disteln zwischen unschuldigem Klee. Gleich das erste, das mir in die Augen fiel:

Ich bin eine Rose, pflück' mich geschwind;
Bloß liegen die Würzlein vor Regen und Wind.

Nein, geh' nur vorüber und laß du mich los;
Ich bin keine Blume, ich bin keine Ros'.

Wohl wehet mein Röcklein, wohl faßt mich der Wind;
Ich bin nur ein heimat- und mutterlos Kind.

„Die letzte Zeile war zwiefach unterstrichen; und desselben Sinnes fanden sich mehrere.

„Ich legte das Album fort und nahm das andere Buch. Ich erschrak fast. Es war Sealsfields ‚Pflanzerleben[1]'; der Teil, welcher die lebensvolle Erzählung von den Farbigen enthält, jenen anmutigen Kreaturen, denen der Verfasser kaum ein ganzes Menschentum zugesteht, die aber, nach seiner Schilderung, in ihrer verlockenden Schönheit die bösen Genien der eingewanderten Europäer sind. Auch in diesem Buche waren einzelne Stellen mit Bleistift angestrichen, so scharf mitunter, daß das Papier davon zerrissen war. Mir fiel das Gespräch ein, das ich vor vielen Jahren mit der kleinen Jenni über diesen Gegenstand gehabt hatte; auf alle die Dinge, welche damals ihre Phantasie so harmlos bewahrte, mußte jetzt ein scharfes, schmerzendes Licht gefallen sein.

[1] Unter dem Namen Charles Sealsfield gab der entflohene Priester Karl Anton Postl 1835—37 eine Sammlung „Lebensbilder aus beiden Hemisphären" heraus; ein Band heißt „Pflanzerleben und die Farbigen".

„Als ich aufstand und aus dem Fenster sah, ging sie unten auf dem breiten Kieswege des Gartens. Sie trug wie gestern ein weißes Kleid; ich habe sie in jenen Tagen nie anders als in weißen Kleidern gesehen.

„Einen Augenblick später war auch ich im Garten. Sie ging vor mir auf dem breiten Steig, der von der Terrasse aus um den Rasen führt; sie ging rasch wie in innerer Erregung und schwenkte ihren Strohhut an den seidenen Bändern. Ich blieb stehen und sah ihr nach. Als sie bald darauf zurückkam, ging ich ihr entgegen. ‚Verzeih', wenn ich dich störe', sagte ich; ‚ich habe die kleine Jenni nicht vergessen, aber ich bin ungeduldig, die große kennen zu lernen.'

„Sie sah mich rasch mit ihren schwarzen Augen an. ‚Das wird ein schlechter Tausch, Alfred!' erwiderte sie.

„‚Ich hoffe, gar keiner. Du hast dich gestern schon verraten; du bist noch ganz die alte, herzliche, heftige Jenni von vordem; mir war, als müßten sogar deine schwarzen Haare aus dem Knoten springen und sich wieder in kleinen, wilden Kinderlöckchen um deine Stirn kräuseln. Und' — fuhr ich fort — ‚laß mich es dir auch sagen, wie jene unwillkürliche Äußerung deiner Teilnahme mich bewegt hat.'

„‚Ich verstehe dich nicht', sagte sie.

„‚Nun, Jenni, was war es denn anders, das dir die Schale aus der Hand warf, als meine Mutter ihren Sohn empfing?'

„‚Das war keine Teilnahme, Alfred. Du hältst mich für besser, als ich bin.'

„‚Was war es denn?' fragte ich.

„‚Neid war es', sagte sie hart.

„‚Was sprichst du da, Jenni?'

„Sie antwortete nicht; aber während wir nebeneinander hergingen, sah ich, wie ihre blitzenden Zähne sich in die rote Lippe gruben. Dann brach es hervor. ‚Ach!' rief sie; ‚du verstehst das nicht; du hast noch keine Mutter verloren, und — o, eine Mutter, die noch immer lebt! — Daß ich einmal ihr Kind gewesen, mir schwindelt, wenn ich daran denke; denn es liegt tief im Abgrund unter mir.

Immer vergebens und immer wieder ringe ich, ihr schönes Antlitz aus der trüben Vergessenheit heraufzubeschwören. Nur ihre zärtliche Gestalt sehe ich noch an meinem Kinderbettchen knieen; ein seltsames Lied summt sie und blickt mich mit weichen, sammetschwarzen Augen an, bis unwiderstehlich mich der Schlaf befällt.'

„Sie schwieg. Als wir uns wieder dem Hause zugewandt hatten, sah ich meine Schwägerin auf der Terrasse, die mit dem Schnupftuch nach uns winkte. Ich faßte die Hand des Mädchens. ‚Glaubst du mich noch zu kennen, Jenni?' fragte ich.

„‚Ja, Alfred; und mir ist das wie ein Glück.'

„Als wir die Terrasse betraten, drohte Grete uns lächelnd mit dem Finger. ‚Wenn ihr noch Bedürfnis nach irdischer Speise habt', sagte sie, ‚so kommt jetzt an den Teetisch!' — Damit trieb sie uns in den Saal, wo wir schon unsere Mutter mit ihrem ältesten Sohne im Gespräch fanden. Und in dieser freundlichen Umgebung schwanden bald die Schatten, die noch eben tief genug auf diesem jungen Antlitz lagen; oder sie traten wenigstens von der Oberfläche unsichtbar in ihr Inneres zurück.

„Am Nachmittag fand ich Gelegenheit, mit Jenni unserer gemeinsamen Kindergeschichten zu gedenken, und sie lachte wieder hell und herzlich. Ein paarmal suchte ich das Gespräch von meiner Mutter auf die ihrige zu bringen, aber sie schwieg entweder plötzlich oder redete von anderen Dingen.

„Später, als die Sonnenhitze abgenommen, rief mein Bruder uns und seine Frau zum Federballspiel auf den großen Rasen. Es gehörte zu seiner Sonntagsunterhaltung, und er hielt streng darauf, daß es nicht versäumt wurde. Für unsere Mutter ließ er einen Polsterstuhl auf die Terrasse tragen, von wo aus sie dem Spiele zusah.

„Hier war Jenni in ihrem Elemente. Mit den großen, rasch blickenden Augen verfolgte sie den Ball, und ebenso leicht, bald rückwärts, bald zur Seite weichend, flogen ihre Füße über den Rasen. Dann im rechten Augenblick schwang sie mit ihrer kleinen Hand den Ketscher und schlug

das herabschießende Federspiel, daß es geflügelt in die Luft zurückstieg. Einmal auch, wie hingerissen in der Aufregung des Spiels, warf sie den Ketscher von sich und unter dem lauten Ruf: ‚Wie er fliegt! Ihm nach, ihm nach!‘ flog sie selbst, mit den Fingern wie zum Gruß in die Luft schnalzend, über den Boden dahin. — Oder wenn sie sich bückte und den Ball aufnahm, oder wenn er, von der kräftigen Hand meines Bruders getroffen, einmal über sie hinflog, — man mußte es sehen, wie sie dann den Kopf mit dem schweren, glänzenden Haar zurückwarf und wie leicht und rasch diese biegsamen Hüften der Wendung des schönen Kopfes folgten. Ich konnte die Augen nicht von ihr wenden; in diesen kräftigen und doch so anmutigen Bewegungen war etwas, das unwillkürlich an die Ursprünglichkeit der Wildnis erinnerte. Auch meine gute Schwägerin schien ganz davon hingerissen. Während Jenni den fliegenden Ball verfolgte, kam sie auf mich zugelaufen und flüsterte: ‚Du siehst sie doch, Alfred? Du hast doch die Augen offen?‘ Und als ich erwiderte: ‚Ach, nur zu sehr, Grete!‘ sah sie mich mit ihrem schwesterlichsten Lächeln an und sagte heimlich: ‚Ich gönne sie nur einem; hörst du, nur einem einzigen auf der Welt!‘

„Dann aber rief uns meine Mutter und sagte: ‚Es ist genug, Kinder!‘ Und Jenni kniete vor ihr, und die alte Frau streichelte ihr die heißen Wangen und nannte sie ihr ‚goldnes Herz‘.

„Später, nach dem Abendessen, da schon die große Lampe brannte und nachdem meine Mutter sich zur Ruhe begeben, saß ich mit den beiden jungen Frauen in einem dämmerigen Winkel des Saales auf dem Eckdivan. Mein Bruder war in sein Zimmer gegangen, um noch einige Geschäfte zu besorgen. Die Türflügel nach der Terrasse standen offen und ließen der Abendkühle freien Zugang; wir konnten von unserm Sitze aus über den dunkeln Baumgruppen die Sterne in dem tiefblauen Nachthimmel sehen.

„Grete und Jenni versenkten sich in ihre Pensionserinnerungen; sie plauderten lebhaft, ich brauchte nur zuzuhören. So saßen wir lange Zeit. Als aber Grete aus-

rief: ‚Das war doch eine glückliche Zeit!‘ senkte Jenni schweigend den Kopf; so tief, daß ich auf den Scheitel ihres glänzenden Haares sah.

„Dann stand sie auf und ging nach der offenen Gartentür, wo sie auf der Schwelle stehenblieb; und da in diesem Augenblick mein Bruder seine Frau zu sich ins Nebenzimmer rief, so trat ich zu ihr. Draußen hatte indes die Mondnacht den Garten in ihren weichen Duft gehüllt; hie und da auf dem Rasen leuchtete eine Rose aus der Dämmerung hervor, deren Kelch dem Strahle des eben aufgehenden Lichtes zugewendet war. Jenseit des Bosketts sah man einen Teil der hohen Laubwände des Lusthains in bläulicher Beleuchtung, während die hineinführenden Gänge schwarz und geheimnisvoll dazwischen standen. Weder Jenni noch ich versuchten ein Gespräch, aber es war mir süß, so schweigend neben ihr zu stehen und in die ahnungsreiche Nacht hinauszublicken.

„Nur einmal sagte ich: ‚Eines vermisse ich noch an dir; wo sind denn deine schönen Teufeleien geblieben?‘

„Und sie erwiderte: ‚Ja, Alfred‘ — und an ihrer Stimme hörte ich, daß sie lächelte — ‚wenn wir die Tante Josephine hier hätten! Vielleicht‘ — setzte sie plötzlich ernst hinzu — ‚gebrauche ich meine Gedanken anderswie.‘

„Ich antwortete nicht darauf. Wie gestern schlugen fern und nah die Nachtigallen; wenn sie schwiegen, war es so still, daß ich meinte, von den Sternen herab den Tau auf die Rosen fallen zu hören. Wie lange das gedauert, weiß ich nicht. Plötzlich aber richtete Jenni sich auf und sagte: ‚Gute Nacht, Alfred!‘ und reichte mir die Hand.

„Ich hätte sie gern zurückgehalten; aber ich sagte nur: ‚Gib mir noch einmal die Hand! — Nein, hier in meine linke!‘

„‚Da hast du sie. Weshalb denn aber in die linke?‘

„‚Weshalb, Jenni? — Die brauche ich den andern nicht zu geben.‘

„Und fort war sie; und in den Büschen schlugen noch immerzu die Nachtigallen.

* * *

„Die Perlenschnur dieser Tage wurde unterbrochen; der nächste wenigstens war ohne Glanz für mich; denn — und so stand es schon mit mir — Jenni war fort; wie sie gesagt hatte, um einen längst bestimmten Besuch auf einem Nachbargute zu machen. Sie war frühmorgens mit der Post gefahren, die auf dem Wege nach hier dort, wie auch an dem Gute meines Bruders, vorbeifährt; ihre Rückkunft war erst spät abends zu erwarten.

„Den Vormittag hatte ich auf dem Zimmer meiner Mutter in stillem Austausch von Gedanken und Zukunftsplänen zugebracht; am Nachmittag war ich mit meinem Bruder auf die Felder, nach seinen Wiesen, Heiden und Mergelgruben gegangen; dann hatte Grete mir ihre lustige Verlobungsgeschichte erzählt; aber je mehr der Abend dunkelte, desto mehr verlor ich die Ruhe, den Worten meiner Freunde zuzuhören. — Als meine Mutter in ihr Schlafzimmer gegangen war, lehnte ich in der offenen Gartentür, wo ich gestern neben Jenni gestanden hatte; und wieder sah ich über den Rasen weg jenseit des Bosketts die ferne Buchenwand des Lusthains in dem bläulichen Duft der Mondscheinbeleuchtung. Durch Zufall war ich immer noch nicht hineingekommen; jetzt aber lockten mich noch mehr als gestern die tiefen Schatten, durch welche sich die Eingänge kenntlich machten. Mir war, als müsse in jenem Labyrinth von Laub und Schatten das süßeste Geheimnis der Sommernacht verborgen sein. Ich sah in den Saal zurück, ob mich jemand bemerkte; dann stieg ich leise von der Terrasse in den Garten hinab. Der Mond war eben hinter den Kronen der Eichen und Kastanien heraufgestiegen, welche denselben nach Osten hin begrenzen. Ich ging an dieser Seite, die noch ganz im Schatten lag, um den Rasen; eine Rose, die ich im Vorübergehen brach, war schon feucht von Tau. Dem Hause gegenüber gelangte ich in das Boskett. Breite Steige schlangen sich scheinbar regellos zwischen Gebüschen und kleineren Rasenpartien; hier und dort leuchtete noch ein Jasmin mit seinen weißen Blüten aus dem Dunkel. Nach einer Weile trat ich auf einen sehr breiten, quer vor mir

liegenden Weg hinaus, jenseit dessen sich majestätisch und hell vom Mond beleuchtet die Laubwände der alten Gartenkunst erhoben. Ich stand einen Augenblick und sah daran empor; ich konnte jedes Blatt erkennen; mitunter schwirrte über mir ein großer Käfer oder ein Schmetterling aus dem Laubgewirr in die lichte Nacht hinaus. Mir gegenüber führte ein Gang in das Innere; ob es derselbe war, dessen Dunkel mich zuvor von der Terrasse aus gelockt, konnte ich nicht entscheiden; denn das Gebüsch verwehrte mir den Rückblick nach dem Herrenhause.

„Auf diesen Steigen, die ich nun betrat, war eine Einsamkeit, die mich auf Augenblicke mit einer traumhaften Angst erfüllte, als würde ich den Rückweg nicht zu finden wissen. Die Laubwände an beiden Seiten standen so dicht und waren so hoch, daß ich nur wie abgeschnitten ein Stückchen Himmel über mir erblickte. Wenn ich, wo sich zwei Gänge kreuzten, auf einen etwas freieren Platz gelangte, so war mir immer, als müsse aus dem Schatten des gegenüberliegenden Ganges eine gepuderte Schöne in Reifrock und Kontusche[1] am Arm eines Stutzers von anno 1750 in den Mondschein heraustreten. Aber es blieb alles still; nur mitunter hauchte die Nachtluft wie ein Atemzug durch die Blätter.

„Nach einigen Kreuz- und Quergängen befand ich mich an dem Rande eines Wassers, das von meinem Standort aus etwa hundert Schritte lang und vielleicht halb so breit sein mochte, und von den es an allen Seiten umgebenden Laubwänden nur durch einen breiten Steig und einzelne am Ufer stehende Bäume getrennt war. Weiße Teichrosen schimmerten überall auf der schwarzen Tiefe; zwischen ihnen aber in der Mitte des Bassins auf einem Postamente, das sich nur eben über dem Wasser erhob, stand einsam und schweigend das Marmorbild der Venus. Eine lautlose Stille war an diesem Platze. Ich ging an den Ufern entlang, bis ich dem Kunstwerke so nahe als möglich gegenüberstand. Es war offenbar eine der schön-

[1] Ein mantelartiger Frauenüberwurf.

sten Statuen aus der Zeit Louis quinze. Den einen der nackten Füße hatte sie ausgestreckt, so daß er wie zum Hinabtauchen in die Flut nur eben über dem Wasser schwebte; die eine Hand stützte sich auf ein Felsstück, während die andere das schon gelöste Gewand über der Brust zusammenhielt. Das Antlitz vermochte ich von hier aus nicht zu sehen; denn sie hatte den Kopf zurückgewandt, als wolle sie sich vor unberufenen Lauschern sichern, ehe sie den enthüllten Leib den Wellen anvertraue.

„Der Ausdruck der Bewegung war von so täuschendem Leben und dabei, während sich der untere Teil der Gestalt im Schatten befand, spielte das Mondlicht so weich und leuchtend um die marmorne Schulter, daß mir in der Tat war, als hätte ich mich in das Innerste eines verbotenen Heiligtums eingeschlichen. Hinter mir an der Laubwand stand eine Holzbank. Von hier aus betrachtete ich noch lange das schöne Bild; und — ich weiß nicht, war es nur die Stimmung, in die ich durch den Anblick der Schönheit versetzt wurde, ich mußte im Hinschauen immer an Jenni denken.

„Endlich stand ich auf und irrte wiederum aufs Geratewohl eine Zeitlang in den dunkeln Gängen umher. Unweit des Teiches, den ich eben verlassen, fand ich an einem mit niedrigem Gebüsch bewachsenen Platze auf marmornem Sockel noch den Überrest einer zweiten Statue. Es war ein muskulöser Männerfuß, der sehr wohl einem Polyphem gehört haben konnte; und so hatte der Vetter Philologe vielleicht nicht Unrecht, der jenes Marmorbild für eine Galatea erklärt haben sollte, die vor der Eifersucht des ungeschlachten Göttersohns ins Meer entflieht[1].

„Der Kunstmensch wurde in mir lebendig. Ob Galatea oder Venus — es reizte mich, selbst diese Frage zu entscheiden; und so wollte ich noch einmal zurück, um

[1] Die späten Sagen des Altertums erzählen von dem vergeblichen Liebeswerben des ungeschlachten Riesen Polyphem um die Meeresgottheit Galatea. Von seiner furchtbaren Eifersucht singt der römische Dichter Ovid. Polyphem gilt als Sohn des Meeresgottes Poseidon und der Nymphe Thoosa.

weniger träumerisch als vorhin zu betrachten. Aber so manchen Weg ich einschlug, es wollte mir nicht gelingen, den Teich wieder zu erreichen; endlich, da ich aus einem Seitenweg in einen breiten Laubgang einbog, sah ich am Ende desselben das Wasser glitzern, und bald meinte ich auch an derselben Stelle zu stehen, wo ich das erstemal an das Ufer getreten war. Es war seltsam, daß ich den Ort so hatte verfehlen können. Aber ich traute meinen Augen kaum; dort in der Mitte erhob sich zwar noch das Postament über dem Wasser; auch die Teichrosen schimmerten nach wie vor auf der schwarzen Tiefe; aber das Marmorbild, das dort gestanden, war verschwunden. Ich begriff das nicht und starrte eine ganze Weile nach dem leeren Fleck. Als ich der Länge nach über den Teich hinblickte, sah ich drüben am jenseitigen Ufer im Schatten der hohen Baumwand eine weiße Frauengestalt. Sie lehnte an einem Baume, der neben dem Wasser stand, und schien in die Tiefe hinabzublicken. Und jetzt mußte sie sich bewegt haben; denn, während sie noch eben ganz im Schatten gewesen, spielte nun das Mondlicht auf ihrem weißen Gewande. — Was war das? Machten die alten Götter die Runde? Es war wohl eine Nacht dazu. Im Wasser zwischen den weißen Blumen spiegelten sich die Sterne; im Laube rieselte der Tau von Blatt zu Blatt; mitunter von den am Ufer stehenden Bäumen fiel ein Tropfen in den Teich, daß es einen leisen Klang gab; vom Garten her, wie aus weiter Ferne, schlug die Nachtigall. Ich ging an der Schattenseite um den Teich herum. Als ich mich näherte, erhob die Gestalt den Kopf, und Jennis schönes, blasses Antlitz wandte sich mir entgegen; es war so hell vom Mond beleuchtet, daß ich den bläulichen Schmelz der Zähne zwischen den roten Lippen schimmern sah.

„‚Du bist es, Jenni!‘ rief ich.

„‚Ich, Alfred!‘ erwiderte sie und trat mir entgegen.

„‚Wie bist du hierher gekommen?‘

„‚Hinten am Eingange des Parks bin ich abgestiegen.‘

„‚Ich dachte‘, sagte ich leise, ‚es sei die Göttin, die dort vom Postament herabgestiegen ist.‘

„‚Die ist wohl seit lange herabgestiegen, oder vielleicht herabgestürzt; ich habe sie niemals dort gesehen.‘

„‚Aber ich sah sie noch vor einer Viertelstunde!‘

„Sie schüttelte den Kopf. ‚Du bist drüben an dem andern Teiche gewesen; dort wird das Marmorbild auch jetzt noch stehen. Hier sind keine Götter, Alfred; hier ist nur ein armes, hülfsbedürftiges Menschenkind.‘

„‚Du, Jenni, hülfsbedürftig?‘

„Sie nickte heftig.

„‚Wenn du, wie du mir gestern sagtest, mich wirklich noch zu kennen glaubst, so sprich es aus; was ist es, dessen du bedarfst?‘

„‚Geld‘, sagte sie.

„‚Du, Geld, Jenni!‘ Und ich betrachtete erstaunt dieses Kind des Reichtums.

„‚Frage mich nicht, wozu‘, erwiderte sie; ‚du wirst es bald erfahren.‘ Dann zog sie ihr Schnupftuch aus der Tasche und nahm daraus einen Schmuck, an dem ich grüne Steine in künstlicher Fassung funkeln sah, als sie ihn jetzt in den Mondschein hinaushielt. ‚Ich habe keine Gelegenheit, ihn zu verkaufen‘, sagte sie; ‚willst du es morgen für mich versuchen?‘ und als ich einen Augenblick zögerte, setzte sie rasch hinzu: ‚Es ist nichts Geschenktes oder gar Ererbtes; ich habe ihn einst für mein Taschengeld gekauft.‘

„‚Aber, Jenni‘, konnte ich nicht unterlassen ihr zu sagen, ‚weshalb wendest du dich nicht an deinen Vater?‘

„Sie schüttelte den Kopf.

„‚Ich dächte‘, fuhr ich fort, ‚er sorgte reichlich für dich.‘

„‚Ja, Alfred; er zahlt für mich — reichlich!‘ Und während die bitterste Erregung aus ihrer Stimme klang, setzte sie hinzu: ‚Ich kann den Mann nicht bitten.‘

„Sie trat einen Schritt zurück und setzte sich auf die Bank, die hinter uns an der Laubwand stand. Dann ließ sie den Kopf in beide Hände sinken.

„‚Ist es denn ganz notwendig?‘ fragte ich.

„Sie sah zu mir empor und sagte fast andächtig: ‚Ich muß eine heilige Pflicht damit erfüllen.‘

„‚Und es gibt keinen andern Ausweg?‘

„‚Ich weiß keinen.‘

„‚So gib mir den Schmuck.‘

„Sie tat es, und ich nahm ihn mit innerem Widerstreben. — Jenni hatte sich schweigend zurückgelehnt; ein Streif des Mondlichts beleuchtete die schmale Hand, die in ihrem Schoße lag, und ich sah wieder, wie vor Jahren, die kleinen dunkeln Monde an ihren Nägeln. Ich weiß nicht, weshalb ich darüber fast erschrak, so daß meine Augen wie gebannt waren. Als Jenni es bemerkte, zog sie die Hand leise in den Schatten zurück. ‚Ich habe noch eine Bitte, Alfred!‘ sagte sie.

„‚Sprich nur, Jenni!‘

„Sie neigte den Kopf ein wenig. ‚Ich habe dir vor Jahren‘, begann sie, ‚da wir als Kinder voneinander Abschied nahmen, einen kleinen Ring gegeben. Erinnerst du dich dessen noch?‘

„‚Wie kannst du daran zweifeln?‘

„‚Wenn du dieses wertlose Kleinod‘, fuhr sie fort, ‚wenn du es so viel geachtet hättest, daß du es noch besitzest, dann bitte ich dich, gib es mir zurück!‘

„‚Wenn du es zurückverlangst‘, erwiderte ich, nicht ohne einen Anflug von Gereiztheit, ‚so habe ich kein Recht, es ferner zu besitzen.‘

„‚Du mißverstehst mich, Alfred!‘ rief sie; ‚ach, es ist das einzige Angedenken von meiner Mutter!‘

„Ich hatte schon das Bändchen mit dem Ringe unter meinem Halstuche hervorgezogen. ‚Hier ist er, Jenni; aber — verzeih‘ mir, es tut mir dennoch weh!‘

„Sie war aufgestanden. Ich sah, wie eine leichte Röte über ihr schönes Gesicht flog; dann aber, wie aus unwillkürlichem Antrieb, streckte sie die Hand nach dem Ringe und erfaßte ihn. Ich konnte mich nicht überwinden, ihn hinzugeben; ich hielt ihn fest. ‚Vor kurzem‘, sagte ich, ‚war er mir nichts als eine Erinnerung an die anmutige Gespielin aus der Kinderzeit. — Nun ist es anders geworden; mit jedem Tage mehr, den ich hier gelebt.‘

„Aber ich schwieg; denn sie sah mich an, als hätte ich

ihr ein tiefes Leid getan. ‚Sprich nicht so zu mir, Alfred‘, sagte sie.

„Ich achtete dieser Worte nicht; ich ergriff ihre Hand, die sie ruhig in der meinen ließ. ‚Nimm den Ring, Jenni‘, sagte ich, ‚aber gib mir deine Hand dafür!‘

„Sie schüttelte langsam den Kopf. ‚Die Hand einer Farbigen‘, sagte sie tonlos.

„‚Deine Hand, Jenni. Was kümmert uns das übrige!‘

„Sie stand, ohne sich zu regen; nur an dem Zittern der Hand, die noch immer in der meinen lag, fühlte ich, daß sie lebe. ‚Ich weiß wohl, daß wir schön sind‘, sagte sie dann, ‚verlockend schön wie die Sünde, die unser Ursprung ist. Aber, Alfred — ich will dich nicht verlocken.‘

„Und dennoch, als ich schweigend die Arme nach ihr ausbreitete, da lag sie plötzlich an meiner Brust und hatte ihre Hände fest um meinen Nacken geschlossen. Sie sah zu mir empor; ihre großen, glänzenden Augen waren wie ein Abgrund unter mir. ‚Ja, Jenni‘, und mir war, als wehe ein Schauer von den Bäumen durch mich hin, ‚du bist betörend schön; sie war nicht schöner, die dämonische Göttin, die einst der Menschen Herz verwirrte, daß sie alles vergaßen, was sie einst geliebt! Vielleicht bist du es dennoch selbst und gehst nur um in dieser seligen Nacht, um die zu beglücken, die noch an dich glauben. — — Nein, reiße dich nicht los; ich weiß es ja, du bist ein Erdenkind wie ich, machtlos gefangen in deinem eignen Zauber; und wie der Nachthauch durch die Blätter weht — spurlos, so wirst auch du vergehen. — Aber schilt nicht die geheimnisvolle Macht, die uns einander in die Arme warf. Wenn wir auch willenlos das Fundament unserer Zukunft hier empfangen mußten — der Bau, den es einstens tragen soll, liegt doch in unserer Hand.‘

„Ich löste ihre Hände sanft von meinem Nacken und legte den Arm um ihren Leib. Dann riß ich das Bändchen von dem Ringe und steckte ihn an ihren Finger. Sie lehnte sich an mich wie ein beruhigtes Kind und ließ sich still von mir hinwegführen. — Als wir nach einiger Zeit

an den andern Teich gelangten, stand wirklich noch das Bild der Venus zwischen den weißen Wasserrosen, und ich wußte es nun gewiß, daß ich ein irdisches Weib in meinen Armen hatte.

„Zögernd, aber endlich dennoch traten wir aus den entlegenen Schattengängen in das Boskett, und aus dem Boskett dem Hause gegenüber ins Freie. Über den Rasen weg durch die offenen Flügeltüren sahen wir drinnen in dem erhellten Saal meinen Bruder mit seiner Frau wie im traulichen Gespräche auf und ab gehen.

„Jenni bückte sich und war, ehe ich mich dessen versah, aus meinem Arm entschlüpft; aber ebenso schnell hatte sie auch meine Hand wieder erfaßt. ‚Tue, was du mir versprochen, Alfred‘, sagte sie; ‚und alles andere‘, setzte sie kaum hörbar hinzu, — ‚vergiß!‘

„Und als hierauf Grete in die offene Tür trat und in die Nacht hinausrief: ‚Jenni, Alfred, seid ihr's denn?‘ da bat sie dringend: ‚Sprich nicht davon; auch nicht zu deiner Mutter; wir dürfen sie nicht betrüben.‘

„‚Aber ich verstehe dich nicht, Jenni.‘

„Sie drückte nur heftig meine Hand. Dann verließ sie mich und stand gleich darauf bei Grete auf der Terrasse, die uns, als wir in den hellen Saal getreten waren, eines um das andere mit schweigendem Kopfschütteln betrachtete.

* * *

„Am andern Morgen früh ritt ich in die Stadt, um mein Versprechen zu erfüllen. Dort ließ ich von zwei verschiedenen Juwelieren den Wert des Schmuckes schätzen. Er war hoch; aber meine Kasse war damals gerade gefüllt. So konnte ich selbst den Schmuck für Jenni aufheben, und wechselte von meiner mitgenommenen Barschaft eine Rolle Goldes ein, die dem angegebenen Werte entsprach. — Als das besorgt war, ging ich noch eine Weile an dem schönen Hafen auf und ab. Draußen auf der Reede, ganz fern im Sonnenduft, sah ich ein großes Schiff liegen; eine Brigg, wie mir ein Matrose sagte, segelfertig nach Westindien. —

„‚Nach ihrer Heimat!‘ dachte ich; und dann übernahm mich das Denken an sie so sehr und ließ mir keine Ruhe, als bis ich wieder auf dem Heimwege war.

„Kurz vor Mittag trat ich in den Gartensaal. Es war niemand dort; aber von der Tür aus sah ich in einiger Entfernung Jenni mit einem hageren, ältlichen Herrn im Garten stehen. Gleich darauf bot er ihr mit einer gewissen Förmlichkeit den Arm und führte sie dem Hause zu. Als sie näher kamen, sah ich, daß der Mann fast weißes Haar hatte; aber aus dem sehr dunkeln Antlitz blickten zwei scharfe, herrische Augen, und die kurzen Bewegungen seines Kopfes zeugten davon, daß er gewohnt sei zu befehlen. Das weiße Halstuch und die große Brillantnadel in dem gekrausten Jabot gehörten wie selbstverständlich zu dieser Gestalt. Ich wußte auch sofort, daß es Jennis Vater sei, der reiche Pflanzer, mein Onkel von Vetters wegen, den ich bis jetzt noch nie gesehen hatte; aber so, wie er war, entsprach er wohl noch meiner Knabenphantasie. Und jetzt hörte ich auch seine fremdklingende Stimme; er sprach in abgestoßenen Worten, die ich nicht verstand, zu seiner Tochter; sie schien nur zuzuhören.

„Da ich mich nicht vorbereitet fühlte, ihm jetzt entgegenzutreten, so verließ ich, ehe die beiden die Terrasse erreicht hatten, den Saal, und ging in das Oberhaus hinauf. Die Tür zu Jennis Zimmer stand offen. Ich ging hinein und legte unserer Verabredung gemäß den Erlös des Schmuckes in einen Wandschrank, der sich oberhalb der Tür befand. Dann ging ich in mein eigenes Zimmer und warf mich dort aufgeregt und doch ermüdet auf das Sofa.

„Es mochten kaum einige Minuten vergangen sein, als ich von der Treppe her Schritte vernahm und bald darauf zwei Personen in das große, neben dem meinigen liegende Zimmer treten hörte. Eine von meinem Zimmer da hineinführende Tür befand sich meinem Sitze gegenüber. Sie war zwar jetzt verschlossen; aber sie hatte ein Fenster, das von der andern Seite mit einer weißen Gardine dicht verhangen war.

„An der Stimme erkannte ich, daß Jenni und ihr Vater die Eingetretenen seien, obwohl ich, da sie sich am andern Ende des Zimmers befinden mochten, von ihrer Unterhaltung nichts verstand. Als sie sich dann näherten, wollte ich mich leise entfernen; aber die ersten Worte, die mit Deutlichkeit mein Ohr trafen, bewirkten, daß ich regungslos und alles andere vergessend auf meinem Sitze blieb.

„‚Du konntest dort nicht bleiben!‘ hörte ich den Vater in der schon vorhin bemerkten abgestoßenen Redeweise sagen.

„‚Weshalb nicht?‘ fragte Jenni.

„Ich hörte ihn jetzt ein paarmal langsam auf und ab gehen. Dann stand er still. ‚Du magst es hören‘, sagte er, ‚weil du mich zwingst, es zu sagen. Du hättest bei der Abstammung deiner Mutter niemals die Gesellschaft deines Vaters teilen können.‘

„‚Und bei meiner eignen‘, setzte Jenni hinzu. ‚Ich weiß das.‘

„‚Du weißt das? Wer hat dir diese Dinge gesagt?‘

„‚Niemand; ich habe sie gelesen.‘

„‚Nun, dann weißt du auch, weshalb ich dich nach Europa schicken mußte. Ich meine, du hättest mir das danken sollen.‘

„‚Ja‘, sagte sie, ‚so wie ich dir mein Leben danke.‘

„Der Vater erwiderte hierauf nichts; aber es wurde ein Fensterflügel aufgestoßen, und an dem Geräusch bemerkte ich, wie er den Kopf in die freie Luft steckte und mit großer Erregung sich räusperte. — Jenni hatte sich mit dem Rücken gegen die Tür gelehnt, welche die beiden Zimmer trennte. Ich sah durch das verhängte Fenster den Schatten ihres Kopfes und hörte das Rauschen ihres Kleides.

„Nach einiger Zeit schien ihr Vater in die Stube zurückgetreten zu sein. ‚Ich habe‘, begann er wieder, ‚für dich getan, was ich vermochte. Du hast freilich niemals einen Wunsch gegen mich ausgesprochen; aber ich wüßte auch nicht, was du noch zu wünschen gehabt hättest.‘

„Sie erhob sich und trat ihm langsam einen Schritt entgegen. ‚Wo ist meine Mutter?‘ fragte sie.

„‚Deine Mutter, Jenni!“ rief der Mann, als habe er eher alles andere als eine Frage nach dieser Frau erwartet. ‚Du weißt es ja, sie lebt; es wird für sie gesorgt.‘

„‚Und‘, fuhr das Mädchen unerbittlich fort, ‚da nun dein großes, neues Haus fertig und eingerichtet ist, hast du schon Anstalten getroffen, daß sie herüber komme, um wieder mit uns zu leben?‘

„Ich hörte, wie er ein paarmal mit starken Schritten in dem großen Zimmer auf und ab ging. Dann trat er wieder zu seiner Tochter. ‚Du bist ein Kind, Jenni‘, sagte er mit gedämpfter Stimme; aber die Worte klangen dennoch scharf akzentuiert. ‚Du kennst die Verhältnisse drüben in deinem Geburtslande nicht; du sollst sie auch nicht kennenlernen.‘ Und als überkomme ihn, den alten Kaufherrn, plötzlich der Zauber der Erinnerung, fuhr er fort: ‚Sie war unglaublich schön, jene Frau; unglaublich! — wenn sie sich in ihrer Hängematte schaukelte, in ihren weißen Gewändern zwischen den grünen, breiten Blättern der Mangrove, unten die Bai im Sonnenglanz, darüber der stahlblaue Tropenhimmel; wenn sie mit ihren Vögeln spielte oder die goldnen Bälle lachend in die Luft warf! — Aber man durfte sie nicht reden hören; der schöne Mund stümperte in der gebrochenen Sprache der Neger; es war das Geplapper eines Kindes. — Jene Frau, Jenni, war keine Gesellschafterin für dich, wenn du das werden solltest, was du geworden bist.‘

„Sie hatte sich wieder an die Tür gelehnt. ‚Und dafür‘, sagte sie, ‚hast du der Mutter das Kind genommen. — Sie schrie; o, sie schrie, als du mich aus ihren Armen nahmst und über das Brett ins Schiff hinübertrugst. Und das war der letzte Laut, den ich von meiner Mutter hörte. — Ich hatte es lange vergessen; denn ich war ein gedankenloses Kind. Gott verzeihe mir das! — Aber jetzt höre ich es alle Nächte vor meinen Ohren. Wer gab dir das Recht, meine Zukunft mit dem Elend meiner Mutter zu

bezahlen!' Und ich sah durch die Gardine, wie sie sich hoch aufrichtete bei diesen Worten.

„Der Vater schien ihre Hand zu fassen. ‚Besinne dich, Jenni', sagte er, ‚ich hatte nur die Wahl zwischen dir und ihr; — aber du warst mein Kind.'

„Der weiche, fast zärtliche Ton, worin er die letzten Worte sprach, schien ohne Eindruck auf die Tochter zu bleiben. ‚Du hast mir meine Frage nicht beantwortet', sagte sie; ‚der Preis, den du gezahlt hast, war nicht dein und auch nicht mein; er muß zurückerstattet werden, soweit es jetzt noch möglich ist. Antworte mir, ja oder nein, wird meine Mutter in dem neuen Hause mit uns wohnen?'

„‚Nein, Jenni; das ist unmöglich.'

„Auf diese Worte folgte eine lautlose Stille. Was in diesen Augenblicken in dem Innern des Mädchens vorging, was davon etwa in dem Ausdruck ihrer Geberde oder sonstwie zutage trat, konnte ich nicht bemerken.

„‚Ich habe noch eine Bitte', sagte sie endlich.

„‚Sprich nur, Jenni', erwiderte der Vater hastig; ‚sprich nur; alles, was sonst in meinen Kräften steht!'

„‚So bitte ich', fuhr sie fort, ‚um die Erlaubnis, während deines Aufenthaltes in Pyrmont bei unsern Freunden hier zurückzubleiben.'

„Er schwieg einen Augenblick. ‚Wenn du', sagte er dann, ‚es nicht für passender findest, deinen Vater zu begleiten, so wüßte ich nichts dagegen einzuwenden.'

„Sie antwortete nicht darauf; sie fragte nur: ‚Darf ich mich jetzt entfernen?'

„‚Wenn du mir nichts mehr zu sagen hast; ich werde mit hinabgehen.'

„Darauf wurde die Tür geöffnet, und ich hörte, wie ihre Schritte sich draußen auf dem Korridor nach der Treppe zu entfernten. — Ich blieb auf meinem Zimmer, bis ich zum Mittagsessen herabgerufen wurde.

„Jennis Vater, als mein Bruder mich ihm vorstellte, maß mich mit seinen raschen Augen, so daß ich fühlte, es werde meine Person im Überschlage abgeschätzt. Dann fragte er nach meinen Studien und Reisen, und ob ich

Gelegenheit fände, meine Kenntnisse in der Heimat zu verwerten. Das alles geschah in einer Art, die einem Examen nicht unähnlich war. Zuletzt wurde ich höflich eingeladen, über das neuerbaute Haus mein sachverständiges Urteil abzugeben, sobald er von seiner Badereise zurück sein werde. — Von dem, was kurz vorher zwischen ihm und seiner Tochter geschehen, war bei dem förmlichen Wesen des Mannes nicht's zu spüren.

„Bei Tische saß er neben meiner Mutter und unterhielt sie in aufmerksamster Weise; als diese das Gespräch auf eine gemeinsam verlebte Jugendzeit brachte, verstand er es sogar, zu scherzen. Er erinnerte seine Nachbarin an verschiedene Bälle, auf denen sie in dem Harmoniesaale ihrer Vaterstadt getanzt, und an das lebensgroße Bild eines kleinen, wohlbeleibten Amors, das dort an der Tapete gewesen. ‚Die jungen Damen‘, sagte er, ‚hatten solche Scheu davor, daß es dort immer eine Lücke in der Tanzreihe gab.‘

„‚Und Sie, Herr Vetter‘, erwiderte meine Mutter, ‚waren recht darauf versessen, Ihre Dame immer wieder vor das verfemte Götterbild zu führen.‘

„Er verneigte sich galant gegen sie. ‚Ich wußte ja, Frau Kusine,‘ sagte er, ‚daß Sie mir gegenüber den Amor nicht zu scheuen hatten.‘

„Ich sah, wie bei diesen Worten ein zartes Rot das noch immer anmutige Gesicht meiner Mutter überflog; und unwillkürlich dachte ich, ob, wie jetzt ihre Kinder, so vielleicht auch sie in vergangenen Tagen einmal durch gegenseitige Neigung zueinander gezogen gewesen. Auch Jenni, die bisher ohne Zeichen der Teilnahme und kaum die Speisen berührend dagesessen, blickte bei diesen Worten auf; vielleicht hatte sie ihren Vater noch nie über so heitere Dinge reden hören. Dieser selbst richtete über Tisch kein Wort an seine Tochter, sondern sprach wieder über allerlei Verkehrsverhältnisse mit meinem Bruder. Später aber, beim Kaffee, hörte ich ihn zu meiner Mutter sagen: ‚Jenni wird durch die Güte Ihrer Kinder nun noch eine Zeitlang hier verweilen; ich reise morgen allein wei-

ter. Wir kennen uns seit langen Jahren, Frau Kusine; wenn es die Gelegenheit gibt — erzählen Sie ihr von jenen Tagen. — Sie soll in nächster Zeit mit dem alten Manne leben; es wäre vielleicht gut, wenn sie vorher den jungen etwas kennenlernte.' Und indem er seiner Jugendgenossin die Hand drückte, fügte er aufstehend hinzu: ‚Sie tun mir damit einen Dienst, Kusine.'

„Der Tag ging hin, ohne daß es mir gelang, Jenni allein zu treffen; sie vermied es sichtlich.

„Auch Grete war meist draußen in ihrer Wirtschaft. — Am andern Morgen, als sie nach der Abreise unseres Gastes zu mir in den Garten kam, kreuzte sie die Hände auf der Brust und sagte lächelnd und mit einem tiefen Seufzer: ‚Da wären wir denn nun wieder unter uns!'

„Bald aber erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß Jenni noch am Vormittag auf mehrere Tage in die Stadt reise, um in dem neuen Hause ihres Vaters mit dessen Wirtschafterin, ich weiß nicht welche Einrichtungen zu beschaffen.

„Ich stand allein auf der Terrasse, als sie im Reiseanzug zu mir heraustrat. Sie reichte mir die Hand; aber ich grollte ihr, daß sie mich jetzt verlassen könne. ‚Warum tust du mir das, Jenni?' fragte ich. ‚Hatten denn diese Einrichtungen solche Eile?'

„Sie schüttelte den Kopf, indem sie mich groß und ruhig anblickte; in ihren Augen war, ich kann nicht anders sagen, ein Ausdruck von erhabener Schwärmerei.

„‚Und doch gehst du?' fragte ich wieder, ‚und gerade jetzt?'

„‚Ich will dich nicht belügen, Alfred', sagte sie; ‚das ist es nicht; aber ich muß, ich kann nicht anders.'

„‚So komme ich täglich in die Stadt, um dir zu helfen.'

„Sie erschrak sichtlich. ‚Nein, nein', rief sie, ‚das darfst du nicht!'

„‚Weshalb denn nicht?'

„‚Ich weiß nicht; frage mich nicht! — O glaub' es doch!'

„‚Kannst du mir nicht vertrauen, Jenni?'

„Sie stieß einen Laut der Klage aus, so schmerzlich,

wie ich jemals etwas hörte. Dann streckte sie die Arme nach mir aus, unbekümmert, wer es sehen möchte; und wie einmal zuvor im Geheimnis der Nacht, so hielt ich sie jetzt im hellsten Sonnenlicht an meinem Herzen. ‚So bleib' denn nicht zu lange!' bat ich; ‚mein Vater erwartet mich, meine Zeit hier geht zu Ende.'

„Ich sah auf ihr schönes, blasses Antlitz, da sie schwieg. Sie hatte die Augen geschlossen und, als wolle sie hier ruhen, den Kopf auf meine Schulter gelegt.

„Es war nur ein Augenblick. Sie riß sich los, und wir gingen nach der Vorderseite des Hauses, wo schon der Wagen bereit stand. — Als sie eingestiegen war, hörte ich noch meine Mutter, die ihre Hand gefaßt hatte, sagen: ‚So weine doch nicht, Kind! Du weinst ja, als ob es dir das Herz abstieße.'

* *
*

„Es folgte jetzt trotz alles Sonnenglanzes für mich eine Reihe von grauen Tagen. Es war noch ein Glück, daß mein Bruder mich mit den Entwürfen zu einem neuen Wirtschaftsgebäude vollständig außer Atem hielt. Es war keine Kleinigkeit, seine praktischen Anforderungen mit den künstlerischen, die ich meinerseits nicht außer acht lassen wollte, zu verbinden. Oft fuhr er mir unbarmherzig mit dem Bleistift in meinen schön gezeichneten Plan hinein; und wir stritten hin und her, bis endlich sogar die beiden Frauen zur Entscheidung aufgerufen wurden.

„Es war am vierten Tage nach Jennis Abreise, als ich mit dieser Arbeit beschäftigt auf meinem Zimmer saß. Es wollte indes heute nicht von der Hand gehen, und da ich der armen Reißfeder die Schuld gab, so stand ich auf, um eine andere aus meinem Koffer zu nehmen. Als ich dabei die darin befindliche Wäsche auspackte, fiel mir ein zusammengefaltetes Papier in die Hand. ‚Von Jenni', stand darauf; darin lag der kleine Schildpattring, den ich kurz zuvor ihr an den Finger gesteckt hatte, und, dadurch geschlungen, ein langer Streifen seidenschwarzen Haares.

„Mein erstes Gefühl war ein Schauer des Entzückens,

ein Gefühl unmittelbarer Nähe der Geliebten; dann aber überkam mich eine unbestimmte Besorgnis. Ich betrachtete das Papier von allen Seiten; aber es war kein Buchstabe oder Zeichen sonst daran.

„Nachdem ich vergeblich wieder zu arbeiten versucht hatte, ging ich in den Saal hinab, wo ich meinen Bruder mit seiner Frau in einem Gespräche über Jenni traf.

‚Aber so etwas von Augen!‘ hörte ich Grete bei meinem Eintritt sagen.

„Ihr Mann schien ihr im Scherz das Widerspiel zu halten; denn er erwiderte: ‚Du findest diese wilden Augen doch nicht schön?‘

„‚Wild, Hans? Und nicht schön? — Aber freilich, du hast recht, sie sind so schön, daß sie den Widerspruch hervorrufen. Und dies —!‘ Sie hielt inne und blickte mit einem mitleidigen Lächeln zu ihrem stattlichen Manne empor.

„‚Was denn, Grete?‘

„‚Ist nichts als der Anfang einer Verteidigung. Aufrichtig, Hans, du fühlst schon, wie sie dir gefährlich wird!‘

„‚Ja, wenn ich dich nicht hätte!‘

„‚O, auch wenn du mich hast.‘

„Er gab ihr lachend beide Hände. ‚Halt' sie fest‘, sagte er, ‚so soll kein hübscher Teufel mich verführen.‘

„Aber das ließ seine Frau nicht gelten. ‚Der Teufel ist in euch Männern!‘ rief sie. ‚Überhaupt, was hast du jetzt immer an dem harmlosen Kind zu nergeln, der du doch sonst allezeit ihr Ritter warst?‘

„‚Sonst, Grete, ja. Aber sie ist anders geworden!‘ Er besann sich einen Augenblick. ‚Ich schäme mich fast, es zu sagen. Aber es ist nur zu gewiß; die Kaufmannstochter ist in ihr zum Vorschein gekommen — sie ist geizig geworden.‘

„‚Geizig!‘ rief Grete. ‚Nun wird es zu arg! Jenni, die in der Pension nur durch die strengsten Verbote zurückzuhalten war, sich nicht das Kleid vom Leibe fortzugeben!‘

„‚Sie gibt jetzt keine Kleider mehr fort‘, erwiderte

mein Bruder; ‚sie verkauft sie an den Trödler; und zwar kann ich dir sagen, daß sie die Preise sehr genau behandelt.‘

„Ich hatte, ohne mich ins Gespräch zu mischen, aufmerksam zugehört. Bei diesen letzten Worten überfiel mich plötzlich eine erschreckende Klarheit. — Mein Entschluß war rasch gefaßt. ‚Kann ich dein Pferd bekommen, Hans?‘ fragte ich.

„‚Freilich; wohin willst du denn?‘

„‚Ich möchte in die Stadt reiten.‘

„Seine Frau war mir dicht unter die Augen getreten. ‚Kannst du es denn gar nicht länger aushalten, Alfred?‘

„‚Nein, Grete!‘

„‚Nun, so grüß' mir Jenni; oder noch besser, bring' sie uns selber wieder mit zurück!‘

„Ich sagte nichts; aber gleich darauf saß ich im Sattel; eine Stunde später war ich in der Stadt und bald auch in der mir wohlbekannten Straße, wo das Haus von Jennis Vater liegen sollte. Es war unschwer aufgefunden, und nach mehrmaligem Klingeln wurde die Tür des stattlichen Gebäudes von einer ältlichen Frau geöffnet. Als ich nach Fräulein Jenni fragte, erwiderte sie trocken: ‚Das Fräulein ist nicht hier.‘

„‚Nicht hier?‘ wiederholte ich; und mein Gesicht mochte die Bestürzung ausdrücken, die ich bei dieser Antwort empfand; denn die Alte fragte mich nach meinem Namen. Als ich ihr aber gesagt hatte, wer und woher ich sei, setzte sie verdrießlich hinzu: ‚Was fragen Sie denn? Das Fräulein ist ja den andern Tag schon wieder zurückgereist.‘

„Ich ließ die Alte stehen und lief aus einer Straße in die andere, bis ich den Hafen erreicht hatte. Die Sonne war schon unter und die Reede weit hinaus mit dem Purpur eines starken Abendrots überglänzt. Dort hatte die Brigg gelegen; jetzt war sie fort, kein Schiff mehr zu sehen. Ich suchte mit den Arbeitern, die umherstanden, ein Gespräch anzuknüpfen, und erfuhr den Namen des Reeders und Schiffes, und daß es vor drei Tagen in See gegangen sei. Weiteres wußten sie nicht; außer noch die Schlafstelle des Kapitäns. Ich machte mich sogleich auf den Weg, und

dort brachte ich heraus, daß eine junge schöne Dame mit schwarzen Haaren sich an Bord befinden solle. Dann ging ich auf das Kontor des Reeders, wo ich durch Zufall noch den alten Buchhalter an seinem Pulte traf; aber er wußte mir keine weitere Auskunft zu geben; denn die Passagiere seien lediglich Sache des Kapitäns.

„Ich kehrte ins Hotel zurück und ließ mein Pferd satteln. Schneller, als mein Bruder es erlaubt haben würde, trabte der Rappe heimwärts. Es war schon spät, und der Himmel hing voller Wolken. Wenn der Nachtwind durch die Finsternis an mir vorüberwehte, so flogen meine Gedanken mit, und wie einen Spuk vor meinen Augen sah ich das Schiff, das sie hinwegtrug; ein winziger Punkt, schwebend in dem flüssigen Element über den gähnenden Abgründen der Tiefe, umlagert von Nacht in der ungeheuern Öde des Meeres. — Endlich blinkten die Lichter des Gutes vor mir aus den Bäumen.

„Hier fand ich alles in Trauer und Bestürzung. Es war ein Brief von Jenni da, datiert vom Bord der Brigg ‚Elisabeth'. Sie war fort, übers Meer, zu ihrer Mutter; wie sie es mir gesagt hatte, wie sie es hier wiederholte, um eine heilige Pflicht zu erfüllen. In den innigsten, süßesten Worten bat sie alle, ihr zu verzeihen. Mein Name war in dem Briefe nicht genannt; aber ich hatte ja meinen Gruß im stillen schon empfangen. Auch ihres Vaters hatte sie nicht erwähnt.

„Am andern Tage waren mein Bruder und ich wieder in der Stadt; aber nur, um dort die Überzeugung zu erlangen, daß die Brigg ‚Elisabeth' nicht mehr zu erreichen sei.

„Dann, ohne erst mit Hans zurückzukehren, reiste ich geradeswegs nach Pyrmont. Einige Augenblicke nach meiner Ankunft stand ich Jennis Vater gegenüber und berichtete ihm die Flucht seiner Tochter. — Ich hatte mir gedacht, den schon ältlichen Mann unter dieser Nachricht zusammenbrechen zu sehen; aber es war kein Schmerz, es war ein Blitz des Jähzorns, der aus seinen Augen fuhr. Die Faust auf dem Tisch ballend, daß die mageren

Knöchel scharf hervorstanden, stieß er Verwünschungen gegen seine Tochter aus. ‚Möge sie gehen, wohin sie gehört!‘ rief er, ‚diese Rasse ist nicht zu bessern; verflucht der Tag, wo ich das geglaubt habe!‘ Dann aber wurde er plötzlich still; er setzte sich und stützte den Kopf in seine Hand. Und wie zu sich selber sprach er: ‚Was red' ich denn! Es ist mein eigen Blut; das andre — ist meine Schuld. Was kann das Kind dafür! Es hat zu seiner Mutter gewollt.‘ Und die Arme ausstreckend und vor sich hinstarrend, rief er laut: ‚O Jenni, meine Tochter, mein Kind, was hab' ich dir getan!‘ Er schien meine Gegenwart vergessen zu haben, und ich ließ ihn ungestört gewähren. ‚Wir sind ja Menschen‘, fuhr er fort; ‚du hättest mir das verzeihen sollen; aber ich verstand es nicht, zu dir zu sprechen; das war es, wir konnten nicht zueinander kommen.‘

„Da, in diesem Augenblicke wagte ich es, seine Aufmerksamkeit zu gewinnen und ihm zu sagen, daß wir uns liebten. Und der gebrochene Mann griff danach wie nach einem Strohhalm und bat mich, ihm sein Kind zurückzubringen.

„Was soll ich viel erzählen! Tags darauf reiste ich wieder ab; aber zuvor gab er mir einen Brief an seine Tochter, den er in der Nacht geschrieben hatte. Und glaub' mir, diesmal ist es keine Quittung; Zorn und Liebe, Anklage und Entschuldigung, wie sie während des langen Abends, den wir noch zusammensaßen, in seinen Worten wechselten, werden auch in diesem Briefe sein.

„Das übrige“ — so schloß Alfred seine Erzählung — „ist dir bekannt. Hier stehe ich, ausgerüstet mit allen Vollmachten und väterlichen Konsensen, und harre des Glockenschlags, um meine Brautfahrt anzutreten.“ —

Noch eine Stunde etwa waren wir beisammen; dann schlug es drei vom Kirchturm, und ein Packträger kam, um Alfreds Koffer an den Hafen hinabzutragen.

Ich geleitete meinen jungen Freund. Es war eine kühle Nacht; ein scharfer Ostwind regte das Wasser auf und warf das Boot polternd gegen die Hafentreppe. Alfred stieg ein und reichte mir die Hand herüber. „Nicht

wahr, Alfred", sagte ich, die Bewegung des Abschieds in einen Scherz verhüllend, „mit Jenni oder niemals?"

„Nein, nein!" rief er zurück, während schon das Boot in die Nacht hinaussteuerte: „Mit Jenni, aber jedenfalls!"

* * *

Über ein halbes Jahr ist seit jener Nacht vergangen. Auf das Gut bin ich noch nicht hinausgekommen; aber eben jetzt, wo die ersten Mailüfte mir ins offene Fenster spielen, ist eine erneuete Einladung an mich eingelaufen, und ich werde mich diesmal nicht vergebens bitten lassen. Vor mir liegen zwei Briefe; beide datiert aus Christiansstadt auf St. Croix; der eine, von Jenni an Alfred, ist in dessen Abwesenheit von seiner Schwägerin erbrochen worden. Er lautet:

„Ich habe meine Mutter gefunden; ohne Mühe, denn sie hält ein großes Logierhaus in der Nähe des Hafens. Sie ist noch schön und von blühender Gesundheit; aber in ihren Zügen, deren Umriß ich zwar noch erkenne, suche ich vergebens, wonach ich die langen Jahre mich gesehnt habe. — Ich muß dir alles sagen, Alfred; es ist anders, als ich mir gedacht. Ich habe eine Scheu vor dieser Frau; mich schaudert, wenn ich daran denke, wie sie bei der ersten Mittagstafel mich einer Anzahl Herren als ihre Tochter vorstellte. Gleich darauf, in einem Gemisch aller lebenden Sprachen, gab sie laut und prunkend die Geschichte ihrer Jugend preis; — alles, was im geheim an mir genagt, und was ich in die schwärzeste Nacht hätte verbergen mögen.

„Die meisten Gäste und Kostgänger sind Farbige; einer von ihnen aber, ein reicher Mulatte, scheint das ganze Hauswesen zu regieren; meiner Mutter begegnet er mit einer Vertraulichkeit, die mir das Blut heiß ins Gesicht jagt. Und dieser Mensch, Alfred — er hat das Zähnefletschen eines Hundes — verlangt mich zum Weibe; und meine Mutter selbst drängt mich dazu, bald durch ihre ungezähmten Liebkosungen, womit sie mich fast erstickt,

bald in aller Fremden Gegenwart mit kreischenden Drohungen und Vorwürfen. — Ich muß mitunter wie sinnverwirrt in das Gesicht dieser Frau starren; mir ist, als sähe ich auf eine Maske, die ich herabreißen müßte, um darunter das schöne Antlitz wiederzufinden, das noch aus meiner Kindheit zu mir herüberblickt; als würde ich dann auch die Stimme wieder hören, die mich einst in den Schlaf gesummt, süß wie Bienengetön. — — O, es ist alles furchtbar, was mich hier umgibt! Frühmorgens schon, denn meine Schlafkammer liegt nach der Hafenseite, wecken mich die Stimmen der schwarzen Arbeiter und Lastträger. Solche Leute kennt ihr drüben nicht; das ist wie Geheul, wie Tierschrei; ich zittre vor Entsetzen, wenn ich es höre, und begrabe den Kopf in meine Kissen; denn hier in diesem Lande gehöre ich selbst zu jenen; ich bin ihres Blutes, Glied an Glied reicht die Kette von ihnen bis zu mir hinan. Mein Vater hatte recht; und doch — — mir schwindelt, wenn ich in diesen Abgrund blicke. Ich werfe mich an deine Brust; Alfred, hilf mir, ach, hilf mir!“

Und die Hülfe war nicht fern gewesen; der andere Brief ist von Alfred an seine Schwägerin, und das Datum nur um wenige Tage später. Die frohe Zuversicht, mit der er seine Reise antrat, hat ihm auch dort den Preis gewinnen helfen.

„Schon von Bord aus“ — so schreibt er — „wurde ich zu Jennis Mutter ins Quartier gewiesen. Jenni selbst war die erste, die mir bei meinem Eintritt auf dem Flur begegnete; sie flog mit einem Schrei der Freude in meine Arme. — Seither habe ich denn auch die Mutter genügend kennengelernt; sie ist eine wohlbeleibte, noch immer hübsche Frau, die in bunten, seidnen Kleidern daherrauscht und in einer ganz unmöglichen Sprache redet; je nachdem, ob mit den Gästen oder mit dem Gesinde, in sanften oder auch wohl in etwas kreischenden Tönen. Von Jennis Vater spricht sie mit dankbarem Respekt und nennt ihn den ‚guten, nobelen Herrn‘, durch dessen Freigebigkeit sie in diese behaglichen Verhältnisse gekommen sei. Nichts

liegt ihr ferner, als ein Verlassen ihrer Heimatinsel oder gar eine Heirat mit dem vornehmen Vater ihrer Tochter. Sie ist hier an ihrem Platze und befindet sich so wohl, daß es für Jenni eine fast herbe Enttäuschung gewesen sein muß, statt des geträumten Elendes, zu dessen Heilung sie alle Bande in der alten Welt zerrissen hatte, eine so niedrige Region vorzufinden, in der solch edles Leid gar nicht gedeihen kann. — Nichtsdestoweniger hat die Ankunft der Tochter dieser lebhaften Frau eine große Freude bereitet; und sie hat sie oft genug vor meinen Augen mit einer ungestümen, ich möchte sagen, elementarischen Zärtlichkeit überschüttet. Da sie mit dem schönen Mädchen vor den Gästen prunken will, so ist sie unaufhörlich bemüht, sie herauszuputzen, und Jenni hat alle Not, sich der brennenden Farben zu erwehren, welche die Mutter für sie aussucht. Aber nicht genug; sie hatte ihr unter den Gästen des Hauses einen reichen Herrn zum Gemahl ausersehen, in dem mir noch ein erhebliches Maß des hier so verfemten Blutes zu zirkulieren scheint, und zu dem Ende schon die ernstlichsten Anstalten ins Werk gesetzt. Da bin ich denn dazwischen getreten; und der Wille und die Vollmacht des ‚guten, nobelen Herrn' haben alles aufs Leichteste geschlichtet.

„Ich fühle wohl, es war nicht nur ein Schrei der Freude, sondern auch der Erlösung, womit Jenni mich begrüßte. Aber es ist gut so; sie mußte auch das erst erfahren; denn nur, wie es jetzt geschehen, konnte sie wirklich mein werden; und fehlt ihr der Blick nach rückwärts in eine Familie, so wird sie einen Mann haben, der stolz und glücklich ist, ein neues Haus mit ihr zu gründen und sein künftiges Geschlecht aus ihrem Schoße emporblühen zu sehen. Denn ich schreibe dies an unserem Hochzeitstage. — Ihr hättet nur sehen sollen, in welch leuchtend grüner Seide die wackre, bewegliche Dame zwischen den Stammgästen des Hauses der Hochzeitstafel präsidierte, wie stolz sie auf ihre wunderschöne Tochter und — ich kann es nicht leugnen — auch auf ihren Schwiegersohn war, und welche unglaublichen Toaste sie in drei Sprachen

zugleich auf das Wohl der Neuvermählten ausbrachte. In den ersten Frühlingstagen hoffen wir bei euch einzutreffen. Und du, Grete, wirst nicht eifersüchtig in deiner Freundschaft werden, wenn ich dir vertraue, was Jenni mir eben zugeflüstert: ‚Nun, Alfred, hilf mir, daß ich zu meinem Vater komme!'“

Diese Briefe waren dem Einladungsschreiben der beiden Eheleute angeschlossen. „Also kommen Sie“ — hieß es in dem letzteren von Frau Gretes Hand — „Jennis Vater ist schon hier; Alfreds Eltern treffen noch heute ein; sogar Tante Josephine kommt, obgleich sie mitunter noch einige Bedenken äußern soll hinsichtlich einer Person, die schon in ihren Kinderjahren so ruchlos mit englischen Nähnadeln umgegangen ist. — Wir sind aus unsern Winterquartieren schon wieder in den hellen Gartensaal eingezogen. Vom Rasen her weht der Duft der Maililien durch die offenen Flügeltüren, und drüben im Lusthain am Teiche, wo die Venus steht, sind die Uferränder blau von Veilchen.“

Und in der kräftigen Handschrift meines Freundes Hans stand dahinter:

„Die Brigg ‚Elisabeth' hat am letzten Sonntage Lissabon passiert; Jenni und Alfred sind an Bord; in einigen Tagen können sie bei uns sein; denn schon wehen günstige Winde und bringen die beiden und ihr Glück.“

Geschichten aus der Tonne

Märchen (1864—65)

Einleitung des Herausgebers.

Die Liebe zum Märchen hat Storm durch sein ganzes Leben begleitet. Der Knabe hatte mit Begierde den Märchenerzählern gelauscht, der Student dann selbst Märchen zu sammeln begonnen und in Müllenhoffs Sammlung das vom faulen Hans, dem die Königstochter zuteil wird, erzählt. In den Gedichten dieser Zeit spielen Gestalten aus der Märchen- und Sagenwelt eine bedeutsame Rolle, und unter den ersten Beiträgen zu Biernatzkis „Volksbuch“ findet sich eine recht freie Bearbeitung des Märchens von den drei Spinnfrauen[1]. Von den Kunstmärchen, die im Gefolge der Romantik wie Pilze aus dem Boden wuchsen, hat Storm in Übereinstimmung mit Emil Kuh nicht viel gehalten; neben Tieck ließ er nur Mosen und Hauff gelten, Goethe und Heyse kamen für ihn als Märchendichter nicht in Betracht, und über die Mitarbeiter der Jugendzeitschriften fällte er sehr herbe, aber auch sehr berechtigte Urteile.

Er selbst hatte seit der Sammlertätigkeit für die große schleswig-holsteinische Sammlung mit Schmerzen auf eine eigene, selbständige Märchendichtung gewartet, aber vergeblich. Es gelang ihm zwar 1844 in dem ersten Schneewittchenauftritt, das alte Volksmärchen in hübschen Versen für die Bühne zu gewinnen, aber eine für Weihnachten 1855 geplante Bühnenbearbeitung von „Hänsel und Gretel“, über die Storm einmal an Mörike schreibt, kam nicht zustande, und seine selbständigen Versuche gefielen ihm nicht. „Der kleine Häwelmann“ erhielt von ihm die herabsetzende Bezeichnung „nur ein Einfall“, und im „Hinzelmeier“ tadelte er die zu starke Verwendung der Sinnbilder, die Wiedergabe eines bestimmten Gedankens durch Sachen, statt durch Vorgänge. Da kam Weihnachten 1863, in einer Zeit der stärksten politischen Aufregung, der Drang zum Märchenschreiben mit unwiderstehlicher

---

[1] Vgl. Bd. 5, S. 11—15.

Macht über ihn. Nach dem Vorlesen von Hauffschen und Hackländerschen Märchen, vor allem von Hackländers „Zauberkrug", „keimte plötzlich eine ganze Saat der schönsten Märchenmotive" in ihm auf. Rötelkrank stieg er, wie er seinem Freunde Brinkmann am 18. Januar 1864 mitteilte, ins Bett „und schrieb in der verhangenen Stube auf der Mappe trotz dem Doktor unaufhaltsam ein Märchen von neunundvierzig Postpapierquartseiten, ‚Die Regentrude'". Kaum hatte er es überarbeitet und abgeschrieben, als schon „Bulemanns Haus" fertig im Kopfe war und nach Gestaltung verlangte, die es bis zum 17. Januar 1864 auch erhielt. Das dritte, das auch schon vor ihm stand, wurde noch nicht fertig, und aus anderen, auf die er noch hoffte, ist nichts geworden. „Die Regentrude" wurde mit ein paar Zeichnungen C. Muttenthalers in Nummer 1100 der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Juli 1864 veröffentlicht, und „Bulemanns Haus" folgte in der Weihnachtsnummer derselben Zeitschrift mit einer hübschen Sammelzeichnung von Theodor Hosemann. Der Abdruck des dritten, „Der Spiegel des Cyprian", im „Bazar" vom 23. Dezember 1865 machte dem Dichter keine Freude, da er nur unter mehreren groben Streichungen und Zusätzen erfolgte, die die Schriftleitung in einer ihrer nächsten Nummern auf Storms dringendes Verlangen als unberechtigte Eingriffe bezeichnen mußte. Mit der Widmung an eine seiner Nichten und seine älteste Tochter, einer kurzen Einleitung, in der er seiner Überzeugung von der Güte der Sachen Ausdruck gab, ließ der Dichter die drei Schöpfungen 1865 unter dem Titel „Drei Märchen" erscheinen, fand aber nicht rechten Beifall. 1872 gab er ihnen den jetzigen Titel und eine neue Einleitung, die die drei Dichtungen in einem Rahmen zusammenfaßte. Storm hatte diesen im „Volksbuch" 1846 schon fast wörtlich verwendet, seine inhaltlichen Angaben bereits in „Von jenseit des Meeres" verarbeitet und schmückte ihn jetzt nur noch mit ein paar Wendungen aus der alten Vorrede zu den „Drei Märchen" aus.

Der Dichter hat von seinen Schöpfungen sehr viel gehalten, sie entschieden gegen ablehnende Urteile verteidigt und sogar gemeint, in dieser Art sei nicht Besseres geschrieben worden. Trotz dieser hohen Meinung des Dichters über sein eigenes Werk sind die Ansichten der Beurteiler vor allem bei der Einschätzung der einzelnen Stücke von Anfang an stark auseinander gegangen. Im

„Deutschen Museum" wurde allen dreien die rechte Märchenart abgesprochen, „Die Regentrude" verworfen und „In Bulemanns Haus" für das beste erklärt. Ludwig Pietsch wußte nichts mit dem „Spiegel des Cyprian" anzufangen, und die „Itzehoer Nachrichten" rühmten das Fehlen Hoffmannscher Verzerrungen und die sinnvolle Natur- und Weltanschauung, vor allem in der „Regentrude". Auch in neueren Besprechungen schwankt das Urteil bedenklich. Wenn die einen die Märchen als die besten Leistungen der Romantik auf diesem Gebiete priesen und vor allem das Fehlen jeder Symbolik hervorhoben, sprachen andere sehr wenig freundlich über die drei Schöpfungen und verglichen sie verächtlich mit den Verfassern rührseliger Feld-, Wald- und Seemärchen.

Diese verschiedenartige Beurteilung hat ihren Grund in der Wesensart dieser drei „Märchen". Denn richtige Märchen von der Einfachheit der Haus- und Kinderdichtungen sind Storms Werklein nicht. Er selbst betonte, daß „Der Spiegel des Cyprian" mehr im hohen Tone der Sage gehalten sei und „In Bulemanns Haus" mehr das Gepräge einer Spukgeschichte trage. „Es wird zwar sachte aufwärts gehen", schrieb er in seiner Vorrede, „zuletzt aber doch hübsch über die Alltagswelt hinweg, und der Schulstaub wird prächtig aus den flatternden Gewändern fliegen." In der Tat, der Ritt ins alte romantische Land, den der Dichter versprach, geht zu Anfang jedesmal durch weite Strecken genauer Wirklichkeitsschilderung und wird durch das Bestreben des Dichters nach seelischer Vertiefung erschwert. Allerdings sind es durchaus einfache, unverbildete Seelenregungen, die entwickelt werden, reine Liebe und hartherzige Prahlerei in der „Regentrude", gefühlloser Geiz im „Bulemann" und weibliche Reinheit, stiefmütterlicher Neid und gemeine Schlechtigkeit im „Spiegel des Cyprian". Es herrscht auch überall die schöne, kindliche Auffassung von dem steten Siege des Guten und der schließlichen Bestrafung des Schlechten, und die wunderbare Welt wird stets rückhaltlos und ohne jedes Bedenken bejaht. Aber die Bedeutung des Wunderbaren ist für alle drei Erzählungen nicht sehr erheblich; im „Bulemann" wird es einzig durch die Katzen vertreten, und im „Spiegel des Cyprian" ist es bloß Mittel zur Entwicklung der seelischen Vorgänge. Nur in der „Regentrude" nimmt es weiteren Spielraum ein; aber bezeichnend ist, daß dort der Glaube an die

wunderbare Welt von den meisten Dorfbewohnern nicht mehr geteilt wird. Das Reich der Phantasie muß seine Wirklichkeit erst beweisen, und der Sieg der guten Geister ist wie in Fouqués „Undine“ an ihre Verehrung durch die Menschen gebunden.

Trotz dieses Einwandes ist „Die Regentrude“ das einzige wirkliche Märchen unter den drei Dichtungen. Die Erfindung in ihm ist durchaus nicht neu. Storm legte darauf, wie er im Oktober 1854 an Mörike schrieb, auch gar keinen Wert und meinte nur, das wirklich Vorliegende sei dem Dichter oft mehr hinderlich als behilflich. Für die zugrunde liegende Dorfgeschichte, die Liebe des armen Mannes zur Tochter des reichen Bauern und die Unterstützung, die die Mutter und die Geisterwelt den Liebenden leistet, konnte Storm die Einzelzüge überall in Märchen und in Bauerngeschichten finden. Auch die Geisterwelt ist zum Teil nicht neu. Den eigentümlichen Weg zu ihr hatte Storm in einem Beitrag zu Müllenhoffs Sammlung selbst beschrieben, den Namen Eckenekepenn nahm er aus einer bei Müllenhoff mitgeteilten Sylter Sage; der Feuergeist selbst ist eine in ganz Deutschland verbreitete Gestalt des Volksglaubens, und der Zug, daß der Kobold mit seiner selbstsicheren Prahlerei sein Geheimnis verrät, teilt Storms Dichtung in leichter Umwandlung mit zahlreichen Volksmärchen, wie etwa dem „Rumpelstilzchen“. Neu aber, wie Storm selbst betonte, ganz im Geiste der germanischen Götterlehre, ist allein die Gestalt der Regentrude und die Schilderung ihres Reiches. Doch diese beiden sind dem Dichter so ausgezeichnet gelungen, und die Verbindung der anderen Züge mit diesem Kernstück ist von so entzückender Frische und Anmut und so echt märchenhaft, daß das Werk doch mit Recht als ein ursprüngliches und recht reizvolles Märchen gepriesen werden kann.

Dem „Spiegel des Cyprian“ wird man diese Bezeichnung versagen müssen. Auch hier benutzt der Dichter alten Sagenstoff. Über den nordischen Zauberer Cyprian hatte Storm in Müllenhoffs Sammlung selbst berichtet, und für die grausige Ermordung der Kinder gab dem Dichter die Ballade von der „Gräfin von Orlamünde“ aus „Des Knaben Wunderhorn“ wichtige Züge. Der Glaube an wunderbare Kräfte, die im Spiegel ruhen, ist im Märchen weit verbreitet; am nächsten kommt Storms Darstellung wohl die Schilderung des Spiegels in Andersens „Schnee-

königin", den ein böser Kobold mit dem Zauber versieht, alle Dinge häßlich zu machen. Maßgebend war für Storm wahrscheinlich der seltsame Eindruck, den er erhielt, als seine Knaben sich in einer glänzenden Kommode spiegelten. Die Dichtung ist kein Märchen; denn für ein solches nimmt die Schilderung der seelischen Regungen einen viel zu breiten Raum ein, aber eine packende Sage von der Art, wie sie Hauff zu gestalten wußte, und ein verheißungsvoller Auftakt zu den späteren vorzeitlichen Novellen. Wie in diesen ist die adlige Welt des 17. Jahrhunderts mit grellen Farben gezeichnet, wie dort werden gute und böse Menschen in schroffem Gegensatze gegenübergestellt und die Sache der edlen vertreten. Storm selbst stimmte den Worten eines Wiener Beurteilers zu, der meinte, ein jungfräulicher Hauch liege über dem Ganzen. In der Tat, die so oft von Dichtern gepriesene, Erlösung bringende Reinheit eines weiblichen Herzens wird auch hier wirksam bei der Lösung des Fluches, der an den Spiegel gebannt ist. Meisterhaft hat Storm das Entstehen dieses Fluches aus der Verirrung der Stiefmutter geschildert, in deren Wesen wirklich „die dämonischen Abgründe des menschlichen Herzens" sich nach und nach öffnen, und in furchtbarer Steigerung häuft er Entsetzen auf Entsetzen. Gleich vortrefflich, aber für ein Märchen viel zu verwickelt, ist die Art des Aufbaues; die Hauptgeschichte wird als Erzählung in einen Rahmen gestellt, und die Personen der Rahmenhandlung werden mit der zuerst scheinbar ganz losgelösten Mär verbunden.

Ebensowenig wie „Der Spiegel des Cyprian" ist „In Bulemanns Haus" ein Märchen. Die Anregung zu ihm kam Storm durch ein Bändchen reizender „Schiefertafel-Bilder zu deutschen Kinderliedern", das 1851 auf dem Weihnachtstisch seiner Söhne lag. In ihm findet sich ein Bild eines Hauses mit der Überschrift „Bulemann 1852", aus dessen Fenstern Mäuslein herausgucken, während eine Katze die Treppe zu ihm hinansteigt. Darunter stehen die Verse:

's Kätzchen läuft die Trepp' hinan,
Hat ein rotes Jäckchen an,
Messerchen an der Seiten.
„Wo willst du hinreiten?"
„Will reiten nach Bulemanns Haus,
Will mir holen 'ne fette, fette Maus
Quick, quick, quick, quick!" —

Storm verwandelt nun das harmlose Gebäude, aus dem die Mäuse herausschauen, in ein unheimliches Haus, wie er es in Husum oder in Kiel selbst gesehen haben mag. Der Besitzer, dessen Name in der Kindersprache als Popanz oder Kinderschreck verewigt ist, wird ihm zu einer fratzenhaften Gestalt. Hoffmanns Einfluß ist hier deutlich zu erkennen, am eindringlichsten in der Schilderung der äußeren Gestalt des hartherzigen Geizhalses. Von Hoffmanns „Kater Murr" stammen auch die beiden Katzen ab, aber die Verwandtschaft bleibt, wie richtig betont worden ist, doch sehr entfernt. Hoffmanns Kater ist wie Scheffels „Hidigeigei" ein spottender Weltweiser, erst bei Brentano, Storm und in verstärktem Maße bei Edgar Poe wird die Katze ein unheimliches Wesen, „der Rachegeist des beleidigten Gefühles". Für das Wachsen der furchtbaren Tiere gibt es keine literarische Entsprechung; im luxemburgischen Volksglauben hat man diesen Zug nachgewiesen, aber auch in Schleswig-Holstein findet sich Ähnliches.

Auf jeden Fall ist der Zug großartig verwertet und sehr wirksam in die packende Spukgeschichte verflochten worden. Storm nannte die Dichtung mit Recht ein „grauliches Phantasma oder eine seltsame Historie". Furchtbarer als hier können die Bestrafung des Verbrechers durch unheimliche Mächte und die Qualen des Gewissens nicht dargestellt werden. Grauenvoll ist schon die Schilderung der Wirtschaft dieses Einsiedlers, Entsetzen erregend seine gänzliche Gefühllosigkeit, aber zu wahrhaft fürchterlicher Wirkung bringt Storm die Erzählung in den letzten Teilen. Die Wirkung wird noch verstärkt durch den Gegensatz zu dem stillen, traurigen Kinderidyll und erreicht ihren Höhepunkt am Schlusse bei der Schilderung der vergeblichen Versuche des eingeschrumpften Mannes, der Stickluft des verwunschenen Hauses zu entfliehen. Storms alte Begabung im Erzählen von Spukgeschichten zeigt sich hier im glänzendsten Lichte. Erzählt wird in dem fein andeutenden Stile, den Storm auch an ganz wirklichkeitsgetreuen Stoffen meisterlich erprobt hat. Zuerst werden der Eindruck und die Beobachtungen der Außenwelt gegeben, dann folgt in schneller, packender Entwicklung und kurzen, sich steigernden Teilen die nähere Erzählung selbst.

Vorwort.

Die nachstehenden Geschichten, welche ich in der ersten Auflage unter dem Titel „Drei Märchen" in die Welt gehen ließ, haben es erfahren müssen, daß sie von manchem sonst guten Freunde ihres Verfassers lediglich um dieser Überschrift willen ungelesen beiseitegeschoben wurden; selbst die Versicherung des derzeitigen Vorwortes, daß das zweite Stück mehr in dem vornehmen Gewand der Sage auftrete, das dritte mehr eine „seltsame Historie" sei, hat dagegen nicht verfangen wollen. — Es ist so unbequem, die traute Alltagswelt mit einer anderen zu vertauschen, wo es vielleicht statt auf der Eisenbahn mit Siebenmeilenstiefeln durch die Luft geht. Überdies aber — und nicht mit Unrecht —, das Märchen hat seinen Kredit verloren; es ist die Werkstatt des Dilettantismus geworden, der seine Pfuscherarbeit mit bunten Bildern überkleistert und in den zahllosen Jugendschriften einen lebhaften Markt damit eröffnet; das wenige, was von echter Meisterhand in dieser Dichtungsart geleistet ist, verschwindet in diesem Wuste.

In besserer Beachtung solcher Umstände ist das Büchlein beim Antritt seiner zweiten Reise auf einen unverfänglicheren Namen umgetauft, wobei eine noch immer anheimelnde Jugenderinnerung die Patenstelle übernommen hat.

Einer unserer wackersten Spielkameraden war „Hans Räuber", der Sohn eines armen Schuhflickers und schon seit Jahren ein Stadtwaisenkind; den Beinamen hatte er sich in unserem beliebtesten Spiele „Räuber und Soldat" durch seine ausgezeichneten Leistungen in der ersteren Eigenschaft verdient. Außerdem aber besaß dieser

ehrliche und spaßhafte Bursche noch eine andere von uns geschätzte Fähigkeit.

An den langen Herbstabenden, wo uns für die ausgelassenen Spiele nach der Schulzeit gar bald das Licht ausging, pflegten wir uns auf den Stufen irgendeiner Haustreppe zusammenzufinden, und nun hieß es: „Stücken vertellen!“ Und auch hier war wieder Hans der „Baas[1]“; Gott weiß, woher ihm die seltsamen Geschichten anflogen, mit denen er uns bald vor Grauen zu schütteln, bald das hellste Lachen hervorzurufen wußte. In dieser Jahreszeit des Stücken-Erzählens wurden insbesondere die Gestalten unseres heimischen Volksglaubens so lebendig in uns, daß wir einmal ganz deutlich den Niß Puk aus einer Dachöffnung von meines Vaters Stallgebäude herausgucken sahen und, mit Hirschfänger und Blumenstöcken bewaffnet, einen zwar vergeblichen Feldzug über sämtliche Böden gegen den Hauskobold unternahmen.

Je heimlicher wir unsere Märchenbude aufgeschlagen hatten, desto schöner hörten sich die Geschichten an. Mich namentlich trieb diese Vorliebe für versteckte Erzählungsplätzchen zur Entdeckung immer neuer Schlupfwinkel; der beste Fund aber, der mir dabei gelang, war eine große, leere Tonne, welche in unserem sogenannten Packhause unweit der Schreiberstube stand. Diese Tonne war bald das Allerheiligste, das nur von mir und Hans bezogen wurde; hier kauerten wir abends nach der Rechenstunde zusammen, nahmen meine kleine Handlaterne, die wir zuvor mit ausreichenden Lichtendchen versehen hatten, auf den Schoß und schoben ein paar auf der Tonne liegende Bretter wieder über die Öffnung, so daß wir wie im heimlichsten Stübchen uns gegenübersaßen. Wenn dann die Leute abends in die Schreibstube gingen und ein Gemurmel aus der Tonne aufsteigen hörten, auch wohl einzelne Lichtstrahlen daraus hervorschimmern sahen, so konnte der alte Schreiber nicht genug die wunderliche Ursache davon berichten.

1 Meister, Anführer.

Wo aber waren indessen Hans und ich? — Ging es auch sachte aufwärts, so ging es doch endlich hübsch über die Alltagswelt hinweg, daß der Schul- und sonstige Erdenstaub lustig aus den flatternden Gewändern flog. Die alte Gelehrtenschule mit ihren irregulären Verben, der dumpfe Keller mit der häßlichen Lehmdiele, auf der das Bett des Waisenknaben stand — im Nebel der Tiefe lag es unter uns, während wir die reine Luft der Höhe atmeten.

Aber selbst zu uns hinauf drang die Sopranstimme der Magd, die, wenn es neun vom Turm geschlagen hatte, mich von der Hoftür aus zum Abendessen rief. Plötzlich saßen wir wieder in unserer engen Tonne; noch einmal dehnten wir uns, daß die Wände knackten, und kletterten dann über den Rand derselben in das Alltagsleben zurück; aber noch lange nachher mußte es uns jeder vom Gesichte ablesen können, daß wir in uns einen Glanz trugen, der nicht von dieser Welt war. — —

Vierzig Jahre und darüber sind seitdem verflossen. Meinen Hans Räuber hat ein seltsames Geschick betroffen; er ist in seinem Alter noch einmal ein Stadtwaisenkind geworden.

Ob er für einen Sterblichen doch zu oft in jene Region hinaufgeflogen war? — Nachdem er ein Vierteljahrhundert der Alltagswelt als tüchtiger Schiffszimmermann gedient hatte, wurde er krank und konnte sich lange Jahre hindurch nicht mehr in ihr zurechtfinden. So kam er in ein städtisches Asyl. Aber er ist allmählich wieder genesen; es geht ihm wohl; er arbeitet nach Belieben, und er arbeitet gern und gut; seine Frau zwar hat er längst begraben, aber seine Kinder weiß er in der Ferne wohl versorgt. Wenn sein rotes, ehrliches Gesicht mit den nun ergrauten Haaren mir begegnet, dann nicken wir uns zu, und seine braunen Augen leuchten schelmisch, als wollten sie mir sagen: „Weißt du noch — das wissen wir beide nur allein — wie wir damals in der Tonne saßen! Das war schöne Zeit!“

* * *

Möge der freundliche Leser nun erproben, ob diesen neuen „Geschichten aus der Tonne“ etwas von der Kraft der alten innewohne. Zu lange soll die Fahrt nicht dauern, und so hoch soll sie auch nicht gehen, daß die praktischen Köpfe unserer neuen Zeit dabei von Schwindel könnten befallen werden.

Husum, im März 1873.

Theodor Storm.

Die Regentrude.

Einen so heißen Sommer, wie nun vor hundert Jahren, hat es seitdem nicht wieder gegeben. Kein Grün fast war zu sehen; zahmes und wildes Getier lag verschmachtet auf den Feldern.

Es war an einem Vormittag. Die Dorfstraßen standen leer; was nur konnte, war ins Innerste der Häuser geflüchtet; selbst die Dorfkläffer hatten sich verkrochen. Nur der dicke Wiesenbauer stand breitspurig in der Torfahrt seines stattlichen Hauses und rauchte im Schweiße seines Angesichts aus seinem großen Meerschaumkopfe. Dabei schaute er schmunzelnd einem mächtigen Fuder Heu entgegen, das eben von seinen Knechten auf die Diele gefahren wurde. — Er hatte vor Jahren eine bedeutende Fläche sumpfigen Wiesenlandes um geringen Preis erworben, und die letzten dürren Jahre, welche auf den Feldern seiner Nachbarn das Gras versengten, hatten ihm die Scheuern mit duftendem Heu und den Kasten mit blanken Krontalern gefüllt.

So stand er auch jetzt und rechnete, was bei den immer steigenden Preisen der Überschuß der Ernte für ihn einbringen könne. „Sie kriegen alle nichts", murmelte er, indem er die Augen mit der Hand beschattete und zwischen den Nachbarsgehöften hindurch in die flimmernde Ferne schaute; „es gibt gar keinen Regen mehr in der Welt." Dann ging er an den Wagen, der eben abgeladen wurde; er zupfte eine Handvoll Heu heraus, führte es an seine breite Nase und lächelte so verschmitzt, als wenn er aus dem kräftigen Duft noch einige Krontaler mehr herausriechen könne.

In demselben Augenblicke war eine etwa funfzigjährige Frau ins Haus getreten. Sie sah blaß und leidend aus, und bei dem schwarzseidenen Tuche, das sie um den Hals gesteckt trug, trat der bekümmerte Ausdruck ihres Gesichtes nur noch mehr hervor. „Guten Tag, Nachbar“, sagte sie, indem sie dem Wiesenbauer die Hand reichte, „ist das eine Glut; die Haare brennen einem auf dem Kopfe!“

„Laß brennen, Mutter Stine, laß brennen!“ erwiderte er, „seht nur das Fuder Heu an! Mir kann's nicht zu schlimm werden!“

„Ja, ja, Wiesenbauer, Ihr könnt schon lachen; aber was soll aus uns andern werden, wenn das so fortgeht!“

Der Bauer drückte mit dem Daumen die Asche in seinen Pfeifenkopf und stieß ein paar mächtige Dampfwolken in die Luft. „Seht Ihr“, sagte er, „das kommt von der Überklugheit. Ich hab's ihm immer gesagt; aber Euer Seliger hat's alleweg besser verstehen wollen. Warum mußte er all sein Tiefland vertauschen! Nun sitzt Ihr da mit den hohen Feldern, wo Eure Saat verdorrt und Euer Vieh verschmachtet.“

Die Frau seufzte.

Der dicke Mann wurde plötzlich herablassend. „Aber, Mutter Stine“, sagte er, „ich merke schon, Ihr seid nicht von ungefähr hieher gekommen; schießt nur immer los, was Ihr auf dem Herzen habt!“

Die Witwe blickte zu Boden. „Ihr wißt wohl“, sagte sie, „die funfzig Taler, die Ihr mir geliehen, ich soll sie auf Johanni zurückzahlen, und der Termin ist vor der Tür.“

Der Bauer legte seine fleischige Hand auf ihre Schulter. „Nun macht Euch keine Sorge, Frau! Ich brauche das Geld nicht; ich bin nicht der Mann, der aus der Hand in den Mund lebt. Ihr könnt mir Eure Grundstücke dafür zum Pfande einsetzen; sie sind zwar nicht von den besten, aber mir sollen sie diesmal gut genug sein. Auf den Sonnabend könnt Ihr mit mir zum Gerichtshalter fahren.“

Die bekümmerte Frau atmete auf. „Es macht zwar wieder Kosten“, sagte sie, „aber ich danke Euch doch dafür.“

Der Wiesenbauer hatte seine kleinen, klugen Augen

nicht von ihr gelassen. „Und“, fuhr er fort, „weil wir hier einmal beisammen sind, so will ich Euch auch sagen, der Andrees, Euer Junge, geht nach meiner Tochter!“

„Du lieber Gott, Nachbar, die Kinder sind ja miteinander aufgewachsen.“

„Das mag sein, Frau; wenn aber der Bursche meint, er könne sich hier in die volle Wirtschaft einfreien, so hat er seine Rechnung ohne mich gemacht!“

Die schwache Frau richtete sich ein wenig auf und sah ihn mit fast zürnenden Augen an. „Was habt Ihr denn an meinem Andrees auszusetzen?“ fragte sie.

„Ich an Eurem Andrees, Frau Stine? — Auf der Welt gar nichts! Aber“ — und er strich sich mit der Hand über die silbernen Knöpfe seiner roten Weste — „meine Tochter ist eben meine Tochter, und des Wiesenbauers Tochter kann es besser belaufen.“

„Trotzt nicht zu sehr, Wiesenbauer!“ sagte die Frau milde, „ehe die heißen Jahre kamen —!“

„Aber sie sind gekommen und sind noch immer da, und auch für dies Jahr ist keine Aussicht, daß Ihr eine Ernte in die Scheuer bekommt. Und so geht's mit Eurer Wirtschaft immer weiter rückwärts.“

Die Frau war in tiefes Sinnen versunken; sie schien die letzten Worte kaum gehört zu haben. „Ja“, sagte sie, „Ihr mögt leider recht behalten, die Regentrude muß eingeschlafen sein; aber — sie kann geweckt werden!“

„Die Regentrude?“ wiederholte der Bauer hart. „Glaubt Ihr auch an das Gefasel?“

„Kein Gefasel, Nachbar!“ erwiderte sie geheimnisvoll. „Meine Urahne, da sie jung gewesen, hat sie selber einmal aufgeweckt. Sie wußte auch das Sprüchlein noch und hat es mir öfters vorgesagt; aber ich habe es seither längst vergessen.“

Der dicke Mann lachte, daß ihm die silbernen Knöpfe auf seinem Bauche tanzten. „Nun, Mutter Stine, so setzt Euch hin und besinnt Euch auf Euer Sprüchlein. Ich verlasse mich auf mein Wetterglas, und das steht seit acht Wochen auf beständig Schön!“

„Das Wetterglas ist ein totes Ding, Nachbar; das kann doch nicht das Wetter machen!“

„Und Eure Regentrude ist ein Spukeding, ein Hirngespinst, ein Garnichts!“

„Nun, Wiesenbauer“, sagte die Frau schüchtern, „Ihr seid einmal einer von den Neugläubigen!“

Aber der Mann wurde immer eifriger. „Neu- oder altgläubig!“ rief er, „geht hin und sucht Eure Regenfrau und sprecht Euer Sprüchlein, wenn Ihr's noch beisammenkriegt! Und wenn Ihr binnen heut und vierundzwanzig Stunden Regen schafft, dann —!“ er hielt inne und paffte ein paar dicke Rauchwolken vor sich hin.

„Was dann, Nachbar?“ fragte die Frau.

„Dann — — dann, — zum Teufel, ja, dann soll Euer Andrees meine Maren freien!“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Tür des Wohnzimmers, und ein schönes, schlankes Mädchen mit rehbraunen Augen trat zu ihnen auf die Durchfahrt hinaus. „Topp, Vater!“ rief sie, „das soll gelten!“ Und zu einem ältlichen Mann gewandt, der eben von der Straße her ins Haus trat, fügte sie hinzu: „Ihr habt's gehört, Vetter Schulze!“

„Nun, nun, Maren“, sagte der Wiesenbauer, „du brauchst keine Zeugen gegen deinen Vater aufzurufen; von meinem Wort da beißt dir keine Maus auch nur ein Titelchen ab.“

Der Schulze schaute indes, auf seinen langen Stock gestützt, eine Weile in den freien Tag hinaus; und hatte nun sein schärferes Auge in der Tiefe des glühenden Himmels ein weißes Pünktchen schwimmen sehen oder wünschte er es nur und glaubte es deshalb gesehen zu haben, aber er lächelte hinterhaltig und sagte: „Mög's Euch bekommen, Vetter Wiesenbauer, der Andrees ist allewege ein tüchtiger Bursch!“

* * *

Bald darauf, während der Wiesenbauer und der Schulze in dem Wohnzimmer des ersteren über allerlei Rechnungen beisammen saßen, trat Maren an der andern Seite der Dorfstraße mit Mutter Stine in deren Stübchen.

„Aber Kind“, sagte die Witwe, indem sie ihr Spinnrad aus der Ecke holte, „weißt du denn das Sprüchlein für die Regenfrau?“

„Ich?“ fragte das Mädchen, indem sie erstaunt den Kopf zurückwarf.

„Nun, ich dachte nur, weil du so keck dem Vater vor die Füße tratst.“

„Nicht doch, Mutter Stine, mir war nur so ums Herz, und ich dachte auch, Ihr selber würdet's wohl noch beisammen bekommen. Räumt nur ein bissel auf in Eurem Kopfe; es muß ja noch irgendwo verkramet liegen!“

Frau Stine schüttelte den Kopf. „Die Urahne ist mir früh gestorben. Das aber weiß ich noch wohl, wenn wir damals große Dürre hatten, wie eben jetzt, und uns dabei mit der Saat oder dem Viehzeug Unheil zuschlug, dann pflegte sie wohl ganz heimlich zu sagen: ‚Das tut der Feuermann uns zum Schabernack, weil ich einmal die Regenfrau geweckt habe!‘“

„Der Feuermann?“ fragte das Mädchen, „wer ist denn das nun wieder?“ Aber ehe sie noch eine Antwort erhalten konnte, war sie schon ans Fenster gesprungen und rief: „Um Gott, Mutter, da kommt der Andrees; seht nur, wie verstürzt er aussieht!“

Die Witwe erhob sich von ihrem Spinnrade: „Freilich, Kind“, sagte sie niedergeschlagen, „siehst du denn nicht, was er auf dem Rücken trägt? Da ist schon wieder eins von den Schafen verdurstet.“

Bald darauf trat der junge Bauer ins Zimmer und legte das tote Tier vor den Frauen auf den Estrich. „Da habt ihr's!“ sagte er finster, indem er sich mit der Hand den Schweiß von der heißen Stirn strich.

Die Frauen sahen mehr in sein Gesicht als auf die tote Kreatur. „Nimm dir's nicht so zu Herzen, Andrees!“

sagte Maren. „Wir wollen die Regenfrau wecken, und dann wird alles wieder gut werden.“

„Die Regenfrau!“ wiederholte er tonlos, „ja, Maren, wer die wecken könnte. — Es ist aber auch nicht wegen dem allein; es ist mir etwas widerfahren draußen.“ —

Die Mutter faßte zärtlich seine Hand. „So sag' es von dir, mein Sohn“, ermahnte sie, „damit es dich nicht siech mache!“

„So hört denn!“ erwiderte er. — „Ich wollte nach unsern Schafen sehen und ob das Wasser, das ich gestern abend für sie hinaufgetragen, noch nicht verdunstet sei. Als ich aber auf den Weideplatz kam, sah ich sogleich, daß es dort nicht seine Richtigkeit habe; der Wasserzuber war nicht mehr, wo ich ihn hingestellt, und auch die Schafe waren nicht zu sehen. Um sie zu suchen, ging ich den Rain hinab bis an den Riesenhügel. Als ich auf die andere Seite kam, da sah ich sie alle liegen, keuchend, die Hälse lang auf die Erde gestreckt; die arme Kreatur hier war schon krepiert. Daneben lag der Zuber umgestürzt und schon gänzlich ausgetrocknet. Die Tiere konnten das nicht getan haben; hier mußte eine böswillige Hand im Spiele sein.“

„Kind, Kind!“ unterbrach ihn die Mutter, „wer sollte einer armen Witwe Leides zufügen!“

„Hört nur zu, Mutter, es kommt noch weiter. Ich stieg auf den Hügel und sah nach allen Seiten über die Ebene hin; aber kein Mensch war zu sehen, die sengende Glut lag wie alle Tage lautlos über den Feldern. Nur neben mir auf einem der großen Steine, zwischen denen das Zwergenloch in den Hügel hinabgeht, saß ein dicker Molch und sonnte seinen häßlichen Leib. Als ich noch so halb ratlos, halb ingrimmig um mich her starrte, höre ich auf einmal hinter mir von der andern Seite des Hügels her ein Gemurmel, wie wenn einer eifrig mit sich selber redet, und als ich mich umwende, sehe ich ein knorpsiges Männlein[1] im feuerroten Rock und roter Zipfelmütze unten

[1] Ein Männlein, klein wie ein Zwerg.

zwischen dem Heidekraute auf und ab stapfen. — Ich erschrak mich, denn wo war es plötzlich hergekommen! — Auch sah es gar so arg und mißgeschaffen aus. Die großen, braunroten Hände hatte es auf dem Rücken gefaltet, und dabei spielten die krummen Finger wie Spinnenbeine in der Luft. — Ich war hinter den Dornbusch getreten, der neben den Steinen aus dem Hügel wächst, und konnte von hier aus alles sehen, ohne selbst bemerkt zu werden. Das Unding drunten war noch immer in Bewegung; es bückte sich und riß ein Bündel versengten Grases aus dem Boden, daß ich glaubte, es müsse mit seinem Kürbiskopf vorn überschießen; aber es stand schon wieder auf seinen Spindelbeinen, und indem es das dürre Kraut zwischen seinen großen Fäusten zu Pulver rieb, begann es so entsetzlich zu lachen, daß auf der andern Seite des Hügels die halbtoten Schafe aufsprangen und in wilder Flucht an dem Rain hinunterjagten. Das Männlein aber lachte noch gellender, und dabei begann es von einem Bein aufs andere zu springen, daß ich fürchtete, die dünnen Stäbchen müßten unter seinem klumpigen Leibe zusammenbrechen. Es war grausenvoll anzusehen, denn es funkte ihm dabei ordentlich aus seinen kleinen, schwarzen Augen."

Die Witwe hatte leise des Mädchens Hand gefaßt.

„Weißt du nun, wer der Feuermann ist!" sagte sie. Maren nickte.

„Das Allergrausenhafteste aber", fuhr Andrees fort, „war seine Stimme. ‚Wenn sie es wüßten, wenn sie es wüßten!' schrie er, ‚die Flegel, die Bauerntölpel!' Und dann sang er mit seiner schnarrenden, quäkenden Stimme ein seltsames Sprüchlein; immer von vorn nach hinten, als könne er sich gar daran nicht ersättigen. Wartet nur, ich bekomm's wohl noch beisammen!"

Und nach einigen Augenblicken fuhr er fort:

„Dunst ist die Welle,
Staub ist die Quelle!"

Die Mutter ließ plötzlich ihr Spinnrad stehen, das sie während der Erzählung eifrig gedreht hatte, und sah ihren

Sohn mit gespannten Augen an. Der aber schwieg wieder und schien sich zu besinnen.

„Weiter!“ sagte sie leise.

„Ich weiß nicht weiter, Mutter; es ist fort, und ich hab's mir unterwegs doch wohl hundertmal vorgesagt.“

Als aber Frau Stine mit unsicherer Stimme selbst fortfuhr:

„Stumm sind die Wälder,
Feuermann tanzet über die Felder!“

da setzte er rasch hinzu:

„Nimm dich in acht!
Eh' du erwacht,
Holt dich die Mutter
Heim in die Nacht!“

„Das ist das Sprüchlein der Regentrude!“ rief Frau Stine; „und nun rasch noch einmal! Und du, Maren, merk' wohl auf, damit es nicht wiederum verlorengeht!“

Und nun sprachen Mutter und Sohn noch einmal zusammen und ohne Anstoß:

„Dunst ist die Welle,
Staub ist die Quelle!
Stumm sind die Wälder,
Feuermann tanzet über die Felder!
Nimm dich in acht!
Eh' du erwacht,
Holt dich die Mutter
Heim in die Nacht!“

„Nun hat alle Not ein Ende!“ rief Maren; „nun wecken wir die Regentrude; morgen sind alle Felder wieder grün, und übermorgen gibt's Hochzeit!“ Und mit fliegenden Worten und glänzenden Augen erzählte sie ihrem Andrees, welches Versprechen sie dem Vater abgewonnen habe.

„Kind“, sagte die Witwe wieder, „weißt du denn auch den Weg zur Regentrude?“

„Nein, Mutter Stine; wißt Ihr denn auch den Weg nicht mehr?“

„Aber, Maren, es war ja die Urahne, die bei der Regentrude war; von dem Wege hat sie mir niemals was erzählt.“

„Nun, Andrees“, sagte Maren und faßte den Arm des jungen Bauern, der währenddes mit gerunzelter Stirn vor sich hingestarrt hatte, „so sprich du! Du weißt ja sonst doch immer Rat!“

„Vielleicht weiß ich auch jetzt wieder einen!“ entgegnete er bedächtig. „Ich muß heute mittag den Schafen noch Wasser hinauftragen. Vielleicht daß ich den Feuermann noch einmal hinter dem Dornbusch belauschen kann! Hat er das Sprüchlein verraten, wird er auch noch den Weg verraten; denn sein dicker Kopf scheint überzulaufen von diesen Dingen.“

Und bei diesem Entschluß blieb es. So viel sie auch hin und wieder redeten, sie wußten keinen bessern aufzufinden.

* * *

Bald darauf befand sich Andrees mit seiner Wassertracht droben auf dem Weideplatze. Als er in die Nähe des Riesenhügels kam, sah er den Kobold schon von weitem auf einem der Steine am Zwergloch sitzen. Er strählte sich mit seinen fünf ausgespreizten Fingern den roten Bart; und jedesmal, wenn er die Hand herauszog, löste sich ein Häufchen feuriger Flocken ab und schwebte in dem grellen Sonnenschein über die Felder dahin.

„Da bist du zu spät gekommen“, dachte Andrees, „heute wirst du nichts erfahren“, und wollte seitwärts, als habe er gar nichts gesehen, nach der Stelle abbiegen, wo noch immer der umgestürzte Zuber lag. Aber er wurde angerufen. „Ich dachte, du hätt'st mit mir zu reden!“ hörte er die Quäkstimme des Kobolds hinter sich.

Andrees kehrte sich um und trat ein paar Schritte zurück. „Was hätte ich mit Euch zu reden“, erwiderte er; „ich kenne Euch ja nicht.“

„Aber du möchtest den Weg zur Regentrude wissen?“

„Wer hat Euch denn das gesagt?“

„Mein kleiner Finger, und der ist klüger als mancher große Kerl.“

Andrees nahm all seinen Mut zusammen und trat noch ein paar Schritte näher zu dem Unding an den Hügel hinauf. „Euer kleiner Finger mag schon klug sein“, sagte er, „aber den Weg zur Regenfrau wird er doch nicht wissen, denn den wissen auch die allerklügsten Menschen nicht.“

Der Kobold blähte sich wie eine Kröte und fuhr ein paarmal mit seiner Klaue durch den Feuerbart, daß Andrees vor der herausströmenden Glut einen Schritt zurücktaumelte. Plötzlich aber den jungen Bauer mit dem Ausdrucke eines überlegenen Hohns aus seinen bösen, kleinen Augen anstarrend, schnarrte er ihn an: „Du bist zu einfältig, Andrees; wenn ich dir auch sagte, daß die Regentrude hinter dem großen Walde wohnt, so würdest du doch nicht wissen, daß hinter dem Walde eine hohle Weide steht!“

„Hier gilt's den Dummen spielen!“ dachte Andrees; denn obschon er sonst ein ehrlicher Bursche war, so hatte er doch auch seine gute Portion Bauernschlauheit mit auf die Welt bekommen. „Da habt Ihr recht“, sagte er und riß den Mund auf, „das würde ich freilich nicht wissen!“

„Und“, fuhr der Kobold fort, „wenn ich dir auch sagte, daß hinter dem Walde die hohle Weide steht, so würdest du doch nicht wissen, daß in dem Baum eine Treppe zum Garten der Regenfrau hinabführt.“

„Wie man sich doch verrechnen kann!“ rief Andrees. „Ich dachte, man könnte nur so geradeswegs hineinspazieren.“

„Und wenn du auch geradeswegs hineinspazieren könntest“, sagte der Kobold, „so würdest du immer noch nicht wissen, daß die Regentrude nur von einer reinen Jungfrau geweckt werden kann.“

„Nun freilich“, meinte Andrees, „da hilft's mir nichts; da will ich mich nur gleich wieder auf den Heimweg machen!“

Ein arglistiges Lächeln verzog den breiten Mund des

Kobolds. „Willst du nicht erst dein Wasser in den Zuber gießen?“ fragte er; „das schöne Viehzeug ist ja schier verschmachtet.“

„Da habt Ihr zum vierten Male recht!“ erwiderte der Bursche und ging mit seinen Eimern um den Hügel herum. Als er aber das Wasser in den heißen Zuber goß, schlug es zischend empor und verprasselte in weißen Dampfwolken in die Luft. „Auch gut!“ dachte er, „meine Schafe treibe ich mit mir heim, und morgen mit dem Frühesten geleite ich Maren zu der Regentrude. Die soll sie schon erwecken!“

Auf der andern Seite des Hügels aber war der Kobold von seinen Steinen aufgesprungen. Er warf seine rote Mütze in die Luft und kollerte sich mit wiehernden Gelächter den Berg hinab. Dann sprang er wieder auf seine dürren Spindelbeine, tanzte wie toll umher und schrie dabei mit seiner Quäkstimme einmal übers andere: „Der Kindskopf, der Bauerlümmel! dachte mich zu übertölpeln und weiß noch nicht, daß die Trude sich nur durch das rechte Sprüchlein wecken läßt. Und das Sprüchlein weiß keiner als Eckeneckepenn, und Eckeneckepenn das bin ich!“ —

Der böse Kobold wußte nicht, daß er am Vormittag das Sprüchlein selbst verraten hatte.

* * *

Auf die Sonnenblumen, die vor Marens Kammer im Garten standen, fiel eben der erste Morgenstrahl, als sie schon das Fenster aufstieß und ihren Kopf in die frische Luft hinaussteckte. Der Wiesenbauer, welcher nebenan im Alkoven des Wohnzimmers schlief, mußte davon erwacht sein; denn sein Schnarchen, das noch eben durch alle Wände drang, hatte plötzlich aufgehört. „Was treibst du, Maren?“ rief er mit schläfriger Stimme. „Fehlt's dir denn wo?“

Das Mädchen fuhr sich mit dem Finger an die Lippen, denn sie wußte wohl, daß der Vater, wenn er ihr Vorhaben erführe, sie nicht aus dem Hause lassen würde. Aber

sie faßte sich schnell. „Ich habe nicht schlafen können, Vater“, rief sie zurück, „ich will mit den Leuten auf die Wiesen; es ist so hübsch frisch heute morgen.“

„Hast das nicht nötig, Maren“, erwiderte der Bauer, „meine Tochter ist kein Dienstbot’.“ Und nach einer Weile fügte er hinzu: „Na, wenn’s dir Pläsier macht! Aber sei zur rechten Zeit wieder heim, eh’ die große Hitze kommt. Und vergiß mein Warmbier nicht!“ Damit warf er sich auf die andere Seite, daß die Bettstelle krachte, und gleich darauf hörte auch das Mädchen wieder das wohlbekannte, abgemessene Schnarchen.

Behutsam drückte sie ihre Kammertür auf. Als sie durch die Torfahrt ins Freie ging, hörte sie eben den Knecht die beiden Mägde wecken. „Es ist doch schnöd’“, dachte sie, „daß du so hast lügen müssen, aber“ — und sie seufzte dabei ein wenig — „was tut man nicht um seinen Schatz!“

Drüben in seinem Sonntagsstaat stand schon Andrees ihrer wartend. „Weißt du dein Sprüchlein noch?“ rief er ihr entgegen.

„Ja, Andrees! Und weißt du noch den Weg?“ Er nickte nur.

„So laß uns gehen!“ — Aber eben kam noch Mutter Stine aus dem Hause und steckte ihrem Sohne ein mit Met gefülltes Fläschchen in die Tasche. „Der ist noch von der Urahne“, sagte sie, „sie tat alle Zeit sehr geheim und kostbar damit, der wird euch guttun in der Hitze!“

Dann gingen sie im Morgenschein die stille Dorfstraße hinab, und die Witwe stand noch lange und schaute nach der Richtung, wo die jungen, kräftigen Gestalten verschwunden waren.

Der Weg der beiden führte hinter der Dorfmark über eine weite Heide. Danach kamen sie in den großen Wald. Aber die Blätter des Waldes lagen meist verdorrt am Boden, so daß die Sonne überall hindurchblitzte; sie wurden fast geblendet von den wechselnden Lichtern. — Als sie eine geraume Zeit zwischen den hohen Stämmen der Eichen und Buchen fortgeschritten waren, faßte das Mädchen die Hand des jungen Mannes.

„Was hast du, Maren?“ fragte er.

„Ich hörte unsere Dorfuhr schlagen, Andrees.“

„Ja, mir war es auch so.“

„Es muß sechs Uhr sein!“ sagte sie wieder. „Wer kocht denn dem Vater nun sein Warmbier? Die Mägde sind alle auf dem Felde.“

„Ich weiß nicht, Maren; aber das hilft nun doch weiter nicht!“

„Nein“, sagte sie, „das hilft nun weiter nicht. Aber weißt du denn auch noch unser Sprüchlein?“

„Freilich, Maren!

Dunst ist die Welle,
Staub ist die Quelle!“

Und als er einen Augenblick zögerte, sagte sie rasch:

„Stumm sind die Wälder,
Feuermann tanzet über die Felder!“

„O!“ rief sie, „wie brannte die Sonne!“

„Ja“, sagte Andrees und rieb sich die Wange, „es hat auch mir ordentlich einen Stich gegeben.“

Endlich kamen sie aus dem Walde, und dort, ein paar Schritte vor ihnen, stand auch schon der alte Weidenbaum. Der mächtige Stamm war ganz gehöhlt, und das Dunkel, das darin herrschte, schien tief in den Abgrund der Erde zu führen. Andrees stieg zuerst allein hinab, während Maren sich auf die Höhlung des Baumes lehnte und ihm nachzublicken suchte. Aber bald sah sie nichts mehr von ihm, nur das Geräusch des Hinabsteigens schlug noch an ihr Ohr. Ihr begann angst zu werden, oben um sie her war es so einsam, und von unten hörte sie endlich auch keinen Laut mehr. Sie steckte den Kopf tief in die Höhlung und rief: „Andrees, Andrees!“ Aber es blieb alles still, und noch einmal rief sie: „Andrees!“ — Da nach einiger Zeit war es ihr, als höre sie es von unten wieder heraufkommen, und allmählich erkannte sie auch die Stimme des jungen Mannes, der ihren Namen rief, und faßte seine Hand, die er ihr entgegenstreckte. „Es führt eine Treppe hinab“, sagte er, „aber sie ist steil und ausgebröckelt, und wer weiß, wie tief nach unten zu der Abgrund ist!“

Maren erschrak. „Fürchte dich nicht“, sagte er, „ich trage dich; ich habe einen sichern Fuß.“ Dann hob er das schlanke Mädchen auf seine breite Schulter; und als sie die Arme fest um seinen Hals gelegt hatte, stieg er behutsam mit ihr in die Tiefe. Dichte Finsternis umgab sie; aber Maren atmete doch auf, während sie so Stufe um Stufe wie in einem gewundenen Schneckengange hinabgetragen wurde; denn es war kühl hier im Innern der Erde. Kein Laut von oben drang zu ihnen herab; nur einmal hörten sie dumpf aus der Ferne die unterirdischen Wasser brausen, die vergeblich zum Lichte emporarbeiteten.

„Was war das?“ flüsterte das Mädchen.

„Ich weiß nicht, Maren.“

„Aber hat's denn noch kein Ende?“

„Es scheint fast nicht.“

„Wenn dich der Kobold nur nicht betrogen hat!“

„Ich denke nicht, Maren.“

So stiegen sie tiefer und tiefer. Endlich spürten sie wieder den Schimmer des Sonnenlichts unter sich, das mit jedem Tritte leuchtender wurde; zugleich aber drang auch eine erstickende Hitze zu ihnen herauf.

Als sie von der untersten Stufe ins Freie traten, sahen sie eine gänzlich unbekannte Gegend vor sich. Maren sah befremdet umher. „Die Sonne scheint aber doch dieselbe zu sein!“ sagte sie endlich.

„Kälter ist sie wenigstens nicht“, meinte Andrees, indem er das Mädchen zur Erde hob.

Von dem Platze, wo sie sich befanden, auf einem breiten Steindamm, lief eine Allee von alten Weiden in die Ferne hinaus. Sie bedachten sich nicht lange, sondern gingen, als sei ihnen der Weg gewiesen, zwischen den Reihen der Bäume entlang. Wenn sie nach der einen oder andern Seite blickten, so sahen sie in ein ödes, unabsehbares Tiefland, das so von aller Art Rinnen und Vertiefungen zerrissen war, als bestehe es nur aus einem endlosen Gewirre verlassener See- und Strombetten. Dies schien auch dadurch bestätigt zu werden, daß ein beklemmender Dunst, wie von vertrocknetem Schilf, die

Luft erfüllte. Dabei lagerte zwischen den Schatten der einzelnstehenden Bäume eine solche Glut, daß es den beiden Wanderern war, als sähen sie kleine, weiße Flammen über den staubigen Weg dahinfliegen. Andrees mußte an die Flocken aus dem Feuerbarte des Kobolds denken. Einmal war es ihm sogar, als sähe er zwei dunkle Augenringe in dem grellen Sonnenschein; dann wieder glaubte er deutlich neben sich das tolle Springen der kleinen Spindelbeine zu hören. Bald war es links, bald rechts an seiner Seite. Wenn er sich aber wandte, vermochte er nichts zu sehen; nur die glutheiße Luft zitterte flirrend und blendend vor seinen Augen. „Ja“, dachte er, indem er des Mädchens Hand erfaßte und beide mühsam vorwärts schritten, „sauer machst du's uns; aber recht behältst du heute nicht!“

Weiter und weiter gingen sie, der eine nur auf das immer schwerere Atmen des andern hörend. Der einförmige Weg schien kein Ende zu nehmen; neben ihnen unaufhörlich die grauen, halb entblätterten Weiden, seitwärts hüben und drüben unter ihnen die unheimlich dunstende Niederung.

Plötzlich blieb Maren stehen und lehnte sich mit geschlossenen Augen an den Stamm einer Weide. „Ich kann nicht weiter“, murmelte sie; „die Luft ist lauter Feuer.“

Da gedachte Andrees des Metfläschchens, das sie bis dahin unberührt gelassen hatten. — Als er den Stöpsel abgezogen, verbreitete sich ein Duft, als seien die Tausende von Blumen noch einmal zur Blüte auferstanden, aus deren Kelchen vor vielleicht mehr als hundert Jahren die Bienen den Honig zu diesem Tranke zusammengetragen hatten. Kaum hatten die Lippen des Mädchens den Rand der Flasche berührt, so schlug sie schon die Augen auf. „O“, rief sie, „auf welcher schönen Wiese sind wir denn?“

„Auf keiner Wiese, Maren; aber trink' nur, es wird dich stärken!“

Als sie getrunken hatte, richtete sie sich auf und schaute mit hellen Augen um sich her. „Trink' auch einmal, An-

drees", sagte sie; „ein Frauenzimmer ist doch nur ein elendiglich Geschöpf!"

„Aber das ist ein echter Tropfen!" rief Andrees, nachdem er auch gekostet hatte. „Mag der Himmel wissen, woraus die Urahne den gebraut hat!"

Dann gingen sie gestärkt und lustig plaudernd weiter. Nach einer Weile aber blieb das Mädchen wieder stehen. „Was hast du, Maren?" fragte Andrees.

„O nichts; ich dachte nur!"

„Was denn, Maren?"

„Siehst du, Andrees! Mein Vater hat noch sein halbes Heu draußen auf den Wiesen; und ich gehe da aus und will Regen machen!"

„Dein Vater ist ein reicher Mann, Maren; aber wir andern haben unser Fetzchen Heu schon längst in der Scheuer und unsere Frucht noch alle auf den dürren Halmen."

„Ja, ja, Andrees, du hast wohl recht; man muß auch an die andern denken!" Im stillen bei sich selber aber setzte sie nach einer Weile hinzu: „Maren, Maren, mach' dir keine Flausen vor; du tust ja doch alles nur von wegen deinem Schatz!"

So waren sie wieder eine Zeitlang fortgegangen, als das Mädchen plötzlich rief: „Was ist denn das? Wo sind wir denn? Das ist ja ein großer, ungeheurer Garten!"

Und wirklich waren sie, ohne zu wissen wie, aus der einförmigen Weidenallee in einen großen Park gelangt. Aus der weiten, jetzt freilich versengten Rasenfläche erhoben sich überall Gruppen hoher, prachtvoller Bäume. Zwar war ihr Laub zum Teil gefallen oder hing dürr oder schlaff an den Zweigen, aber der kühne Bau ihrer Äste strebte noch in den Himmel, und die mächtigen Wurzeln griffen noch weit über die Erde hinaus. Eine Fülle von Blumen, wie die beiden sie nie zuvor gesehen, bedeckte hier und da den Boden; aber alle diese Blumen waren welk und düftelos und schienen mitten in der höchsten Blüte von der tödlichen Glut getroffen zu sein.

„Wir sind am rechten Orte, denk' ich!" sagte Andrees.

Maren nickte. „Du mußt nun hier zurückbleiben, bis ich wiederkomme.“

„Freilich“, erwiderte er, indem er sich in dem Schatten einer großen Eiche ausstreckte. „Das übrige ist nun deine Sach’! Halt’ nur das Sprüchlein fest und verred’ dich nicht dabei!“ — —

So ging sie denn allein über den weiten Rasen und unter den himmelhohen Bäumen dahin, und bald sah der Zurückbleibende nichts mehr von ihr. Sie aber schritt weiter und weiter durch die Einsamkeit. Bald hörten die Baumgruppen auf, und der Boden senkte sich. Sie erkannte wohl, daß sie in dem ausgetrockneten Bette eines Gewässers ging; weißer Sand und Kiesel bedeckten den Boden, dazwischen lagen tote Fische und blinkten mit ihren Silberschuppen in der Sonne. In der Mitte des Beckens sah sie einen grauen, fremdartigen Vogel stehen; er schien ihr einem Reiher ähnlich zu sein, doch war er von solcher Größe, daß sein Kopf, wenn er ihn aufrichtete, über den eines Menschen hinwegragen mußte; jetzt hatte er den langen Hals zwischen den Flügeln zurückgelegt und schien zu schlafen. Maren fürchtete sich. Außer dem regungslosen, unheimlichen Vogel war kein lebendes Wesen sichtbar; nicht einmal das Schwirren einer Fliege unterbrach hier die Stille; wie ein Entsetzen lag das Schweigen über diesem Orte. Einen Augenblick trieb sie die Angst, nach ihrem Geliebten zu rufen, aber sie wagte es wiederum nicht, denn den Laut ihrer eigenen Stimme in dieser Öde zu hören, dünkte sie noch schauerlicher als alles andere.

So richtete sie denn ihre Augen fest in die Ferne, wo sich wieder dichte Baumgruppen über den Boden zu erheben schienen, und schritt weiter, ohne rechts oder links zu sehen. Der große Vogel rührte sich nicht, als sie mit leisem Tritt an ihm vorüberging, nur für einen Augenblick blitzte es schwarz unter der weißen Augenhaut hervor. — Sie atmete auf. — Nachdem sie noch eine weite Strecke hingeschritten, verengte sich das Seebette zu der Rinne eines mäßigen Baches, der unter einer breiten Lindengruppe durchführte. Das Geäste dieser mächtigen Bäume

war so dicht, daß ungeachtet des mangelhaften Laubes kein Sonnenstrahl hindurchdrang. Maren ging in dieser Rinne weiter; die plötzliche Kühle um sie her, das hohe, dunkle Gewölbe der Wipfel über ihr: es schien ihr fast, als gehe sie durch eine Kirche. Plötzlich aber wurden ihre Augen von einem blendenden Lichte getroffen; die Bäume hörten auf, und vor ihr erhob sich ein graues Gestein, auf das die grellste Sonne niederbrannte.

Maren selbst stand in einem leeren, sandigen Becken, in welches sonst ein Wasserfall über die Felsen hinabgestürzt sein mochte, der dann unterhalb durch die Rinne seinen Abfluß in den jetzt verdunsteten See gehabt hatte. Sie suchte mit den Augen, wo wohl der Weg zwischen den Klippen hinaufführe. Plötzlich aber schrak sie zusammen. Denn das dort auf der halben Höhe des Absturzes konnte nicht zum Gestein gehören; wenn es auch ebenso grau war und starr wie dieses in der regungslosen Luft lag, so erkannte sie doch bald, daß es ein Gewand sei, welches in Falten eine ruhende Gestalt bedeckte. — Mit verhaltenem Atem stieg sie näher. Da sah sie es deutlich; es war eine schöne, mächtige Frauengestalt. Der Kopf lag tief aufs Gestein zurückgesunken; die blonden Haare, die bis zur Hüfte hinabflossen, waren voll Staub und dürren Laubes. Maren betrachtete sie aufmerksam. „Sie muß sehr schön gewesen sein“, dachte sie, „ehe diese Wangen so schlaff und diese Augen so eingesunken waren. Ach, und wie bleich ihre Lippen sind! Ob es denn wohl die Regentrude sein mag? — Aber die da schläft nicht; das ist eine Tote! O, es ist entsetzlich einsam hier!“

Das kräftige Mädchen hatte sich indessen bald gefaßt. Sie trat ganz dicht herzu, und niederknieend und zu ihr hingebeugt, legte sie ihre frischen Lippen an das marmorblasse Ohr der Ruhenden. Dann all ihren Mut zusammennehmend, sprach sie laut und deutlich:

„Dunst ist die Welle,
Staub ist die Quelle!
Stumm sind die Wälder,
Feuermann tanzet über die Felder!“

Da rang sich ein tiefer, klagender Laut aus dem bleichen Munde hervor; doch das Mädchen sprach immer stärker und eindringlicher:

„Nimm dich in acht!
Eh' du erwacht,
Holt dich die Mutter
Heim in die Nacht!"

Da rauschte es sanft durch die Wipfel der Bäume, und in der Ferne donnerte es leise wie von einem Gewitter. Zugleich aber, und, wie es schien, von jenseits des Gesteins kommend, durchschnitt ein greller Ton die Luft, wie der Wutschrei eines bösen Tieres. Als Maren emporsah, stand die Gestalt der Trude hoch aufgerichtet vor ihr. „Was willst du?" fragte sie.

„Ach, Frau Trude", antwortete das Mädchen noch immer knieend. „Ihr habt so grausam lang geschlafen, daß alles Laub und alle Kreatur verschmachten will!"

Die Trude sah sie mit weit aufgerissenen Augen an, als mühe sie sich, aus schweren Träumen zu kommen. Endlich fragte sie mit tonloser Stimme: „Stürzt denn der Quell nicht mehr?"

„Nein, Frau Trude", erwiderte Maren.

„Kreist denn mein Vogel nicht mehr über dem See?"

„Er steht in der heißen Sonne und schläft."

„Weh'!" wimmerte die Regenfrau. „So ist es hohe Zeit. Steh auf und folge mir, aber vergiß nicht den Krug, der dort zu deinen Füßen liegt!"

Maren tat, wie ihr geheißen, und beide stiegen nun an der Seite des Gesteins hinauf. — Noch mächtigere Baumgruppen, noch wunderbarere Blumen waren hier der Erde entsprossen, aber auch hier war alles welk und düftelos. — Sie gingen an der Rinne des Baches entlang, der hinter ihnen seinen Abfall vom Gestein gehabt hatte. Langsam und schwankend schritt die Trude dem Mädchen voran, nur dann und wann die Augen traurig umherwendend. Dennoch meinte Maren, es bleibe ein grüner Schimmer auf dem Rasen, den ihr Fuß betreten, und wenn die grauen Gewänder über das dürre Gras schlepp-

ten, da rauschte es so eigen, daß sie immer darauf hinhören mußte. „Regnet es denn schon, Frau Trude?“ fragte sie.

„Ach nein, Kind, erst mußt du den Brunnen aufschließen!“

„Den Brunnen? Wo ist denn der?“

Sie waren eben aus einer Gruppe von Bäumen herausgetreten. „Dort!“ sagte die Trude, und einige tausend Schritte vor ihnen sah Maren einen ungeheuern Bau emporsteigen. Er schien von grauem Gestein zackig und unregelmäßig aufgetürmt; bis in den Himmel, meinte Maren, denn nach oben hinauf war alles wie in Duft und Sonnenglanz zerflossen. Am Boden aber wurde die in riesenhaften Erkern vorspringende Fronte überall von hohen, spitzbogigen Tor- und Fensterhöhlen durchbrochen, ohne daß jedoch von Fenstern oder Torflügeln selbst etwas zu sehen gewesen wäre.

Eine Weile schritten sie gerade daraufzu, bis sie durch den Uferabsturz eines Stromes aufgehalten wurden, der den Bau rings zu umgeben schien. Auch hier war jedoch das Wasser bis auf einen schmalen Faden, der noch in der Mitte floß, verdunstet; ein Nachen lag zerborsten auf der trockenen Schlammdecke des Strombettes.

„Schreite hindurch!“ sagte die Trude. „Über dich hat er keine Gewalt. Aber vergiß nicht, von dem Wasser zu schöpfen; du wirst es bald gebrauchen!“

Als Maren, dem Befehl gehorchend, von dem Ufer herabtrat, hätte sie fast den Fuß zurückgezogen, denn der Boden war hier so heiß, daß sie die Glut durch ihre Schuhe fühlte. „Ei was, mögen die Schuhe verbrennen!“ dachte sie und schritt rüstig mit ihrem Kruge weiter. Plötzlich aber blieb sie stehen; der Ausdruck des tiefsten Entsetzens trat in ihre Augen. Denn neben ihr zerriß die trockene Schlammdecke, und eine große, braunrote Faust mit krummen Fingern fuhr daraus hervor und griff nach ihr.

„Mut!“ hörte sie die Stimme der Trude hinter sich vom Ufer her.

Da erst stieß sie einen lauten Schrei aus, und der Spuk verschwand.

„Schließe die Augen!“ hörte sie wiederum die Trude rufen. — Da ging sie mit geschlossenen Augen weiter; als sie aber das Wasser ihren Fuß berühren fühlte, bückte sie sich und füllte ihren Krug. Dann stieg sie leicht und ungefährdet am andern Ufer wieder hinauf.

Bald hatte sie das Schloß erreicht und trat mit klopfendem Herzen durch eines der großen, offenen Tore. Drinnen aber blieb sie staunend an dem Eingange stehen. Das ganze Innere schien nur ein einziger, unermeßlicher Raum zu sein. Mächtige Säulen von Tropfstein trugen in beinahe unabsehbarer Höhe eine seltsame Decke; fast meinte Maren, es seien nichts als graue, riesenhafte Spinngewebe, die überall in Bauschen und Spitzen zwischen den Knäufen der Säulen herabhingen. Noch immer stand sie wie verloren an derselben Stelle und blickte bald vor sich hin, bald nach einer und der andern Seite, aber diese ungeheuern Räume schienen außer nach der Fronte zu, durch welche Maren eingetreten war, ganz ohne Grenzen zu sein; Säule hinter Säule erhob sich, und wie sehr sie sich auch anstrengte, sie konnte nirgends ein Ende absehen. Da blieb ihr Auge an einer Vertiefung des Bodens haften. Und siehe! Dort, unweit von ihr, war der Brunnen; auch den goldenen Schlüssel sah sie auf der Falltür liegen.

Während sie darauf zuging, bemerkte sie, daß der Fußboden nicht etwa, wie sie es in ihrer Dorfkirche gesehen, mit Steinplatten, sondern überall mit vertrockneten Schilf- und Wiesenpflanzen bedeckt war. Aber es nahm sie jetzt schon nichts mehr wunder.

Nun stand sie am Brunnen und wollte eben den Schlüssel ergreifen; da zog sie rasch die Hand zurück. Denn deutlich hatte sie es erkannt, der Schlüssel, der ihr in dem grellen Lichte eines von außen hereinfallenden Sonnenstrahls entgegenleuchtete, war von Glut und nicht von Golde rot. Ohne Zaudern goß sie ihren Krug darüber aus, daß das Zischen des verdampfenden Wassers in den weiten Räumen widerhallte. Dann schloß sie rasch den Brunnen auf. Ein frischer Duft stieg aus der Tiefe, als sie die Falltür zurückgeschlagen hatte, und erfüllte bald

alles mit einem feinen, feuchten Staube, der wie ein zartes Gewölk zwischen den Säulen emporstieg.

Sinnend und in der frischen Kühle aufatmend, ging Maren umher. Da begann zu ihren Füßen ein neues Wunder. Wie ein Hauch rieselte ein lichtes Grün über die verdorrte Pflanzendecke, die Halme richteten sich auf, und bald wandelte das Mädchen durch eine Fülle sprießender Blätter und Blumen. Am Fuße der Säulen wurde es blau von Vergißmeinnicht; dazwischen blühten gelbe und braunviolette Iris auf und verhauchten ihren zarten Duft. An den Spitzen der Blätter klommen Libellen empor, prüften ihre Flügel und schwebten dann schillernd und gaukelnd über den Blumenkelchen, während der frische Duft, der fortwährend aus dem Brunnen stieg, immer mehr die Luft erfüllte und wie Silberfunken in den hereinfallenden Sonnenstrahlen tanzte.

Indessen Maren noch des Entzückens und Bestaunens kein Ende finden konnte, hörte sie hinter sich ein behagliches Stöhnen wie von einer süßen Frauenstimme. Und wirklich, als sie ihre Augen nach der Vertiefung des Brunnens wandte, sah sie auf dem grünen Moosrande, der dort emporgekeimt war, die ruhende Gestalt einer wunderbar schönen, blühenden Frau. Sie hatte ihren Kopf auf den nackten, glänzenden Arm gestützt, über den das blonde Haar wie in seidenen Wellen herabfiel, und ließ ihre Augen oben zwischen den Säulen an der Decke wandern.

Auch Maren blickte unwillkürlich hinauf. Da sah sie nun wohl, daß das, was sie für große Spinngewebe gehalten, nichts anderes sei als die zarten Florgewebe der Regenwolken, die durch den aus dem Brunnen aufsteigenden Duft gefüllt und schwer und schwerer wurden. Eben hatte sich ein solches Gewölk in der Mitte der Decke abgelöst und sank leise schwebend herab, so daß Maren das Gesicht der schönen Frau am Brunnen nur noch wie durch einen grauen Schleier leuchten sah. Da klatschte diese in die Hände, und sogleich schwamm die Wolke der nächsten Fensteröffnung zu und floß durch dieselbe ins Freie hinaus.

„Nun!“ rief die schöne Frau. „Wie gefällt dir das?“ Und dabei lächelte ihr roter Mund, und ihre weißen Zähne blitzten.

Dann winkte sie Maren zu sich, und diese mußte sich neben ihr ins Moos setzen; und als eben wieder ein Duftgewebe von der Decke niedersank, sagte sie: „Nun klatsch' in deine Hände!“ und als Maren das getan und auch diese Wolke, wie die erste, ins Freie hinausgezogen war, rief sie: „Siehst du wohl, wie leicht das ist! Du kannst es besser noch als ich!“

Maren betrachtete verwundert die schöne, übermütige Frau. „Aber“, fragte sie, „wer seid Ihr denn so eigentlich?“

„Wer ich bin? Nun, Kind, bist du aber einfältig!“

Das Mädchen sah sie noch einmal mit ungewissen Augen an; endlich sagte sie zögernd: „Ihr seid doch nicht gar die Regentrude?“

„Und wer sollte ich denn anders sein?“

„Aber verzeiht! Ihr seid ja so schön und lustig jetzt!“

Da wurde die Trude plötzlich ganz still. „Ja“, rief sie, „ich muß dir dankbar sein. Wenn du mich nicht geweckt hättest, wäre der Feuermann Meister geworden, und ich hätte wieder hinab müssen zu der Mutter unter die Erde!“ Und indem sie ein wenig wie vor innerem Grauen die weißen Schultern zusammenzog, setzte sie hinzu: „Und es ist ja doch so schön und grün hier oben!“

Dann mußte Maren erzählen, wie sie hierher gekommen, und die Trude legte sich ins Moos zurück und hörte zu. Mitunter pflückte sie eine der Blumen, die neben ihr emporsproßten, und steckte sie sich oder dem Mädchen ins Haar. Als Maren von dem mühseligen Gange auf dem Weidendamme berichtete, seufzte die Trude und sagte: „Der Damm ist einst von euch Menschen selbst gebaut worden; aber es ist schon lange, lange her! Solche Gewänder, wie du sie trägst, sah ich nie bei ihren Frauen. Sie kamen damals öfters zu mir, ich gab ihnen Keime und Körner zu neuen Pflanzen und Getreiden, und sie brachten mir zum Dank von ihren Früchten. Wie sie meiner nicht vergaßen, so vergaß ich ihrer nicht, und

ihre Felder waren niemals ohne Regen. Seit lange aber sind die Menschen mir entfremdet, es kommt niemand mehr zu mir. Da bin ich denn vor Hitze und lauter Langerweile eingeschlafen, und der tückische Feuermann hätte fast den Sieg erhalten."

Maren hatte sich währenddessen ebenfalls mit geschlossenen Augen auf das Moos zurückgelegt; es taute so sanft um sie her, und die Stimme der schönen Trude klang so süß und traulich.

„Nur einmal", fuhr diese fort, „aber das ist auch schon lange her, ist noch ein Mädchen gekommen, sie sah fast aus wie du und trug fast ebensolche Gewänder. Ich schenkte ihr von meinem Wiesenhonig, und das war die letzte Gabe, die ein Mensch aus meiner Hand empfangen hat!"

„Seht nur", sagte Maren, „das hat sich gut getroffen! Jenes Mädchen muß die Urahne von meinem Schatz gewesen sein, und der Trank, der mich heute so gestärkt hat, war gewiß von Eurem Wiesenhonig!"

Die Regenfrau dachte wohl noch an ihre junge Freundin von damals, denn sie fragte: „Hat sie denn noch so schöne, braune Löckchen an der Stirn?"

„Wer denn, Frau Trude?"

„Nun, die Urahne, wie du sie nennst!"

„O nein, Frau Trude", erwiderte Maren, und sie fühlte sich in diesem Augenblicke ihrer mächtigen Freundin fast ein wenig überlegen, — „die Urahne ist ja ganz steinalt geworden!"

„Alt?" fragte die schöne Frau. Sie verstand das nicht, denn sie kannte nicht das Alter.

Maren hatte große Mühe, ihr es zu erklären. „Merket nur!" sagte sie endlich, „graues Haar und rote Augen und häßlich und verdrießlich sein! Seht, Frau Trude, das nennen wir alt!"

„Freilich", erwiderte diese, „ich entsinne mich nun; es waren auch solche unter den Frauen der Menschen; aber die Urahne soll zu mir kommen, ich mache sie wieder froh und schön."

Maren schüttelte den Kopf. „Das geht ja nicht, Frau Trude“, sagte sie, „die Urahne ist ja längst unter der Erde.“

Die Trude seufzte. „Arme Urahne.“

Hierauf schwiegen beide, während sie noch immer behaglich ausgestreckt im weichen Moose lagen. „Aber Kind!“ rief plötzlich die Trude, „da haben wir über all dem Geplauder ja ganz das Regenmachen vergessen. Schlag' doch nur die Augen auf! Wir sind ja unter lauter Wolken ganz begraben; ich sehe dich schon gar nicht mehr!“

„Ei, da wird man ja naß wie eine Katze!“ rief Maren, als sie die Augen aufgeschlagen hatte.

Die Trude lachte. „Klatsch' nur ein wenig in die Hände, aber nimm dich in acht, daß du die Wolken nicht zerreißt!“

So begannen beide leise in die Hände zu klopfen; und alsbald entstand ein Gewoge und Geschiebe, die Nebelgebilde drängten sich nach den Öffnungen und schwammen, eins nach dem andern, ins Freie hinaus. Nach kurzer Zeit sah Maren schon wieder den Brunnen vor sich und den grünen Boden mit den gelben und violetten Irisblüten. Dann wurden auch die Fensterhöhlen frei, und sie sah weithin über den Bäumen des Gartens die Wolken den ganzen Himmel überziehen. Allmählich verschwand die Sonne. Noch ein paar Augenblicke, und sie hörte es draußen wie einen Schauer durch die Blätter der Bäume und Gebüsche wehen, und dann rauschte es hernieder, mächtig und unablässig.

Maren saß aufgerichtet mit gefalteten Händen. „Frau Trude, es regnet“, sagte sie leise.

Diese nickte kaum merklich mit ihrem schönen, blonden Kopfe; sie saß wie träumend.

Plötzlich aber entstand draußen ein lautes Prasseln und Heulen, und als Maren erschrocken hinausblickte, sah sie aus dem Bette des Umgebungsstromes, den sie kurz vorher überschritten hatte, sich ungeheure, weiße Dampfwolken stoßweise in die Luft erheben. In demselben Augenblicke fühlte sie sich auch von den Armen der schönen Regenfrau umfangen, die sich zitternd an das neben ihr

ruhende junge Menschenkind schmiegte. „Nun gießen sie den Feuermann aus“, flüsterte sie, „horch nur, wie er sich wehrt! Aber es hilft ihm doch nichts mehr!“

Eine Weile hielten sie sich so umschlossen; da wurde es stille draußen, und es war nun nichts zu hören als das sanfte Rauschen des Regens. — Da standen sie auf, und die Trude ließ die Falltür des Brunnens herab und verschloß sie.

Maren küßte ihre weiße Hand und sagte: „Ich danke Euch, liebe Frau Trude, für mich und alle Leute in unserm Dorfe! Und“ — setzte sie ein wenig zögernd hinzu — „nun möchte ich wieder heimgehen!“

„Schon gehen?“ fragte die Trude.

„Ihr wißt es ja, mein Schatz wartet auf mich; er mag schon wacker naß geworden sein.“

Die Trude erhob den Finger. „Wirst du ihn auch später niemals warten lassen?“

„Gewiß nicht, Frau Trude!“

„So geh’, mein Kind; und wenn du heimkommst, so erzähle den andern Menschen von mir, daß sie meiner fürder nicht vergessen. — Und nun komm! Ich werde dich geleiten.“

Draußen unter dem frischen Himmelstau war schon überall das Grün des Rasens und an Baum und Büschen das Laub hervorgesprossen. — Als sie an den Strom kamen, hatte das Wasser sein ganzes Bette wieder ausgefüllt, und als erwarte er sie, ruhte der Kahn, wie von unsichtbarer Hand wieder hergestellt, schaukelnd an dem üppigen Grase des Uferrandes. Sie stiegen ein, und leise glitten sie hinüber, während die Tropfen spielend und klingend in die Flut fielen. Da, als sie eben an das andere Ufer traten, schlugen neben ihnen die Nachtigallen ganz laut aus dem Dunkel des Gebüsches. „O“, sagte die Trude und atmete so recht aus Herzensgrunde, „es ist noch Nachtigallenzeit, es ist noch nicht zu spät!“

Da gingen sie an dem Bache entlang, der zu dem Wasserfalle führte. Der stürzte sich schon wieder tosend über die Felsen und floß dann strömend in der breiten

Rinne unter den dunkeln Linden fort. Sie mußten, als sie hinabgestiegen waren, an der Seite unter den Bäumen hingehen. Als sie wieder ins Freie traten, sah Maren den fremden Vogel in großen Kreisen über einem See schweben, dessen weites Becken sich zu ihren Füßen dehnte. Bald gingen sie unten längs dem Ufer hin, fortwährend die süßesten Düfte atmend und auf das Anrauschen der Wellen horchend, die über glänzende Kiesel an dem Strande hinaufströmten. Tausende von Blumen blühten überall; auch Veilchen und Maililien bemerkte Maren, und andere Blumen, deren Zeit eigentlich längst vorüber war, die aber wegen der bösen Glut nicht hatten zur Entfaltung kommen können. „Die wollen auch nicht zurückbleiben“, sagte die Trude, „das blüht nun alles durcheinander hin.“

Mitunter schüttelte sie ihr blondes Haar, daß die Tropfen wie Funken um sie hersprühten, oder sie schränkte ihre Hände zusammen, daß von ihren vollen, weißen Armen das Wasser wie in eine Muschel hinabfloß. Dann wieder riß sie die Hände auseinander, und wo die hingesprühten Tropfen die Erde berührten, da stiegen neue Düfte auf, und ein Farbenspiel von frischen, nie gesehenen Blumen drängte sich leuchtend aus dem Rasen.

Als sie um den See herum waren, blickte Maren noch einmal auf die weite, bei dem niederfallenden Regen kaum übersehbare Wasserfläche zurück; es schauerte sie fast bei dem Gedanken, daß sie am Morgen trockenen Fußes durch die Tiefe gegangen sei. Bald mußten sie dem Platze nahe sein, wo sie ihren Andrees zurückgelassen hatte. Und richtig! Dort unter den hohen Bäumen lag er mit aufgestütztem Arm; er schien zu schlafen. Als aber Maren auf die schöne Trude blickte, wie sie mit dem roten, lächelnden Munde so stolz neben ihr über den Rasen schritt, erschien sie sich plötzlich in ihren bäuerischen Kleidern so plump und häßlich, daß sie dachte: „Ei, das tut nicht gut, die braucht der Andrees nicht zu sehen!“ Laut aber sprach sie: „Habt Dank für Euer Geleite, Frau Trude, ich finde mich nun schon selber!“

„Aber ich muß doch deinen Schatz noch sehen!“

„Bemüht Euch nicht, Frau Trude“, erwiderte Maren, „es ist eben ein Bursch wie die anderen auch und just gut genug für ein Mädel vom Dorf.“

Die Trude sah sie mit durchdringenden Augen an. „Schön bist du, Närrchen!“ sagte sie und erhob drohend ihren Finger: „Bist du denn aber auch in deinem Dorf die Allerschönste?“

Da stieg dem hübschen Mädchen das Blut ins Gesicht, daß ihr die Augen überliefen. Die Trude aber lächelte schon wieder. „So merk' denn auf!“ sagte sie; „weil nun doch alle Quellen wieder springen, so könnt ihr einen kürzern Weg haben. Gleich unten links am Weidendamm liegt ein Nachen. Steigt getrost hinein; er wird euch rasch und sicher in eure Heimat bringen! — Und nun leb' wohl!“ rief sie und legte ihren Arm um den Nacken des Mädchens und küßte sie. „O, wie süß frisch schmeckt doch solch ein Menschenmund!“

Dann wandte sie sich und ging unter den fallenden Tropfen über den Rasen dahin. Dabei hub sie an zu singen; das klang süß und eintönig; und als die schöne Gestalt zwischen den Bäumen verschwunden war, da wußte Maren nicht, hörte sie noch immer aus der Ferne den Gesang, oder war es nur das Rauschen des niederfallenden Regens.

Eine Weile noch blieb das Mädchen stehen; dann wie in plötzlicher Sehnsucht streckte sie die Arme aus. „Lebt wohl, schöne, liebe Regentrude, lebt wohl!“ rief sie. — Aber keine Antwort kam zurück; sie erkannte es nun deutlich, es war nur noch der Regen, der herniederrauschte.

Als sie hierauf langsam dem Eingange des Gartens zuschritt, sah sie den jungen Bauer hochaufgerichtet unter den Bäumen stehen. — „Wonach schaust du denn so?“ fragte sie, als sie näher gekommen war.

„Alle Tausend, Maren!“ rief Andrees, „was war denn das für ein sauber Weibsbild?“

Das Mädchen aber ergriff den Arm des Burschen und drehte ihn mit einem derben Ruck herum. „Guck dir nur

nicht die Augen aus!“ sagte sie, „das ist keine für dich; das war die Regentrude!“

Andrees lachte. „Nun, Maren“, erwiderte er, „daß du sie richtig aufgeweckt hattest, das hab’ ich hier schon merken können; denn so naß, mein’ ich, ist der Regen noch nimmer gewesen, und so etwas von Grünwerden hab’ ich auch all mein Lebtag noch nicht gesehen! — Aber nun komm! Wir wollen heim, und dein Vater soll uns sein Wort einlösen.“

Unten am Weidendamm fanden sie den Nachen und stiegen ein. Das ganze weite Tiefland war schon überflutet; auf dem Wasser und in der Luft lebte es von aller Art Gevögel; die schlanken Seeschwalben schossen schreiend über ihnen hin und tauchten die Spitzen ihrer Flügel in die Flut, während die Silbermöve majestätisch neben ihrem fortschießenden Kahne dahinschwamm; auf den grünen Inselchen, an denen sie hier und dort vorbeikamen, sahen sie die Bruushähne mit den goldenen Kragen ihre Kampfspiele halten.

So glitten sie rasch dahin. Noch immer fiel der Regen, sanft, doch unablässig. Jetzt aber verengte sich das Wasser, und bald war es nur noch ein mäßig breiter Bach.

Andrees hatte schon eine Zeitlang mit der Hand über den Augen in die Ferne geblickt. „Sieh doch, Maren“, rief er, „ist das nicht meine Roggenkoppel?“

„Freilich, Andrees; und prächtig grün ist sie geworden! Aber siehst du denn nicht, daß es unser Dorfbach ist, auf dem wir fahren?“

„Richtig, Maren; aber was ist denn das dort? Das ist ja alles überflutet?“

„Ach, du lieber Gott!“ rief Maren, „das sind ja meines Vaters Wiesen! Sieh nur, das schöne Heu, es schwimmt ja alles!“

Andrees drückte dem Mädchen die Hand. „Laß nur, Maren!“ sagte er, „der Preis ist, denk’ ich, nicht zu hoch, und meine Felder tragen ja nun um desto besser!“

Bei der Dorflinde legte der Nachen an. Sie traten ans Ufer, und bald gingen sie Hand in Hand die Straße hinab. Da wurde ihnen von allen Seiten freundlich zu-

genickt; denn Mutter Stine mochte in ihrer Abwesenheit doch ein wenig geplaudert haben.

„Es regnet!“ riefen die Kinder, die unter den Tropfen durch über die Straße liefen. „Es regnet!“ sagte der Vetter Schulze, der behaglich aus seinem offenen Fenster schaute und den beiden mit kräftigem Drucke die Hand schüttelte. „Ja, ja, es regnet!“ sagte auch der Wiesenbauer, der wieder mit der Meerschaumpfeife in der Torfahrt seines stattlichen Hauses stand, „und du, Maren, hast mich heute morgen wacker angelogen. Aber kommt nur herein, ihr beiden! Der Andrees, wie der Vetter Schulze sagt, ist allewege ein guter Bursch, seine Ernte wird heuer auch noch gut, und wenn es etwan wieder drei Jahre Regen geben sollte, so ist es am Ende doch so übel nicht, wenn Höhen und Tiefen beieinander kommen. Drum geht hinüber zu Mutter Stine, da wollen wir die Sache allfort in Richtigkeit bringen!“

* * *

Mehrere Wochen waren seitdem vergangen. Der Regen hatte längst wieder aufgehört, und die letzten, schweren Erntewagen waren mit Kränzen und flatternden Bändern in die Scheuern eingefahren; da schritt im schönsten Sonnenschein ein großer Hochzeitszug der Kirche zu. Maren und Andrees waren die Brautleute; hinter ihnen gingen Hand in Hand Mutter Stine und der Wiesenbauer. Als sie fast bei der Kirchtür angelangt waren, daß sie schon den Choral vernahmen, den drinnen zu ihrem Empfang der alte Kantor auf der Orgel spielte, zog plötzlich ein weißes Wölkchen über ihnen am blauen Himmel auf, und ein paar leichte Regentropfen fielen der Braut in ihren Kranz. — „Das bedeutet Glück!“ riefen die Leute, die auf dem Kirchhof standen. „Das war die Regentrude!“ flüsterten Braut und Bräutigam und drückten sich die Hände.

Dann trat der Zug in die Kirche; die Sonne schien wieder, die Orgel aber schwieg, und der Priester verrichtete sein Werk.

Der Spiegel des Cyprianus.

Das Grafenschloß — eigentlich war es eine Burg — lag frei auf der Höhe; uralte Föhren und Eichen ragten mit ihren Wipfeln aus der Tiefe; und über ihnen und den Wäldern und Wiesen, die sich unterhalb des Berges ausbreiteten, lag der Sonnenglanz des Frühlings. Drinnen aber waltete Trauer; denn das einzige Söhnlein des Grafen war von unerklärlichem Siechtum befallen; und die vornehmsten Ärzte, die herbeigerufen wurden, vermochten den Ursprung des Übels nicht zu erkennen.

Im verhangenen Gemache lag der Knabe schlafend mit blutlosem Antlitz. Zwei Frauen saßen je zu einer Seite des Bettes, mit dem gespannten Blick der Sorge ihn betrachtend; die eine alt, in der Kleidung einer vornehmeren Dienerin, die andere, unverkennbar die Dame des Hauses, fast jung noch, aber die Spuren vergangenen Leides in dem blassen, gütevollen Angesicht. — In den schönsten Tagen ihrer Jugend hatte der Graf um sie, das wenig begüterte Fräulein, geworben; aber da schon nichts mehr fehlte als das ausgesprochene Wort, hatte er sich abgewandt. Eine reiche, schöne Dame, die dem armen Fräulein den stattlichen Gemahl und dessen Herrschaft neidete, hatte den leichtblütigen Mann in ihrem Liebesnetz verstrickt; und während diese als Herrin in das Grafenschloß einzog, blieb die Verlassene in dem Witwenstübchen ihrer Mutter.

Aber das Glück der jungen Gräfin hatte keinen Bestand. Als sie nach Jahresfrist dem kleinen Kuno das Leben gegeben, wurde sie von einem bösen Kindbettfieber hingerafft; und als wiederum ein Jahr vorbei war, da

wußte der Graf für sein verwaistes Söhnlein keine bessere Mutterhand als die, welche er einst verschmäht hatte. Und sie mit ihrem stillen Herzen vergab ihm alle Kränkung und wurde jetzt sein Weib. — So saß sie nun sorgend und wachend bei dem Kinde ihrer einstigen Nebenbuhlerin.

„Er schläft jetzt ruhig", sagte die Alte; „Frau Gräfin sollten auch ein wenig ruhen."

„Nicht doch, Amme", erwiderte die sanfte Frau; „ich bedarf's noch nicht; ich sitze hier ja gut in meinem weichen Sessel."

„Aber die vielen Nächte durch! Es ist doch nimmer ein Schlaf, wenn der Mensch nicht aus den Kleidern kommt." Und nach einer Weile setzte sie hinzu: „Es hat nicht immer solche Stiefmütter gegeben hier im Schloß."

„Du mußt mich nicht so loben, Amme!"

„Kennt Ihr denn nicht die Geschichte von dem Spiegel des Cyprianus?" sagte wiederum die Alte; und als die Gräfin es verneinte, fuhr sie fort: „So will ich sie Euch erzählen; es hilft die Gedanken zerstreuen. Und seht nur, wie das Kind schläft, der Atem geht ganz ruhig aus dem kleinen Munde! — Nehmt noch dies Kissen unterm Kreuz, und nun die Füßchen auf den Schemel hier! — Und nun wartet ein Weilchen, daß ich mich recht besinne."

Dann, als die Gräfin sich in die Kissen gesetzt und ihr freundlich zugenickt hatte, begann die erfahrene Dienerin des Hauses ihre Erzählung:

„Vor über hundert Jahren hat einmal eine Gräfin in diesem Schlosse gelebt; die ist von allen Leuten nur die gute Gräfin genannt worden. Der Name hat auch recht gehabt; denn sie ist demütig in ihrem Herzen gewesen und hat die Armen und Niedrigen nicht gering geachtet. Aber eine frohe Gräfin ist sie nicht gewesen. Wenn sie unten im Dorfe hülfebringend in die Wohnungen der Kätner gegangen, so hat sie mit Leid auf die Häuflein der Kinder geblickt, die ihr oft den Eingang in die niedrigen Türen versperrten, und dabei gedacht: ‚Was gäbst du nicht hin um ein einziges solcher pausbäckiger Englein!' Denn

schon zehn Jahre lebte sie mit ihrem Gemahl; aber ihre Ehe blieb ungesegnet; auch war ihr nicht, wie Euer Gnaden, ein mutterlos Kind vom Herrgott in den Arm gelegt, dem sie den Schatz ihrer Liebe hätte schenken können. Der Graf, sonst ein gerechter Mann und der guten Gräfin in Treuen zugetan, hatte begonnen, mitunter finster dreinzusehen, daß ihm der Erbe seiner großen Herrschaft noch immer nicht geboren wurde. — Du lieber Gott!" — unterbrach sich die Erzählerin — „den Reichen fehlt's; und die Armen wünschen oft vergebens, daß sie von ihrem Häuflein ein Englein oder zwei im Himmel hätten, die droben für sie beten könnten."

„Erzähle weiter!" bat ihre Herrin; und die Alte fuhr fort:

„Es ist in der letzten Zeit des großen Krieges gewesen, und das Schloß hier noch oft von Feindes und Freundes Truppen überzogen worden, da hat es sich eines Tags begeben, daß ein alter Arzt, der mit den Schweden ins Land gekommen, bei einem Gefecht, dort hinten an dem Walde, von einer kaiserlichen Kugel verwundet worden, während er des Ausgangs harrend bei seinem Theriakskasten Wache hielt. Der Mann, welcher Cyprianus geheißen, ist hier ins Schloß getragen und, obwohl die Herrschaft gut kaiserlich gewesen, von der guten Gräfin mit großer Hingebung gepflegt worden. Sie hat eine glückliche Hand gehabt; doch ist viel Zeit darüber hingegangen. Der Friede ist schon geschlossen gewesen, als sie noch oft in dem kleinen Würzgärtlein hinter dem Schlosse an der Seite des genesenden Greises auf und ab gewandelt ist und seinen Reden von den Kräften und Geheimnissen der Natur gelauscht hat. Manchen Wink und manches Heilmittel aus den Kräutern der Berge hat er ihr angegeben, das später ihren Kranken zugute kommen konnte. Und so ist allmählich zwischen der schönen Frau und dem alten, weisen Meister eine gegenseitige, dankbare Freundschaft entstanden.

„Um diese Zeit ist auch der Graf, welcher seit einem Jahre in der Armee des Kaisers mit zu Felde gelegen, auf

sein Schloß zurückgekehrt. Als nun die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, glaubte der Arzt mit seinen forschenden Augen den Zug eines stillen Kummers in dem Gesicht der guten Gräfin zu erkennen; doch die Bescheidenheit des Alters hatte immer noch eine Frage darüber auf seinen Lippen zurückgehalten. Als er aber eines Tages ein Weib von den schwarzen, fahrenden Leuten, die derzeit unter ihrem Herzog Michel durch das ganze Reich zogen, aus ihrer Kammer schlüpfen sehen, da hat er abends beim Lustwandeln in dem Gärtlein ihre Hand genommen und ihr eindringlich zugeredet: ‚Ihr wisset, gnädige Gräfin, ich trage ein väterlich Herz zu Euch; so saget mir auch, was ließet Ihr um Mittag, da Euer Herr sein Schläfchen tat, die arge Heidin in Eure Kammer?‘

„Die gute Gräfin erschrak; aber als sie in das milde Gesicht des Greises sah, da sprach sie: ‚Ich habe ein großes Leid, Meister Cyprianus, und möchte wissen, ob noch eine Zeit kommt, wo es von mir genommen wäre.‘

„‚So öffnet mir Euer Herz!‘ entgegnete er; ‚vielleicht, daß ich bessern Rat weiß als jene fahrenden Leute, die wohl den Betrug der Leichtgläubigen, aber keineswegs die Zukunft verstehen!“

„Auf diese Worte hat die Gräfin dem alten Meister ihren Kummer vertraut, und wie sie durch ihre Kinderlosigkeit sogar das Herz ihres Gemahls zu verlieren fürchte.

„Sie gingen währenddessen an der Umfassungsmauer des Gärtleins entlang, und Cyprianus schaute über die unten liegenden Wälder hinaus, auf die schon der rote Abendschein sich legte. ‚Die Sonne scheidet‘, sprach er; ‚und wenn sie morgen emporsteigt, so muß sie mich auf der Reise nach meinem Heimatlande sehen. Aber ich schulde Euch Leben und Gesundheit, und so will ich denn gebeten haben, wollet eine Dankesgabe, die ich durch sichere Hand aus der Heimat an Euch senden werde, nicht verschmähen.‘

„‚So müßt Ihr wirklich fort, Meister Cyprianus?‘ rief die trauernde Frau. ‚Da wird mein liebreichster Tröster mich verlassen!‘

„‚Klaget darüber nicht, Frau Gräfin!‘ entgegnete er; ‚die Gabe, von der ich sprach, ist ein speculum, zu deutsch ein Spiegel, unter sondrer Kreuzung der Gestirne und in der heilbringendsten Zeit des Jahres gefertigt. Wollet ihn in Eure Kammer stellen und dort nach Frauen Art gebrauchen, so dürfte er Euch bald bessere Kunde bringen als die trügerischen Leute der Heide. — — Man hält mich‘, setzte der Greis geheimnisvoll lächelnd hinzu, ‚in meiner Heimat für nicht unkundig der Dinge der Natur.‘“ Die Erzählerin unterbrach sich. — „Ihr wisset wohl, gnädige Gräfin, daß der Name Cyprianus später im ganzen Norden als eines mächtigen Zauberers bekannt geworden ist. Die Bücher, die er geschrieben, hat man nach seinem Tode in dem unterirdischen Gewölbe eines Schlosses an Ketten gelegt, weil man geglaubt hat, es seien böse, das Heil der Seele gefährdende Dinge darin enthalten. Aber die das getan, haben sich geirrt, oder sie sind selbst nicht reinen Herzens gewesen; denn — wie Cyprianus während seines Aufenthalts in diesem Hause oft gesagt haben soll — ‚die Kräfte der Natur sind niemals böse in gerechter Hand.‘

„Aber ich will in meiner Geschichte fortfahren. — Einige Monde später, nachdem der Meister unter trostvollem Zuspruch an die beiden Ehegatten das Schloß verlassen hatte, hielt eines Tages ein Wägelchen mit einer großen Holzkiste auf dem Hofe; und da der Graf und seine Gemahlin, welche in der Nachmittagsstunde müßig am Fenster standen, von Neugierde getrieben hinabgegangen waren, ward ihnen von dem Fuhrmann ein auf Pergament geschriebener Brief des Cyprianus überreicht. Die Kiste aber enthielt die bei seinem Abschiede verheißene Dankesgabe. ‚Möge‘ — so lautete das Schreiben — ‚dieser Spiegel so viele Tage der Freude eurem Leben zulegen, als er mich Stunden heiligster Arbeit gekostet hat. Wollet aber nicht vergessen, das Letzte in allen Dingen steht allezeit in der Hand des unergründlichen Gottes. — Nur eines ist zu verhüten. Niemals darf das Bild einer argen Tat in diesen Spiegel fallen; die heilsamen Kräfte,

welche bei seiner Anfertigung mitgewirkt haben, würden sich sonst in ihr Widerspiel verkehren; insonders möchte den Kindern, so — das walte Gott! — euch bald umgeben werden, daraus eine tödliche Gefahr erwachsen, und nur eine Sühne, aus des Übeltäters eignem Blut entsprossen, vermöchte die Heilkraft des Spiegels wiederherzustellen. Allein die Güte eures Hauses ist so groß, daß solches nicht geschehen kann; und somit wollet in Hoffnung und Vertrauen diese Gabe aus der Hand eines dankbaren Freundes empfangen.'

„Und wie der Meister es gewollt, in Hoffnung und Vertrauen empfingen die Ehegatten sein Geschenk. Als die Kiste in den Flur getragen und geöffnet war, zeigte sich zuerst ein Gestelle, künstlich in Bronze gearbeitet. Dann hob man den Spiegel heraus; ein hohes, schmales Glas von einem wunderbar bläulichen Lichtglanz. ‚Ist es nicht, mein Gemahl', rief die Gräfin, die einen Blick hineingeworfen, ‚als liege die drinnen abgespiegelte Welt in sanftem Mondenschein?' Der Rahmen war von geschliffenem Stahl, in dessen tausenden Facetten der gefangene und gebrochene Lichtstrahl wie in farbigem Feuer blitzte.

„Bald war das schöne Werk in dem Schlafgemach der Eheleute aufgestellt; und an jedem Morgen, während die Dienerin ihr das blonde Haar strählte oder die seidene Flechte in einen Knoten legte, saß die gute Gräfin mit gefalteten Händen vor dem Spiegel des Cyprianus und schaute andächtig und voll Hoffnung in ihr eigenes, liebes Antlitz. Wenn aber die Frühsonne auf die Facetten des Rahmens leuchtete, dann saß das Bild der schönen Frau wie in einem Kranz von Sternenfunken. Oft nach seinem ersten Gange durch Feld und Wald trat ihr Gemahl wieder in das Schlafgemach und lehnte schweigend hinter ihrem Stuhl; und wenn sie ihn dann im Spiegel sah, so meinte sie jedesmal, daß seine Augen weniger finster blickten.

„Eine geraume Zeit war vergangen, als die Gräfin eines Morgens, da die Kammerzofe sie schon verlassen, im Vorübergehen noch einen Blick in den Spiegel tun wollte. Aber es schien ein Hauch auf dem Glase, so daß sie ihr

Antlitz nicht deutlich zu sehen vermochte. Sie nahm ihr Schweißtüchlein und suchte es fortzuwischen; aber es half nicht; und sie sah nun wohl, daß es nicht ober-, sondern innerhalb dem Glase war. Näherte sie sich dem Spiegel, so trat ihr Antlitz klar daraus hervor; wenn sie aber weiter zurücktrat, so schwamm es wie ein rosiger Duft zwischen ihr und ihrem Spiegelbilde. — Sinnend steckte sie ihr Tüchlein ein und ging den Tag über schweigend und voll stiller Ahnung im Hause umher, so daß ihr Gemahl, der ihr im Korridor begegnete, ausrief: ‚Was lächelst du denn so selig, Herzensfraue?‘ — Sie schwieg noch immer und legte nur die Arme um seinen Hals und küßte ihn.

„Tag für Tag aber, wenn ihr Gemahl und die Dienerin sie verlassen, stand sie in der Einsamkeit vor dem Spiegel des guten Meisters, und mit jedem Morgen sah sie das Rosenwölkchen deutlicher hinter dem Glase schwimmen.

„So war der Mai gekommen, und von draußen aus dem Gärtlein wehte der Veilchenduft durchs offene Fenster; da trat die gute Gräfin eines Morgens wieder vor den Spiegel. Kaum hatte sie hineingeblickt, da brach ein ‚Ach!‘ des Entzückens aus ihren Lippen, und ihre Hände fuhren nach dem Herzen; denn in der Frühlingssonne, die hell in den Spiegel leuchtete, erkannte sie deutlich ein schlummerndes Kinderantlitz, das aus dem Rosenwölkchen blickte. Mit verhaltenem Atem stand sie; sie konnte sich an dem Anblick nicht ersättigen.

„Da hörte sie von draußen vor der Brücke Hörnerschall, und sie entsann sich, es müsse ihr Gemahl sein, der von der Jagd zurückkehrte. Sie schloß die Augen und blieb wartend stehen, bis er, gefolgt von seinem Hunde, zu ihr ins Gemach trat. Dann umfing sie ihn mit beiden Armen, und in den Spiegel zeigend, sprach sie leise: ‚Dich grüßt der Erbe deines Hauses!‘ — Nun hatte der gute Graf auch das kleine Antlitz in dem Rosenwölkchen erkannt; aber der Freudenblitz aus seinen Augen verschwand auf einmal, und die Gräfin sah im Spiegel, wie er erblaßte. ‚Siehst du es denn nicht?‘ flüsterte sie.

„‚Ich sehe es freilich, Herzensfraue‘, erwiderte er; ‚aber es erschreckt mich, daß das Kindlein weint.‘

„Sie kehrte sich zu ihm und wiegte das Haupt. ‚Du törichter Mann‘, sprach sie, ‚es schlummert, es lächelt ja im Traum.‘

„Und so blieb es mit den beiden. Er ging in Sorge; sie aber rüstete heiteren Sinnes mit ihrer Schaffnerin die Wiege nebst den Daunenkissen und den kleinen, zarten Gewändern für den künftigen Erben des Hauses. Mitunter, wenn sie vor dem Spiegel stand, streckte sie wohl wie in traumhafter Sehnsucht ihre Arme nach dem Rosenwölkchen aus, aber wenn dann ihre Finger an die kalte Spiegelfläche stießen, so ließ sie die Arme wieder sinken und gedachte an ein Wort des Cyprianus: ‚Es will alles seine Zeit.‘

„Und auch ihre Stunde kam. Das Wölkchen im Spiegel verschwand, und statt dessen lag ein rosiger Knabe auf dem weißen Leintuch ihres Bettes. Das gab große Freude im Schloß und drunten im Dorfe, und als der gute Graf morgens durch seine lachenden Fluren ritt, da ließ er dem wiehernden Goldfuchs die Zügel schießen und rief es jubelnd in den Sonnenschein hinaus: ‚Mir ist ein Sohn geboren!‘

„Nachdem die Gräfin als Sechswöchnerin ihren Kirchgang gehalten, sah man sie wiederum an warmen Sommertagen in die Kätnerhäuser des Dorfes gehen; nur daß sie jetzt nicht mehr in Leid auf die Bauerkinder herabsah. Sie stand oft lange und bückte sich zu ihnen und wies sie an in ihren Spielen; und wo sie einen recht kräftigen Jungen sah, da dachte sie auch wohl: ‚Der Meine ist ihm doch noch über!‘

„Aber, wie Cyprianus geschrieben hatte, das Letzte ruht in der Hand des unerforschten Gottes. — Mit dem Herbst fiel ein böses Fieber über das Dorf; die Menschen starben; doch ehe sie starben, lagen sie verschmachtend und hülfeflehend auf ihrem Lager. Und die gute Gräfin ließ nicht auf sich warten. Mit den Arkanen des alten Meisters ging sie in die Hütten; sie saß an den Betten der Kranken

und wischte, wenn es zum Sterben ging, mit ihrem Tüchlein den letzten Schweiß von ihren Stirnen. Endlich aber, da der kleine Kuno die Hälfte seines ersten Jahres erreicht hatte, schritt der Tod, dem sie so manches Leben entrissen hatte, mit ihr selber nach dem Schloß hinauf; und nachdem ihre armen Wangen im Fieber wie zwei dunkle Rosen gebrannt hatten, streckte er sie weiß und kalt auf ihrem Lager aus. Da war alle Freude ausgetan. Der Graf ritt mit gesenktem Haupt durch seine Fluren und ließ sein Roß die Wege, die es wollte, suchen. ‚Nun weiß ich, warum mein armes Knäblein schon vor der Geburt hat weinen müssen', so sprach er immer wieder bei sich selbst; ‚denn Mutterlieb ist nur einmal auf der Welt.'

„Einsam stand der kunstreiche Spiegel in dem Schlafgemach; und wie oft auch die Frühsonne ihre Funken auf den Stahlkranz des Rahmens streute, das Bild der guten Gräfin saß nicht mehr darin. ‚Trage ihn fort', sagte der Graf eines Morgens zu seinem alten Hausmeister; ‚das Blitzen tut meinen Augen weh!' — Der Hausmeister ließ den Spiegel in ein entlegenes Gemach des oberen Stockwerkes bringen, was derzeit zur Aufbewahrung allerlei alten Gewaffens diente; und als die Diener, die ihn hinaufgetragen, sich entfernt hatten, holte der alte Mann ein schwarzes Bahrtuch vom Begräbnis der guten Gräfin und verhing damit das Kunstwerk des Meisters Cyprianus, so daß kein Lichtstrahl fürder es berühren konnte.

„Allein der Graf war noch jung; und als ein paar Jahre ins Land gegangen waren und der kräftige Knabe anfing, in den weiten Korridoren des Schlosses umherzutoben, da dachte der Graf: ‚Es ziemte sich, daß du deinem Sohne eine neue Mutter suchtest, die ihn aufzöge in edler Sitte, wie es sich für deinen Erben ziemt.' Und weiter dachte er: ‚Am Hofe des Kaisers sind viele holde Frauen; es sollte schlimm kommen, so du nicht die rechte fändest.' Auch eine Stimme war in seinen Ohren, die sprach: ‚Eine Mutter für das Kind, ein Weib für dich; denn Frauenliebe ist ein süßer Trank!'

„Und so, als wieder einmal der Mai gekommen war,

wurde das Reisezeug gerüstet, und der Graf zog mit seinem Knaben, von stattlicher Dienerschaft begleitet, nach der großen Stadt Wien.

„Lange blieben sie aus, und der alte Hausmeister ging in den hohen, leeren Gemächern umher und ließ die Fenster aufsperren, damit das Geräte, das einst der guten Herrin gedient, in der eingeschlossenen Luft nicht zugrunde gehe. Endlich aber, da schon die Herbstfäden über die Felder flogen, langten nacheinander viele Kisten mit kostbaren Teppichen, goldgepreßten Ledertapeten und allerart modischen Dingen an, wie es von dem Gesinde dort nie zuvor gesehen war, und der Hausmeister erhielt Befehl, die großen Gemächer des Erdgeschosses für die neue Herrin zu bereiten."

Die alte Erzählerin hielt einige Augenblicke inne; denn der kleine Kranke hatte im Schlaf das Deckbett abgestoßen. Dann aber, als sie ihn sorgfältig wieder zugedeckt, und da der Knabe fort schlief, begann sie wieder:

„Ihr kennt sie, gnädige Gräfin; das lebensgroße Frauenbild, das im Rittersaal oben neben dem Kamin hängt, soll ihr ähnliches Konterfei sein. Es ist ein Füchschen mit goldrötlichem Haar, wie sie den Männern, insonders den älteren, so gefährlich sind. Ich habe sie mir oft drauf angesehen; wie sie den Kopf so leicht zurückwirft, und wie der Mund so süß und hinterhaltig lächelt und das goldfarbige Haar in freien Liebeslocken über den weißen Nacken weht, da hätte vielleicht auch ein kühleres Blut als das des guten Grafen nicht zu widerstehen vermocht. — Ich will nur das noch sagen, sie ist eine junge Witib gewesen und soll ein Kind aus dieser ersten Ehe, ein Töchterlein, bei den Verwandten ihres verstorbenen Gemahls in der Kaiserstadt zurückgelassen haben. So viel ist gewiß, auf das Schloß hier ist diese Tochter nie gekommen.

„Nun aber! Endlich rasselten die Wagen in den Schloßhof; und das versammelte Gesinde sah staunend zu, wie der Graf und eine fremdredende Kammerjungfer der Dame aus dem Wagen halfen. Und als sie nun in ihrem mandelfarbenen Seidenkleide mit leichtem Kopfneigen

die Treppe emporschritt, da hörte ihr feines Ohr manch leis geraunntes bewunderndes Wort über die Schönheit der neuen Herrin.

„Erst als die Dame in der Tür verschwunden war, kam aus dem nachfolgenden Gesindewagen der kleine Kuno hervorgeklettert. ‚Ei, Junker‘, rief eine rotwangige Magd ihm zu, ‚habt Ihr eine schöne Mutter jetzt!‘ Aber der Knabe runzelte die Stirn und sagte trotzig: ‚Es ist nicht meine Mutter!‘ Und der alte Hausmeister, der eben von der Begleitung der Herrschaft zurückkam, sagte finster zu der Dirne: ‚Siehst du denn nicht, daß das der Sohn der guten Gräfin ist!‘ Und dem Knaben zärtlich in die blauen Augen sehend, nahm er ihn auf seinen Arm und trug ihn in sein väterliches Haus.

„Dort waltete denn von nun an die fremde Frau. Das Gesinde pries ihre Leutseligkeit, und die Armen im Dorfe meinten bald, sie habe eine noch freigebigere Hand als die Verstorbene; nur auf die Kinder sehe sie gar nicht, und auch seine Not könne man ihr so nicht klagen wie einst der guten Gräfin. — Während sie aber die meisten der Schloßbewohner mit ihrer Schönheit bestrickte, hatte der Hausmeister nur kalte Blicke für sie; es mißfiel ihm, daß sie auch an Werktagen, wie er sagte, ‚geschmückt wie eine Jesabel‘ einherging. Er traute den Liebkosungen nicht, womit sie zuweilen in seiner und des Grafen Gegenwart den kleinen Kuno überschüttete. Und auch den Knaben selbst gewann sie nicht damit; er hatte für sie nichts als ein schweigendes Anstarren; und wenn ihre Arme und Augen ihn losließen, so rannte er hinaus ins Freie, holte seine kleine Armbrust und schoß nach einem Holzvogel, den der Hausmeister ihm geschnitzt hatte; oder er saß abends in der Stube seines alten Freundes und bilderte in einem großen Buche von den Freuden des edlen Weidwerks. — Der gute Graf aber sah nichts als die Schönheit seines Weibes. Wenn er in das Zimmer und ihr entgegentrat, so stand sie lächelnd, bis er sie umfing; hatte sie der Tür den schönen Nacken zugewandt, so hob sie wohl das Handspieglein, das ihr an güldner Kette vom Gürtel herab-

hing, aus den Falten ihres Seidenrockes und nickte dem Eintretenden daraus entgegen.

„Als aber das Frühjahr wiederkam, da befiel den Knaben ein Fieber, das er sich im feuchten Moose des Waldes geholt hatte, und er lag in unruhigem Krankenschlummer in seinen Kissen. Neben dem Bette stand der Stuhl der guten Gräfin mit der geschnitzten Lehne und dem blauen Sammetpolster, auf dem sie so oft vor dem Spiegel des Meisters Cyprianus gesessen hatte, einst als in der Frühlingsluft die Veilchendüfte zu ihr ins offene Fenster wehten. Jetzt blühten draußen wieder einmal die Veilchen; aber der Stuhl stand leer. Die schöne Stiefmutter war zwar auch zugegen und saß neben dem Grafen zu Füßen des kleinen Bettes; denn sie sah es wohl, wie der Vater um sein Kind sorgte, und wollte es an sich nicht fehlen lassen. Da rief der Knabe aus seinem Fieber: ‚Mutter, Mutter!‘ und hob sich mit offenen Augen aus seinen Kissen. ‚Hörst du, mein Gemahl!‘ sagte die schöne Frau, ‚unser Sohn verlangt nach mir!‘ Als sie aber aufstand und sich zu ihm neigte, da streckte das Kind an ihr vorbei seine Arme nach dem leeren Stuhl der guten Gräfin.

„Der Graf erblaßte, und von dem Leid plötzlicher Erinnerung bezwungen, fiel er neben dem Bette seines Sohnes in die Kniee. Die stolze Frau trat zurück, und indem sie heimlich die kleine Faust um ihren Gürtel ballte, verließ sie das Gemach, um es nicht wieder zu betreten. Doch der Knabe wurde gesund auch ohne ihre Pflege.

„Bald darauf, als draußen die Rosenknospen ausschlugen, genaß die Gräfin eines Söhnleins. Der Graf aber wußte nicht, weshalb es ihm so schwer aufs Herz fiel, als der kleine Kuno ihm mit dieser Nachricht entgegen sprang. Zwar ließ er auch jetzt sein Roß aus dem Stalle führen, um mit seinen Gedanken in die Heide hinaus zu reiten; aber nicht, um sie jubelnd über Flur und See zu rufen. Als er eben im Bügel saß, hob der alte Hausmeister den kleinen Kuno zu ihm auf den Sattel und sagte: ‚Vergeßt den Sohn der guten Gräfin nicht!‘ Der Vater schloß die Arme um sein Kind und ritt mit ihm bergauf

und -ab, bis die Sonne hinabgesunken war; als sie aber bei der Heimkehr unter den Fenstern der Kapelle vorüberritten, in der die gräflichen Grabgewölbe waren, da ließ er sein Roß langsamer gehen und raunte in das Ohr des Knaben: ‚Vergiß ihrer nicht; denn Mutterlieb' ist nur einmal auf der Welt!' — Als bei seinem Eintritt in das Zimmer der Wöchnerin die Wartefrau den Neugeborenen in seine Arme legte, überfiel ihn aufs neue das Heimweh nach der Toten, und er wüßte es plötzlich, daß sie doch allein die Fraue seines Herzens gewesen war; der Knabe, obwohl sein eigen Blut, war ihm wie fremd, weil er nicht auch aus ihrem Blute war. — Die Augen der Gräfin, welche bald schöner als je aus ihren Wochen erstanden war, übten fürder keinen Zauber mehr auf ihn. Einsam ritt er durch die Felder; ein Wort des Meisters Cyprianus stand wie in dunkler Schrift vor seinen Augen: ‚Rückwärts zu leben ist auch durch Gottes Hülfe nicht vergönnt!'

„Indessen wuchsen die beiden Knaben zusammen auf, und bald zeigte sich eine große Liebe zwischen ihnen. Als der kleine Wolf erst mit ins Freie konnte, wurde Kuno sein Lehrer in allen Künsten, die von den Knaben geübt werden. Er ließ ihn über Felsen und auf Bäume klettern, er schnitzte ihm die Bolzen für seine kleine Armbrust und schoß mit ihm nach der Scheibe oder wohl gar nach dem unerreichbaren Raubvogel, der über ihnen im Sonnenglanz revierte.

„So war wieder einmal der Winter herangekommen, als eines Abends ein Mann in der Uniform eines kaiserlichen Feldobristen mit seinem Diener in den Schloßhof geritten kam. — Hager hat er geheißen, und ein hagerer, knochiger Mann soll es gewesen sein, mit eckiger Stirn und kleinen, grimmigen Augen; der struppige, strohgelbe Bart — so heißt es — habe ihm wie Strahlen vom Kinn und von den Nasenflügeln abgestanden. Er nannte sich einen Vetter von dem ersten Gemahl der Gräfin und war, wie er sagte, nur auf Besuch gekommen; aber er blieb von einer Woche in die andere und wurde allmählich als ein ständiger Hausgenosse angesehen. — Der Graf hatte

sich anfänglich um den Besuch gar nicht gekümmert; aber der Obrist zeigte sich bald als einen Meister des edlen Weidwerks, und als der erste Schnee gefallen war, zogen die beiden Männer zusammen in das Tannendickicht, und von nun an hörte man fast täglich das Toben der Rüden und das ‚Ho Ridoh‘ der Jäger durch den stillen Wald. Da eines Nachmittags bei einer Sauhetz tönte das Hifthorn des Obristen aus einem entlegenen Talgrunde, wohin er ohne Gefolge mit dem Grafen sich verloren hatte; und als der Rüdenmann und die Jäger, dem Rufe folgend, dort zusammentrafen, sahen sie das Wildschwein verendet zwischen den Tannen liegen; daneben aber lag auch der Graf in seinem Blute. Der Obrist stand auf seinen Jagdspeer gelehnt, das Hifthorn in der Hand. ‚Eure Saufedern taugen nichts‘, sagte er kurz, ‚der Keiler hat sie abgeschlagen‘; und als alle von Schreck gelähmt dastanden, blitzte er sie mit seinen kleinen grimmen Augen an: ‚Was steht ihr noch! Brecht Zweige zu einer Bahre und tragt euren Herrn ins Schloß!‘ Und die Leute taten, wie er befohlen hatte.

„Der Graf aber ist nicht wieder mit dem Oberst auf die Jagd gezogen. Denn als der alte Hausmeister den Reitknecht nach einem Arzte entsenden wollte, damit die Wunde untersucht würde, erhielt er den Bescheid, der Arzt sei nimmer nötig, der Graf sei schon verschieden.

„Und bald ruhte er im Grabgewölbe bei seiner guten Gräfin, und der kleine Kuno war ein vater- und mutterloses Kind. Der Obrist aber blieb nach wie vor im Schlosse, und die Gräfin duldete es, daß unmerklich ein Stück des Hausregiments nach dem andern in seine Hand ging. Das Gesinde murrte zwar, wenn er sie mit seiner scharfen Stimme anherrschte; aber sie wagten es gleichwohl nicht, sich dem grimmen Manne zu widersetzen. — Auch mit den beiden Knaben machte er sich zu schaffen. Eines Morgens, als Kuno in den Stall hinabkam, stand neben dem Rappen des Obersten ein kleines schwarzes Nordlandsroß mit roter, goldgestickter Schabracke. ‚Das ist dein eigen‘, sagte der Oberst, der mit hineingetreten war,

klettere hinauf, so zeig' ich dir, wie ein Mann zu Pferde sitzen muß.' Bald sorgte er, daß auch der kleine Wolf ein Roß bekam, und nun lehrte er die beiden reiten nach den Regeln der Kunst. Nicht lange, so sah man den hagern Obristen auf seinem hochbeinigen Rappen zwischen den beiden Knaben auf ihren kleinen Nordlandsrossen über die Felder reiten. Aber seltsame Reden waren es, die er dabei mit ihnen führte. Wenn sie, wie es bei Kindern geschieht, einmal in Zank gerieten, so bückte er sich von seinem hohen Rappen und flüsterte dem Ältern zu: ‚Du bist der Herr; vom Hof kannst du den Burschen jagen!' und darauf zu dem Jüngern nach der andern Seite: ‚Er will's dir zeigen, daß du auf seinem Grund und Boden reitest!' Aber dergleichen Worte bewirkten nur, daß die Knaben sogleich von ihrem Streite abließen, ja wohl gar von ihren Rossen sprangen und sich weinend in die Arme fielen.

„Der Obrist sah scharf; er hatte es wohl bemerkt, wie die Augen der schönen Gräfin, wenn sie den Stiefsohn mit ihrem eignen aus der Tür gehen sah, von plötzlicher Finsternis befallen wurden, und wie dann ihre Blicke dem Fortgehenden hastig und feindselig nachjagten.

„An einem sonnigen Nachmittage stand er mit ihr in dem Würzgärtlein, wo einst die gute Gräfin der Weisheit des Meisters Cyprianus gelauscht hatte. Als die stolze Frau über die Ringmauer auf die unten liegenden Wälder und Auen hinaussah, sagte er lauernd: ‚Der Kuno tritt eine schöne Herrschaft an, wenn er zu seinen eigenen Jahren kommt.' Und als sie schwieg und nur mit finstern Augen in die Ferne starrte, setzte er hinzu: ‚Euer Wolf ist ein zartes Pflänzlein; aber der Kuno scheint fürs Regiment geboren; langlebig und handfest schaut er aus.'

„In diesem Augenblicke kamen auf der Wiese, die in der Tiefe unterhalb des Gärtleins lag, die beiden Knaben auf ihren Rossen dahergeflogen. Sie ritten so dicht nebeneinander, daß die braunen Locken Kunos mit den blonden des kleinen Wolf zusammen wehten. Das Roß des letztern schüttelte die Mähne und wieherte laut in den

Sonnenschein hinaus. Da erschrak die Mutter und stieß einen Schrei aus; aber Kuno schlang den Arm um seinen Bruder, und indem sie vorübertrabten, warf er einen stolzen, leuchtenden Blick zu den Obenstehenden hinauf.

„‚Wie gefallen Euch diese Augen, schöne Gräfin?‘ fragte der Oberst.

„Sie stutzte und streifte mit einem unsichern Blick über ihn hin. ‚Wie meint Ihr das?‘ flüsterte sie dann.

„Er aber, die Hand am Kinn, erwiderte ebenso: ‚Rechnet auf mich, schöne Frau; der Oberst Hager ist Euer treuergebener Knecht.‘

„Da raunte sie, und er sah, wie ihr Antlitz totenbleich wurde: ‚Die Augen würden mir besser noch gefallen, wenn sie geschlossen wären.‘

„‚Und was gäbt Ihr drum, wenn Ihr sie in solcher Schönheit erblicken könntet?‘

„Sie legte einen Augenblick ihre weiße Hand in die seine; dann warf sie die glänzenden Locken zurück und schritt, ohne sich umzublicken, aus dem Gärtlein.

„Als eine Stunde später der kleine Kuno durch die Korridore des obern Stockwerks streifte, sah er den Obristen in einer Fensternische stehen. Der Knabe wollte vorüber; denn der Mann schaute so unheimlich drein. Aber er wurde angerufen: ‚Wohin rennst du, Junge?‘

„‚Nach der alten Rüstkammer‘, sagte Kuno, ‚ich wollte meine Armbrust holen.‘

„‚So gehe ich mit dir.‘ Und der Oberst schritt neben dem Knaben her bis zu dem entlegenen Gemache, wo noch immer mit dem schweren Bahrtuch verhangen unter allerlei Gewaffen der Spiegel des Cyprianus stand. Als sie eingetreten waren, schob der Oberst den Eisenriegel vor und stellte sich mit dem Rücken gegen die Tür. Da aber der Knabe die wilden Augen des Mannes sah, schrie er: ‚Hager, Hager, du willst mich töten!‘

„‚Du kannst nicht übel raten‘, sagte der Oberst und griff nach ihm. Aber der Knabe sprang unter seinen Händen fort und riß seine gespannte Armbrust von der Wand, die er tags vorher dorthin gehangen hatte. Er schoß, und

den Eindruck seines Bolzens könnt Ihr noch heutzutage in dem schwarzen Eichengetäfel sehen; aber den Obristen traf er nicht.

„Da warf er sich in die Kniee und rief: ‚Laß mich leben; ich schenke dir mein kleines Nordlandsroß und auch das schöne rote Sattelzeug!‘

„Der finstere Mann stand mit untergeschlagenen Armen vor ihm. ‚Dein Nordlandsroß‘, erwiderte er, ‚läuft mir noch lange nicht schnell genug.‘

„‚Lieber Hager, laß mich leben!‘ rief der Knabe wieder; ‚wenn ich groß bin, will ich dir mein Schloß geben und alle schönen Wälder, die dazu gehören!‘

„‚Die will ich bälder noch bekommen‘, sagte der Oberst.

„Da senkte der Knabe das Haupt und rief: ‚So ergebe ich mich in die Allbarmherzigkeit Gottes!‘

„‚Das war das rechte Wort!‘ sagte der böse Mann. Aber der Knabe sprang noch einmal auf und flog an den Wänden des Gemaches entlang; der Oberst jagte ihn wie ein Wildpret. Als sie aber an den verhangenen Spiegel kamen, verwickelte der Knabe seine Füße in dem Bahrtuch, daß er jählings zu Boden stürzte. Da war auch der böse Mann über ihm. — —

„In demselben Augenblick — so wird erzählt — als dieser zum Faustschlage ausholte und der Knabe die kleinen Hände schützend über seinem Herzen kreuzte, stand der alte Hausmeister tief unten im hintersten Verschlage des Kellers, wo ein Knecht mit der Abzapfung eines Fasses Ingelheimer beschäftigt war. ‚Hast du nichts gehört, Kasper?‘ rief er und setzte das Lämpchen, das er in der Hand gehalten, auf das Faß.

„Der Knecht schüttelte den Kopf.

„‚Mir war‘, sagte der Alte, ‚als hörte ich den Junker Kuno meinen Namen rufen.‘

„‚Ihr irrt Euch, Meister‘, erwiderte der Knecht; ‚hier unten hört sich nichts!‘

„Eine Weile stand es an; da rief der Alte wieder: ‚Um Gott, Kasper, da hat es nochmals mich gerufen; das war ein Notschrei aus meines Junkers Kehle!‘

„Der Knecht fuhr in seiner Arbeit fort. ‚Ich höre nur den roten Wein vom Fasse rinnen‘, sagte er.

„Der Alte aber ließ sich nicht beruhigen; er stieg in das Schloß hinauf; er ging von Tür zu Tür, erst in dem Erdgeschoß und dann droben in dem oberen Stockwerk. Als er die Tür der entlegenen Rüstkammer öffnete, da leuchtete ihm der Spiegel des Cyprianus entgegen, auf den die Abendsonne schien. ‚Wes ruchlose Hand hat denn das herabgerissen?‘ murrte der Alte; als er aber das Bahrtuch vom Boden hob, sah er darunter den Leichnam des Knaben und sah die dunkeln Locken über den geschlossenen Augenlidern liegen.

„Der alte Mann stürzte in die Kniee und warf sich jammernd über ihn. Er löste die Kleider und suchte an dem Körper seines Lieblings nach der Spur des Todes. Aber er fand nichts als nur über dem Herzen einen dunkelroten Flecken. Lange blieb er noch finster und grübelnd auf den Knieen liegen. Dann hüllte er den Knaben in das Bahrtuch, nahm ihn auf seine Arme und trug ihn in das Erdgeschoß hinab nach dem Zimmer der Gräfin. Als er eintrat, sah er die stolze Frau todbleich und zitternd vor dem Obersten stehen, der, wie es schien, halb mit Gewalt ihre Hand erfaßt hielt.

„Da legte der Alte den Leichnam zwischen die beiden auf den Boden, und fest die Augen auf sie heftend, sprach er: ‚Der Erbherr Graf Kuno ist tot; Euer Söhnlein, Frau Gräfin, ist jetzt der Erbe dieser Herrschaft.‘

* * *

„Es mochte ein Monat nach dem Begräbnis des jungen Erbherrn sein, da lehnte die Gräfin eines Nachmittags an dem Geländer eines kleinen Söllers, der über der Tiefe schwebend von ihrem Zimmer den Austritt in die freie Luft gestattete. Der kleine Wolf stand neben ihr und betrachtete eine Schar von Vögeln, welche in den Wipfeln der von unten heraufragenden Föhren und Eichen mit lautem Geschrei ihr Wesen trieben.

„‚Sieh nur!‘ sagte die Gräfin. ‚Sie beschreien den Kauz; dort sitzt er neben dem Astloch in der Eiche.‘ Und sie wies mit dem Finger vor sich hin.

„Des Knaben Augen folgten mit Begierde. ‚Ich seh’ ihn schon, Mutter‘, sagte er; ‚das ist der Totenvogel; er schrie vor meinem Fenster, als der arme Kuno starb.‘

„‚Hol’ deine Armbrust und schieß ihn!‘ sagte die Mutter.

„Der Knabe sprang aus dem Zimmer, die Treppen hinab und in den Stall. Dort lag die Armbrust neben seinem kleinen Roß. Aber die Sehne war zerrissen; er hatte sie lange nicht gebraucht; denn Kuno war nicht mehr da, der ihm die Bolzen schnitzte und den Holzvogel auf die Stange steckte. — Da lief er in das Schloß zurück. Er entsann sich, daß der Bruder seine Armbrust oben in der Rüstkammer aufzuhängen pflegte. Als er dort in dem entlegenen Teile des Schlosses angekommen war und sich mit Mühe durch die schwere Eichentür gedrängt hatte, leuchtete ihm der Spiegel des Cyprianus mit seinem bläulichen Schein entgegen. Die Stahlfacetten des Rahmens blitzten im letzten Strahl der Abendsonne. Der Knabe hatte das noch nie gesehen; denn wenn er auch einmal mit dem Bruder hierher gekommen, so war doch das Kunstwerk stets mit dem schweren Bahrtuch verhangen gewesen. Jetzt stand er davor und besah staunend sein eigenes Bild in diesem Glanze; er schien die Armbrust ganz vergessen zu haben. — Es mußte indessen außer ihm selbst noch etwas in dem Spiegel sein, das seinen ganzen Sinn gefangennahm; denn er knieete nieder und legte die Stirn an das Glas, um so nahe als möglich hineinzuschauen.

„Plötzlich aber griff er mit beiden Händen nach dem Herzen. Dann sprang er mit einem Wehschrei in die Höhe. ‚Hülfe!‘ schrie er, ‚Hülfe!‘ und noch einmal mit durchdringendem Zeter: ‚Hülfe!‘ Da hörte es die Mutter unten auf dem Söller; und in Todesangst irrte sie von Gang zu Gang, von Tür zu Tür. ‚Wolf! Wo bist du, Wolf?‘ rief sie; ‚so gib doch Antwort!‘ Und endlich kam sie in die rechte Tür. Da lag ihr Kind, sich im Todeskrampfe auf dem Boden windend.

„Sie warf sich über ihn. ‚Wolf! Wolf! Was ist geschehen?‘ rief sie.

„Der Knabe regte die verblaßten Lippen. ‚Es hat mir einen Schlag aufs Herz getan‘, stammelte er.

„‚Wer, wer tat es?‘ flüsterte die Mutter. ‚Wolf, sprich nur ein einziges Wort noch; wer hat das getan?‘

„Der Knabe wies mit erhobenem Finger in den Spiegel. — Und das sterbende Kind in ihren Armen haltend, blickte sie vorgebeugt in das Glas des Cyprianus. Aber während des Schauens trat das Entsetzen in ihr Angesicht, und ihr lichtblaues Auge wurde steinern wie ein Diamant. Denn bei dem Abendschein, der durch die trüben Fenster brach, sah sie im tiefsten Grunde wie zusammengeballten Nebel die Gestalt eines Kindes; wie trauernd kauerte es am Boden und schien zu schlafen. Sie warf einen scheuen Blick hinter sich in das Zimmer; aber dort lag nur die Dämmerung in den Winkeln. Wieder, als ob es sie bannte, blickte sie mit gespannten Augen in den Spiegel, und noch immer war es dort. — Da fühlte sie den Kopf des kleinen Wolf ihren Armen entgleiten, und in demselben Augenblicke sah sie einen leichten Rauch gegen das Spiegelglas ziehen. Wie ein Hauch lief es darüberhin. Dann wurde das Glas wieder klar; aber hinter demselben zog es wie ein graues Wölkchen in die Tiefe; und jetzt plötzlich sah sie dort im Grunde des Spiegels zwei kleine Nebelgestalten, die sich umschlungen hielten.

„Mit einem Schrei sprang die Gräfin empor; ihr Sohn lag regungslos mit wachsbleichem Antlitz; die offenstehenden blauen Lippen verkündeten den Tod. — Sie riß das seidene Wams von seiner Brust; da sah sie den dunkelroten Fleck auf seinem Herzen, den sie kurz zuvor auf der Brust des kleinen Kuno gesehen hatte. ‚Hager, Hager!‘ schrie sie — denn das Geheimnis des Spiegels war ihr unbekannt — ‚das ist deine Faust! Der war dir auch im Wege; aber noch bist du nicht der Herr im Schloß; und ich schwör's, du sollst es nimmer werden!‘

„Sie ging hinab; sie suchte ihn; aber der Oberst war eben zur Jagd auf ein benachbartes Schloß geritten

und hatte auf den morgenden Tag seine Rückkunft angesagt.

„Der plötzliche Tod auch des letzten Grafensohnes verbreitete einen dumpfen Schrecken unter dem Gesinde. Auf Treppen und Gängen standen sie und raunten miteinander, und wenn die Gräfin nahte, stahlen sie sich scheu von dannen. Es wurde Nacht. Der Leichnam des kleinen Wolf war hinabgetragen und lag ausgestreckt auf seinem Bettchen in der Kammer. Aber der Gräfin ließ es bei dem Toten keine Ruh'. Im hellen Mondenschein, während alles schlief, stieg sie hinauf nach der Rüstkammer. Dort stand sie vor dem Spiegel, der in blauem Schimmer leuchtete, blickte mit starren Augen hinein und wand die Hände umeinander. Dann wieder, als jage sie ein plötzliches Grausen, stürzte sie aus dem Gemach und rannte durch alle Gänge, bis sie die Tür ihres Schlafgemachs erreicht und hinter sich ins Schloß geworfen hatte. — So verging die Nacht.

„Als am andern Morgen der Hausmeister in das Zimmer der Gräfin treten wollte, hörte er hart und heftig drinnen reden. Er erkannte die Stimme des Obristen, der eben zurückgekehrt war; und bald antwortete die Gräfin in gleicher Weise. Es waren Worte tödlichen Hasses, die der Alte hörte. Kopfschüttelnd trat er von der Tür zurück. ‚Das sind die Gerichte Gottes!' sprach er und stieg ein paar Treppen höher nach der Platte des runden Turmes hinauf; denn ihm war, als müsse er Gottes freie Luft schöpfen.

„Er lehnte sich über die Brüstung und blickte in den sonnigen Morgen hinaus. ‚Wie schön die Wälder grünen!' sprach er vor sich hin. ‚Und sie sind alle tot! Die gute Gräfin und der Graf, mein Junker Kuno und nun auch der kleine Wolf!' — Da hörte er unten auf dem Hofe ein Pferd aus dem Stalle ziehen; nicht lange darauf, so donnerte der Galoppschlag über die Zugbrücke; dann weniger hörbar draußen auf dem Wege, und drüberhin aus den Kronen der alten Eichen, die zur Seite standen, flogen die Raben krächzend in die Luft.

„In demselben Augenblicke kam von unten herauf ein Geschrei der Weiber; und als der Alte hinabgestiegen war, drang es von allen Seiten auf ihn ein, die Gräfin liege erschlagen in ihrem Blute. — ‚Wo ist der Oberst?‘ fragte der Hausmeister. ‚Fort ist er!‘ rief der Reitknecht, der vom Hofe heraufkam, ‚mitsamt seinem hochbeinigen Rappen.‘

„Rasch wurde die Verfolgung von dem Alten angeordnet; aber am andern Morgen kamen alle auf schaumbedeckten Rossen unverrichteter Sache wieder heim. — ‚So laßt uns denn die Toten begraben‘, sprach er, ‚und einen Boten senden an den neuen Herrn dieser schönen Güter!‘

„Und so geschah es“, — schloß die Erzählerin ihren Bericht — „die Herrschaft kam an einen Vorfahren Eures Gemahls, welcher der nächste war dem Blute nach. Der alte Hausmeister soll noch lange nach seinem Antritt dort unten in dem Torhäuschen gewohnt haben, ein treuer Wächter an der Gruft seiner geliebten Herrschaft.‘

* * *

„Das ist eine entsetzliche Geschichte!“ sagte die Gräfin, als die Amme schwieg. „Aber hast du nicht gehört, wie der erste Gemahl jener unglücklichen Frau geheißen hat?“

„Freilich“, erwiderte die Alte, „ihr Witwenname steht auf dem Rahmen des Bildes.“ Und hierauf nannte sie eines der ersten Adelsgeschlechter.

„Seltsam!“ sagte die Gräfin, „so ist sie meine Urahne!“

Die Alte schüttelte den Kopf. „Unmöglich“, sagte sie, „Ihr, Frau Gräfin, aus dem Blute jener bösen Frau?“

„Es ist völlig gewiß, Amme; jene Tochter, die in Wien zurückblieb, wurde die Frau eines meiner Vorfahren.“ — —

Das Gespräch wurde durch den Eintritt des Arztes unterbrochen. Der Knabe lag nach wie vor in todähnlichem Schlummer und erwachte auch nicht, als die Hand des Arztes an seinen kleinen Gliedern nach der Spur des Lebens forschte.

„Nicht wahr, er wird genesen?“ sagte die Gräfin, indem sie angstvoll in das verschlossene Gesicht des Arztes blickte.

„Die Frage ist zu viel für einen Menschen“, erwiderte dieser; „aber Frau Gräfin müssen schlafen; das ist ganz notwendig.“ Und als sie Gegenvorstellungen machte, fuhr er fort: „Es wird sich bis morgen mit dem Kranken nichts ereignen, ich hafte dafür; die Amme kann die Krankenwache halten.“

Endlich war sie überredet und begab sich in ihr Schlafgemach, da der Arzt erklärt hatte, das Haus nicht verlassen zu wollen, bis er dessen gewiß sei.

Als die Alte mit diesem allein war, fragte sie: „Seid Ihr dessen sicher, daß Frau Gräfin ruhig schlafen mag?“

„Für die angegebene Zeit, ja.“

„Und dann, Herr Doktor?“

„Dann, wenn Eure Herrschaft geschlafen hat, so mögt Ihr sie vorbereiten; denn der Knabe muß sterben.“

Die Alte blickte mit festen Augen auf den Arzt. „Ist das ganz gewiß?“ fragte sie.

„Ganz gewiß, Amme; es müßte denn ein Wunder geschehen.“ — —

Der Arzt hatte sich entfernt, und statt der Gräfin teilte jetzt eine junge Magd die Krankenwache mit der Alten. — Diese stützte den Kopf auf den Rand des Bettes und betrachtete das bleiche Antlitz des kleinen Kuno, in das der Tod schon seine scharfen Züge grub. „Ein Wunder!“ murmelte sie ein paarmal; „ein Wunder!“

Da regte der Knabe sich auf seinem Kissen. „Ich will mit den Kindern spielen!“ flüsterte er.

Die Alte riß die Augen auf. „Mit was für Kindern?“ fragte sie leise.

Und der Knabe sagte ebenso im Schlaf: „Mit den Spiegelkindern, Amme!“

Sie schrie fast auf. „Unglückskind, so hast du in den Spiegel des Cyprianus gesehen! — — Aber der soll ja in der Sakristei stehen; und die Sakristei ist ja vermauert!“ — Sie sann einen Augenblick; dann sagte sie zu dem Mädchen: „Hol' mir den Vinzenz, Ursel!“

Vinzenz, der Reitknecht, kam. — „Bist du neulich bei dem Bau in der Kapelle gewesen?“ fragte die Alte.

„Ich bin jeden Tag dort.“

„Ist die Sakristei auch eingerissen?“

„Das geschah schon vor vierzehn Tagen.“

„Hast du einen Spiegel dort gesehen?“

Er besann sich. „Nun freilich, es steht dort einer im Winkel; der Rahmen scheint von Stahl; aber der Rost hat ihn zerfressen.“

Die Alte gab ihm einen großen Teppich. „Verhänge den Spiegel sorgsam!“ sagte sie; „dann laß ihn hierher ins Zimmer tragen. Aber leise, damit der Knabe nicht erwacht.“

Vinzenz ging; und bald wurde von ihm und einem Arbeiter ein hohes, mit dem Teppich verhangenes Gerät in das Zimmer getragen.

„Ist das der Spiegel, Vinzenz?“ fragte die Amme; und als er es bejaht hatte, fuhr sie fort: „Stellt ihn zu Füßen des Bettes, so daß der kleine Kuno hineinblicken kann, sobald der Teppich fortgenommen ist.“

Nachdem der Spiegel aufgestellt war und die Träger sich entfernt hatten, setzte die Alte sich wieder an die Seite des Bettes. „Ein Wunder muß geschehen!“ sprach sie vor sich hin. Dann saß sie mit geschlossenen Augen wie ein steinern Bild; unsichtbar aber kämpften in ihr Furcht und Hoffnung. Sie harrte auf die Rückkunft der Gräfin; aber wie lang mußte sie noch warten, bis der Schlaf die ganz verwachte Frau verlassen haben würde.

Da tat sich die Tür auf, und die Gräfin trat herein. „Es hat mich nicht schlafen lassen, Amme“, sagte sie; „verzeih es mir! Du bist so treu und gut und verständiger wohl als ich; und doch ist mir, ich dürfte das Bett des Kindes nicht verlassen.“

Die alte Frau antwortete nicht darauf. „Sagt mir noch einmal, Frau Gräfin“, sagte sie, und das Herz schlug ihr so gewaltig, daß sie die Worte kaum herausbrachte, „seid Ihr dessen ganz gewiß, daß jene böse Frau Eure Urahne gewesen ist?“

„Ich bin dessen ganz gewiß. Aber weshalb fragst du, Amme?“

Die Alte stand auf; und mit fester Hand riß sie den Teppich von dem Spiegel.

Die Gräfin schrie laut auf. „Mein Kind, mein Kind! Das ist der Spiegel des Cyprianus!“ — Als sie aber einen Blick in den sanften Schein des Glases geworfen hatte, da sah sie darin den kleinen Kuno mit offenen Augen auf seinem Kissen liegen; sie sah ihn lächeln, und wie ein Hauch flog das Rot der Gesundheit auf seine Wangen. Sie wandte sich um; da saß er schon aufrecht, frisch und blühend.

„Die Kinder, die Kinder!“ rief er mit heller, klingender Stimme und streckte die Arme nach dem Spiegel aus.

„Wo sind sie?“ fragte die Gräfin.

„Dort, dort!“ rief die Alte. „Seht nur, sie lächeln, sie nicken, ach! und sie haben Flügel; zwei Englein sind es!“

„Was sprecht Ihr?“ sagte die Gräfin; „ich sehe sie ja nicht.“

„Dort, dort!“ rief wieder der kleine Kuno. — „Ach!“ setzte er traurig hinzu, „nun sind sie fortgeflogen.“

Da sank die alte Amme auf den Stuhl zurück. „Unser Kuno ist gerettet!“ rief sie und brach in lautes Schluchzen aus. „Eure Liebe hat das getan und hat den Fluch hinweggenommen von dem Werke des alten Meisters!“

Die Gräfin aber stand und blickte selig lächelnd in den Spiegel. Auf seiner Fläche schwamm wie Duft ein Rosenwölkchen, und deutlich schimmerte ein schlummerndes Kinderantlitz daraus hervor. „Wolf soll es heißen, wenn's ein Knabe ist; Wolf und Kuno!“ flüsterte sie leise. „Und laß uns beten, Amme, daß sie glücklicher werden als die, so einstens ihre Namen trugen!“

Bulemanns Haus.

In einer norddeutschen Seestadt, in der sogenannten Düsternstraße, steht ein altes, verfallenes Haus. Es ist nur schmal, aber drei Stockwerke hoch; in der Mitte desselben, vom Boden bis fast in die Spitze des Giebels, springt die Mauer in einem erkerartigen Ausbau vor, welcher für jedes Stockwerk nach vorne und an den Seiten mit Fenstern versehen ist, so daß in hellen Nächten der Mond hindurchscheinen kann.

Seit Menschengedenken ist niemand in dieses Haus hinein- und niemand herausgegangen; der schwere Messingklopfer an der Haustür ist fast schwarz von Grünspan, zwischen den Ritzen der Treppensteine wächst jahraus, jahrein das Gras. — Wenn ein Fremder fragt: „Was ist denn das für ein Haus?“ so erhält er gewiß zur Antwort: „Es ist Bulemanns Haus“; wenn er aber weiter fragt: „Wer wohnt denn darin?“ so antworten sie ebenso gewiß: „Es wohnt so niemand darin.“ — Die Kinder auf den Straßen und die Ammen an der Wiege singen:

In Bulemanns Haus,
In Bulemanns Haus,
Da gucken die Mäuse
Zum Fenster hinaus.

Und wirklich wollen lustige Brüder, die von nächtlichen Schmäusen dort vorbeigekommen, ein Gequieke wie von unzähligen Mäusen hinter den dunkeln Fenstern gehört haben. Einer, der im Übermut den Türklopfer anschlug, um den Widerhall durch die öden Räume schollern zu hören, behauptet sogar, er habe drinnen auf den Treppen ganz deutlich das Springen großer Tiere gehört. „Fast“,

pflegt er, dies erzählend, hinzuzusetzen, „hörte es sich an wie die Sprünge der großen Raubtiere, welche in der Menageriebude auf dem Rathausmarkte gezeigt wurden.“

Das gegenüberstehende Haus ist um ein Stockwerk niedriger, so daß nachts das Mondlicht ungehindert in die oberen Fenster des alten Hauses fallen kann. Aus einer solchen Nacht hat auch der Wächter etwas zu erzählen; aber es ist nur ein kleines altes Menschenantlitz mit einer bunten Zipfelmütze, das er droben hinter den runden Erkerfenstern gesehen haben will. Die Nachbarn dagegen meinen, der Wächter sei wieder einmal betrunken gewesen; sie hätten drüben an den Fenstern niemals etwas gesehen, das einer Menschenseele gleich gewesen.

Am meisten Auskunft scheint noch ein alter, in einem entfernten Stadtviertel lebender Mann geben zu können, der vor Jahren Organist an der St. Magdalenenkirche gewesen ist. „Ich entsinne mich“, äußerte er, als er einmal darüber befragt wurde, „noch sehr wohl des hagern Mannes, der während meiner Knabenzeit allein mit einer alten Weibsperson in jenem Hause wohnte. Mit meinem Vater, der ein Trödler gewesen ist, stand er ein paar Jahre lang in lebhaftem Verkehr, und ich bin derzeit manches Mal mit Bestellungen an ihn geschickt worden. Ich weiß auch noch, daß ich nicht gern diese Wege ging und oft allerlei Ausflucht suchte; denn selbst bei Tage fürchtete ich mich, dort die schmalen, dunkeln Treppen zu Herrn Bulemanns Stube im dritten Stockwerk hinaufzusteigen. Man nannte ihn unter den Leuten den ‚Seelenverkäufer‘; und schon dieser Name erregte mir Angst, zumal daneben allerlei unheimlich Gerede über ihn im Schwange ging. Er war, ehe er nach seines Vaters Tode das alte Haus bezogen, viele Jahre als Superkargo[1] auf Westindien gefahren. Dort sollte er sich mit einer Schwarzen verheiratet haben; als er aber heimgekommen, hatte man vergebens darauf gewartet, eines Tages auch jene Frau mit einigen dunkeln Kindern anlangen zu sehen. Und bald

[1] Makler.

hieß es, er habe auf der Rückfahrt ein Sklavenschiff getroffen und an den Kapitän desselben sein eigen Fleisch und Blut nebst ihrer Mutter um schnödes Gold verkauft. — Was Wahres an solchen Reden gewesen, vermag ich nicht zu sagen“, pflegte der Greis hinzuzusetzen; „denn ich will auch einem Toten nicht zu nahe treten; aber so viel ist gewiß, ein geiziger und menschenscheuer Kauz war es; und seine Augen blickten auch, als hätten sie bösen Taten zugesehen. Kein Unglücklicher und Hülfesuchender durfte seine Schwelle betreten; und wann immer ich damals dort gewesen, stets war von innen die eiserne Kette vor die Tür gelegt. — Wenn ich dann den schweren Klopfer wiederholt hatte anschlagen müssen, so hörte ich wohl von der obersten Treppe herab die scheltende Stimme des Hausherrn: ‚Frau Anken! Frau Anken! Ist Sie taub? Hört Sie nicht, es hat geklopft!‘ Alsbald ließen sich aus dem Hinterhause über Pesel und Korridor die schlurfenden Schritte des alten Weibes vernehmen. Bevor sie aber öffnete, fragte sie hüstelnd: ‚Wer ist es denn?‘ und erst, wenn ich geantwortet hatte: ‚Es ist der Leberecht!‘ wurde die Kette drinnen abgehakt. Wenn ich dann hastig die siebenundsiebzig Treppenstufen — denn ich habe sie einmal gezählt — hinaufgestiegen war, pflegte Herr Bulemann auf dem kleinen, dämmerigen Flur vor seinem Zimmer schon auf mich zu warten; in dieses selbst hat er mich nie hineingelassen. Ich sehe ihn noch, wie er in seinem gelbgeblümten Schlafrocke mit der spitzen Zipfelmütze vor mir stand, mit der einen Hand rücklings die Klinke seiner Zimmertür haltend. Während ich mein Gewerbe bestellte, pflegte er mich mit seinen grellen runden Augen ungeduldig anzusehen und mich darauf hart und kurz abzufertigen. Am meisten erregten damals meine Aufmerksamkeit ein paar ungeheuere Katzen, eine gelbe und eine schwarze, die sich mitunter hinter ihm aus seiner Stube drängten und ihre dicken Köpfe an seinen Knieen rieben. — Nach einigen Jahren hörte indessen der Verkehr mit meinem Vater auf, und ich bin nicht mehr dort gewesen. — Dies alles ist nun über siebzig Jahre her, und Herr Bule-

mann muß längst dahin getragen sein, von wannen niemand wiederkehrt.“ — — Der Mann irrte sich, als er so sprach. Herr Bulemann ist nicht aus seinem Hause getragen worden; er lebt darin noch jetzt.

Das aber ist so zugegangen.

Vor ihm, dem letzten Besitzer, noch um die Zopf- und Haarbeutelzeit, wohnte in jenem Hause ein Pfandverleiher, ein altes verkrümmtes Männchen. Da er sein Gewerbe mit Umsicht seit über fünf Jahrzehenden betrieben hatte und mit einem Weibe, das ihm seit dem Tode seiner Frau die Wirtschaft führte, aufs spärlichste lebte, so war er endlich ein reicher Mann geworden. Dieser Reichtum bestand aber zumeist in einer fast unübersehbaren Menge von Pretiosen, Geräten und seltsamstem Trödelkram, was er alles von Verschwendern oder Notleidenden im Laufe der Jahre als Pfand erhalten hatte und das dann, da die Rückzahlung des darauf gegebenen Darlehns nicht erfolgte, in seinem Besitz zurückgeblieben war. — Da er bei einem Verkauf dieser Pfänder, welcher gesetzlich durch die Gerichte geschehen mußte, den Überschuß des Erlöses an die Eigentümer hätte herausgeben müssen, so häufte er sie lieber in den großen Nußbaumschränken auf, mit denen zu diesem Zwecke nach und nach die Stuben des ersten und endlich auch des zweiten Stockwerks besetzt wurden. Nachts aber, wenn Frau Anken im Hinterhause in ihrem einsamen Kämmerchen schnarchte und die schwere Kette vor der Haustür lag, stieg er oft mit leisem Tritt die Treppen auf und ab. In seinen hechtgrauen Rockelor eingeknöpft, in der einen Hand die Lampe, in der andern das Schlüsselbund, öffnete er bald im ersten, bald im zweiten Stockwerke die Stuben- und die Schranktüren, nahm hier eine goldene Repetieruhr, dort eine emaillierte Schnupftabaksdose aus dem Versteck hervor und berechnete bei sich die Jahre ihres Besitzes und ob die ursprünglichen Eigentümer dieser Dinge wohl verkommen und verschollen seien oder ob sie noch einmal mit dem Gelde in der Hand wiederkehren und ihre Pfänder zurückfordern könnten. — —

Der Pfandverleiher war endlich im äußersten Greisenalter von seinen Schätzen weggestorben und hatte das Haus nebst den vollen Schränken seinem einzigen Sohne hinterlassen müssen, den er während seines Lebens auf jede Weise daraus fernzuhalten gewußt hatte.

Dieser Sohn war der von dem kleinen Leberecht so gefürchtete Superkargo, welcher eben von einer überseeischen Fahrt in seine Vaterstadt zurückgekehrt war. Nach dem Begräbnis des Vaters gab er seine früheren Geschäfte auf und bezog dessen Zimmer im dritten Stock des alten Erkerhauses, wo nun statt des verkrümmten Männchens im hechtgrauen Rockelor eine lange, hagere Gestalt im gelbgeblümten Schlafrock und bunter Zipfelmütze auf und ab wandelte oder rechnend an dem kleinen Pulte des Verstorbenen stand. — Auf Herrn Bulemann hatte sich indessen das Behagen des alten Pfandverleihers an den aufgehäuften Kostbarkeiten nicht vererbt. Nachdem er bei verriegelten Türen den Inhalt der großen Nußbaumschränke untersucht hatte, ging er mit sich zu Rate, ob er den heimlichen Verkauf dieser Dinge wagen solle, die immer noch das Eigentum anderer waren und an deren Wert er nur auf Höhe der ererbten und, wie die Bücher ergaben, meist sehr geringen Darlehnsforderung einen Anspruch hatte. Aber Herr Bulemann war keiner von den Unentschlossenen. Schon in wenigen Tagen war die Verbindung mit einem in der äußersten Vorstadt wohnenden Trödler angeknüpft, und nachdem man einige Pfänder aus den letzten Jahren zurückgesetzt hatte, wurde heimlich und vorsichtig der bunte Inhalt der großen Nußbaumschränke in gediegene Silbermünzen umgewandelt. — Das war die Zeit, wo der Knabe Leberecht ins Haus gekommen war. — Das gelöste Geld tat Herr Bulemann in große eisenbeschlagene Kasten, welche er nebeneinander in seine Schlafkammer setzen ließ; denn bei der Rechtlosigkeit seines Besitzes wagte er nicht, es auf Hypotheken auszutun oder sonst öffentlich anzulegen.

Als alles verkauft war, machte er sich daran, sämtliche für die mögliche Zeit seines Lebens denkbare Ausgaben

zu berechnen. Er nahm dabei ein Alter von neunzig Jahren in Ansatz und teilte dann das Geld in einzelne Päckchen je für eine Woche, indem er auf jedes Quartal noch ein Röllchen für unvorhergesehene Ausgaben dazulegte. Dieses Geld wurde für sich in einen Kasten gelegt, welcher nebenan in dem Wohnzimmer stand; und alle Sonnabendmorgen erschien Frau Anken, die alte Wirtschafterin, die er aus der Verlassenschaft seines Vaters mit übernommen hatte, um ein neues Päckchen in Empfang zu nehmen und über die Verausgabung des vorigen Rechenschaft zu geben.

Wie schon erzählt, hatte Herr Bulemann Frau und Kinder nicht mitgebracht; dagegen waren zwei Katzen von besonderer Größe, eine gelbe und eine schwarze, am Tage nach der Beerdigung des alten Pfandverleihers durch einen Matrosen in einem fest zugebundenen Sacke vom Bord des Schiffes ins Haus getragen worden. Diese Tiere waren bald die einzige Gesellschaft ihres Herrn. Sie erhielten mittags ihre eigene Schüssel, die Frau Anken unter verbissenem Ingrimm tagaus und -ein für sie bereiten mußte; nach dem Essen, während Herr Bulemann sein kurzes Mittagsschläfchen abtat, saßen sie gesättigt neben ihm auf dem Kanapee, ließen ein Läppchen Zunge hervorhängen und blinzelten ihn schläfrig aus ihren grünen Augen an. Waren sie in den unteren Räumen des Hauses auf der Mausjagd gewesen, was ihnen indessen immer einen heimlichen Fußtritt von dem alten Weibe eintrug, so brachten sie gewiß die gefangenen Mäuse zuerst ihrem Herrn im Maule hergeschleppt und zeigten sie ihm, ehe sie unter das Kanapee krochen und sie verzehrten. War dann die Nacht gekommen und hatte Herr Bulemann die bunte Zipfelmütze mit einer weißen vertauscht, so begab er sich mit seinen beiden Katzen in das große Gardinenbett im Nebenkämmerchen, wo er sich durch das gleichmäßige Spinnen der zu seinen Füßen eingewühlten Tiere in den Schlaf bringen ließ.

Dieses friedliche Leben war indes nicht ohne Störung geblieben. Im Laufe der ersten Jahre waren dennoch einzelne Eigentümer der verkauften Pfänder gekommen und

hatten gegen Rückzahlung des darauf erhaltenen Sümmchens die Auslieferung ihrer Pretiosen verlangt. Und Herr Bulemann, aus Furcht vor Prozessen, wodurch sein Verfahren in die Öffentlichkeit hätte kommen können, griff in seine großen Kasten und erkaufte sich durch größere oder kleinere Abfindungssummen das Schweigen der Beteiligten. Das machte ihn noch menschenfeindlicher und verbissener. Der Verkehr mit dem alten Trödler hatte längst aufgehört; einsam saß er auf seinem Erkerstübchen mit der Lösung eines schon oft gesuchten Problems, der Berechnung eines sichern Lotteriegewinnes, beschäftigt, wodurch er dermaleinst seine Schätze ins Unermeßliche zu vermehren dachte. Auch Graps und Schnores, die beiden großen Kater, hatten jetzt unter seiner Laune zu leiden. Hatte er sie in dem einen Augenblicke mit seinen langen Fingern getätschelt, so konnten sie sich im andern, wenn etwa die Berechnung auf den Zahlentafeln nicht stimmen wollte, eines Wurfs mit dem Sandfaß oder der Papierschere versehen, so daß sie heulend in die Ecke hinkten.

Herr Bulemann hatte eine Verwandte, eine Tochter seiner Mutter aus erster Ehe, welche indessen schon bei dem Tode dieser wegen ihrer Erbansprüche abgefunden war und daher an die von ihm ererbten Schätze keine Ansprüche hatte. Er kümmerte sich jedoch nicht um diese Halbschwester, obgleich sie in einem Vorstadtviertel in den dürftigsten Verhältnissen lebte; denn noch weniger als mit anderen Menschen liebte Herr Bulemann den Verkehr mit dürftigen Verwandten. Nur einmal, als sie kurz nach dem Tode ihres Mannes in schon vorgerücktem Alter ein kränkliches Kind geboren hatte, war sie hülfesuchend zu ihm gekommen. Frau Anken, die sie eingelassen, war horchend unten auf der Treppe sitzengeblieben, und bald hatte sie von oben die scharfe Stimme ihres Herrn gehört, bis endlich die Tür aufgerissen worden und die Frau weinend die Treppe herabgekommen war. Noch an demselben Abend hatte Frau Anken die strenge Weisung erhalten, die Kette fürderhin nicht von der Haustür zu ziehen, falls etwa die Christine noch einmal wiederkommen sollte.

Die Alte begann sich immer mehr vor der Hakennase und den grellen Eulenaugen ihres Herrn zu fürchten. Wenn er oben am Treppengeländer ihren Namen rief oder auch, wie er es vom Schiffe her gewohnt war, nur einen schrillen Pfiff auf seinen Fingern tat, so kam sie gewiß, in welchem Winkel sie auch sitzen mochte, eiligst hervorgekrochen und stieg stöhnend, Schimpf- und Klageworte vor sich herplappernd, die schmalen Treppen hinauf.

Wie aber in dem dritten Stockwerke Herr Bulemann, so hatte in den unteren Zimmern Frau Anken ihre ebenfalls nicht ganz rechtlich erworbenen Schätze aufgespeichert. — Schon in dem ersten Jahre ihres Zusammenlebens war sie von einer Art kindischer Angst befallen worden, ihr Herr könne einmal die Verausgabung des Wirtschaftsgeldes selbst übernehmen, und sie werde dann bei dem Geize desselben noch auf ihre alten Tage Not zu leiden haben. Um dieses abzuwenden, hatte sie ihm vorgelogen, der Weizen sei aufgeschlagen, und demnächst die entsprechende Mehrsumme für den Brotbedarf gefordert. Der Superkargo, der eben seine Lebensrechnung begonnen, hatte scheltend seine Papiere zerrissen und darauf seine Rechnung von vorn wieder aufgestellt, und den Wochenrationen die verlangte Summe zugesetzt. — Frau Anken aber, nachdem sie ihren Zweck erreicht, hatte zur Schonung ihres Gewissens und des Sprichwortes gedenkend: „Geschleckt ist nicht gestohlen", nun nicht die überschüssig empfangenen Schillinge, sondern regelmäßig nur die dafür gekauften Weizenbrödchen unterschlagen, mit denen sie, da Herr Bulemann niemals die unteren Zimmer betrat, nach und nach die ihres kostbaren Inhalts beraubten großen Nußbaumschränke anfüllte.

So mochten etwa zehn Jahre verflossen sein. Herr Bulemann wurde immer hagerer und grauer, sein gelbgeblümter Schlafrock immer fadenscheiniger. Dabei vergingen oft Tage, ohne daß er den Mund zum Sprechen geöffnet hätte; denn er sah keine lebenden Wesen als die beiden Katzen und seine alte, halb kindische Haushälterin. Nur mitunter, wenn er hörte, daß unten die Nachbars-

kinder auf den Prellsteinen vor seinem Hause ritten, steckte er den Kopf ein wenig aus dem Fenster und schalt mit seiner scharfen Stimme in die Gasse hinab. — „Der Seelenverkäufer, der Seelenverkäufer!“ schrieen dann die Kinder und stoben auseinander. Herr Bulemann aber fluchte und schimpfte noch ingrimmiger, bis er endlich schmetternd das Fenster zuschlug und drinnen Graps und Schnores seinen Zorn entgelten ließ.

Um jede Verbindung mit der Nachbarschaft auszuschließen, mußte Frau Anken schon seit geraumer Zeit ihre Wirtschaftseinkäufe in entlegenen Straßen machen. Sie durfte jedoch erst mit dem Eintritt der Dunkelheit ausgehen und mußte dann die Haustür hinter sich verschließen.

Es mochte acht Tage vor Weihnachten sein, als die Alte wiederum eines Abends zu solchem Zwecke das Haus verlassen hatte. Trotz ihrer sonstigen Sorgfalt mußte sie sich indessen diesmal einer Vergessenheit schuldig gemacht haben. Denn als Herr Bulemann eben mit dem Schwefelholz sein Talglicht angezündet hatte, hörte er zu seiner Verwunderung es draußen auf den Stiegen poltern, und als er mit vorgehaltenem Lichte auf den Flur hinaustrat, sah er seine Halbschwester mit einem bleichen Knaben vor sich stehen.

„Wie seid ihr ins Haus gekommen?“ herrschte er sie an, nachdem er sie einen Augenblick erstaunt und ingrimmig angestarrt hatte.

„Die Tür war offen unten“, sagte die Frau schüchtern.

Er murmelte einen Fluch auf seine Wirtschafterin zwischen den Zähnen. „Was willst du?“ fragte er dann.

„Sei doch nicht so hart, Bruder“, bat die Frau, „ich habe sonst nicht den Mut, zu dir zu sprechen.“

„Ich wüßte nicht, was du mit mir zu sprechen hättest; du hast dein Teil bekommen; wir sind fertig miteinander.“

Die Schwester stand schweigend vor ihm und suchte vergebens nach dem rechten Worte. — Drinnen wurde wiederholt ein Kratzen an der Stubentür vernehmbar. Als Herr Bulemann zurückgelangt und die Tür geöffnet

hatte, sprangen die beiden großen Katzen auf den Flur hinaus und strichen spinnend an dem blassen Knaben herum, der sich furchtsam vor ihnen an die Wand zurückzog. Ihr Herr betrachtete ungeduldig die noch immer schweigend vor ihm stehende Frau. „Nun, wird's bald?" fragte er.

„Ich wollte dich um etwas bitten, Daniel", hub sie endlich an. „Dein Vater hat ein paar Jahre vor seinem Tode, da ich in bitterster Not war, ein silbern Becherlein von mir in Pfand genommen."

„Mein Vater von dir?" fragte Herr Bulemann.

„Ja, Daniel, dein Vater; der Mann von unser beider Mutter. Hier ist der Pfandschein; er hat mir nicht zu viel darauf gegeben."

„Weiter!" sagte Herr Bulemann, der mit raschem Blicke die leeren Hände seiner Schwester gemustert hatte.

„Vor einiger Zeit", fuhr sie zaghaft fort, träumte mir, ich gehe mit meinem kranken Kinde auf dem Kirchhofe. Als wir an das Grab unserer Mutter kamen, saß sie auf ihrem Grabsteine unter einem Busch voll blühender weißer Rosen. Sie hatte jenen kleinen Becher in der Hand, den ich einst als Kind von ihr geschenkt erhalten; als wir aber näher gekommen waren, setzte sie ihn an die Lippen; und indem sie dem Knaben lächelnd zunickte, hörte ich sie deutlich sagen: ‚Zur Gesundheit!' — Es war ihre sanfte Stimme, Daniel, wie im Leben; und diesen Traum habe ich drei Nächte nacheinander geträumt."

„Was soll das?" fragte Herr Bulemann.

„Gib mir den Becher zurück, Bruder! Das Christfest ist nahe; leg' ihn dem kranken Kinde auf seinen leeren Weihnachtsteller!"

Der hagere Mann in seinem gelbgeblümten Schlafrocke stand regungslos vor ihr und betrachtete sie mit seinen grellen runden Augen. „Hast du das Geld bei dir?" fragte er. „Mit Träumen löst man keine Pfänder ein."

„O, Daniel!" rief sie, „glaub' unserer Mutter! Er wird gesund, wenn er aus dem kleinen Becher trinkt. Sei barmherzig; er ist ja doch von deinem Blute!"

Sie hatte die Hände nach ihm ausgestreckt; aber er trat einen Schritt zurück. „Bleib' mir vom Leibe“, sagte er. Dann rief er nach seinen Katzen. „Graps, alte Bestie! Schnores, mein Söhnchen!“ Und der große gelbe Kater sprang mit einem Satze auf den Arm seines Herrn und klauete mit seinen Krallen in der bunten Zipfelmütze, während das schwarze Tier mauzend an seinen Knieen hinaufstrebte.

Der kranke Knabe war näher geschlichen. „Mutter“, sagte er, indem er sie heftig an dem Kleide zupfte, „ist das der böse Ohm, der seine schwarzen Kinder verkauft hat?“

Aber in demselben Augenblicke hatte auch Herr Bulemann die Katze herabgeworfen und den Arm des aufschreienden Knaben ergriffen. „Verfluchte Bettelbrut“, rief er, „pfeifst du auch das tolle Lied!“

„Bruder, Bruder!“ jammerte die Frau. — Doch schon lag der Knabe wimmernd drunten auf dem Treppenabsatz. Die Mutter sprang ihm nach und nahm ihn sanft auf ihren Arm; dann aber richtete sie sich hoch auf, und den blutenden Kopf des Kindes an ihrer Brust, erhob sie die geballte Faust gegen ihren Bruder, der zwischen seinen spinnenden Katzen droben am Treppengeländer stand: „Verruchter, böser Mann!“ rief sie. „Mögest du verkommen bei deinen Bestien!“

„Fluche, soviel du Lust hat!“ erwiderte der Bruder; „aber mach', daß du aus dem Hause kommst.“

Dann, während das Weib mit dem weinenden Knaben die dunklen Treppen hinabstieg, lockte er seine Katzen und klappte die Stubentür hinter sich zu. — Er bedachte nicht, daß die Flüche der Armen gefährlich sind, wenn die Hartherzigkeit der Reichen sie hervorgerufen hat.

* * *

Einige Tage später trat Frau Anken, wie gewöhnlich, mit dem Mittagsessen in die Stube ihres Herrn. Aber sie kniff heute noch mehr als sonst mit den dünnen Lippen, und ihre kleinen, blöden Augen leuchteten vor Vergnügen. Denn sie hatte die harten Worte nicht vergessen, die sie

wegen ihrer Nachlässigkeit an jenem Abende hatte hinnehmen müssen, und sie dachte sie ihm jetzt mit Zinsen wieder heimzuzahlen.

„Habt Ihr's denn auf St. Magdalenen läuten hören?“ fragte sie.

„Nein“, erwiderte Herr Bulemann kurz, der über seinen Zahlentafeln saß.

„Wißt Ihr denn wohl, wofür es geläutet hat?“ fragte die Alte weiter.

„Dummes Geschwätz! Ich höre nicht nach dem Gebimmel!“

„Es war aber doch für Euern Schwestersohn!“

Herr Bulemann legte die Feder hin. „Was schwatzest du, Alte?“

„Ich sage“, erwiderte sie, „daß sie soeben den kleinen Christoph begraben haben.“

Herr Bulemann schrieb schon wieder weiter. „Warum erzählst du mir das? Was geht mich der Junge an?“

„Nun, ich dachte nur; man erzählt ja wohl, was Neues in der Stadt passiert.“ — —

Als sie gegangen war, legte aber doch Herr Bulemann die Feder wieder fort und schritt, die Hände auf dem Rücken, eine lange Zeit in seinem Zimmer auf und ab. Wenn unten auf der Gasse ein Geräusch entstand, trat er hastig ans Fenster, als erwarte er schon den Stadtdiener eintreten zu sehen, der ihn wegen der Mißhandlung des Knaben vor den Rat zitieren solle. Der schwarze Graps, der mauzend seinen Anteil an der aufgetragenen Speise verlangte, erhielt einen Fußtritt, daß er schreiend in die Ecke flog. Aber war es nun der Hunger, oder hatte sich unversehens die sonst so unterwürfige Natur des Tieres verändert, er wandte sich gegen seinen Herrn und fuhr fauchend und prustend auf ihn los. Herr Bulemann gab ihm einen zweiten Fußtritt. „Freßt“, sagte er. „Ihr braucht nicht auf mich zu warten.“

Mit einem Satz waren die beiden Katzen an der vollen Schüssel, die er ihnen auf den Fußboden gesetzt hatte.

Dann aber geschah etwas Seltsames.

Als der gelbe Schnores, der zuerst seine Mahlzeit beendet hatte, nun in der Mitte des Zimmers stand, sich reckte und buckelte, blieb Herr Bulemann plötzlich vor ihm stehen; dann ging er um das Tier herum und betrachtete es von allen Seiten. „Schnores, alter Halunke, was ist denn das?“ sagte er, den Kopf des Katers krauend. „Du bist ja noch gewachsen in deinen alten Tagen!“ — In diesem Augenblicke war auch die andere Katze hinzugesprungen. Sie sträubte ihren glänzenden Pelz und stand dann hoch auf ihren schwarzen Beinen. Herr Bulemann schob sich die bunte Zipfelmütze aus der Stirn. „Auch der!“ murmelte er. „Seltsam, es muß in der Sorte liegen.“

Es war indes dämmerig geworden, und da niemand kam und ihn beunruhigte, so setzte er sich zu den Schüsseln, die auf dem Tische standen. Endlich begann er sogar seine großen Katzen, die neben ihm auf dem Kanapee saßen, mit einem gewissen Behagen zu beschauen. „Ein paar stattliche Burschen seid ihr!“ sagte er, ihnen zunickend. „Nun soll euch das alte Weib unten auch die Ratten nicht mehr vergiften!“ — Als er aber abends nebenan in seine Schlafkammer ging, ließ er sie nicht, wie sonst, zu sich herein; und als er sie nachts mit den Pfoten gegen die Kammertür fallen und mauzend daran herunterrutschen hörte, zog er sich das Deckbett über beide Ohren und dachte: „Mauzt nur zu, ich habe eure Krallen gesehen.“ —

Dann kam der andere Tag, und als es Mittag geworden, geschah dasselbe, was tags zuvor geschehen war. Von der geleerten Schüssel sprangen die Katzen mit einem schweren Satz mitten ins Zimmer hinein, reckten und streckten sich; und als Herr Bulemann, der schon wieder über seinen Zahlentafeln saß, einen Blick zu ihnen hinüberwarf, stieß er entsetzt seinen Drehstuhl zurück und blieb mit ausgerecktem Halse stehen. Dort mit leisem Winseln, als wenn ihnen ein Widriges angetan würde, standen Graps und Schnores zitternd mit geringelten Schwänzen, das Haar gesträubt; er sah es deutlich, sie dehnten sich, sie wurden groß und größer.

Noch einen Augenblick stand er, die Hände an den Tisch geklammert; dann plötzlich schritt er an den Tieren vorbei und riß die Stubentür auf. „Frau Anken, Frau Anken!“ rief er, und da sie nicht gleich zu hören schien, tat er einen Pfiff auf seinen Fingern, und bald schlurrte auch die Alte unten aus dem Hinterhause hervor und keuchte eine Treppe nach der andern herauf.

„Sehe Sie sich einmal die Katzen an!“ rief er, als sie ins Zimmer getreten war.

„Die hab' ich schon oft gesehen, Herr Bulemann.“

„Sieht Sie daran denn nichts?“

„Daß ich nicht wüßte, Herr Bulemann!“ erwiderte sie, mit ihren blöden Augen um sich blinzelnd.

„Was sind denn das für Tiere? Das sind ja gar keine Katzen mehr!“ — Er packte die Alte an den Armen und rannte sie gegen die Wand. „Rotäugige Hexe!“ schrie er, „bekenne, was hast du meinen Katzen eingebraut!“

Das Weib klammerte ihre knöchernen Hände ineinander und begann unverständliche Gebete herzuplappern. Aber die furchtbaren Katzen sprangen von rechts und links auf die Schultern ihres Herrn und leckten ihn mit ihren scharfen Zungen ins Gesicht. Da mußte er die Alte loslassen.

Fortwährend plappernd und hüstelnd schlich sie aus dem Zimmer und kroch die Treppen hinab. Sie war wie verwirrt; sie fürchtete sich, ob mehr vor ihrem Herrn oder vor den großen Katzen, das wußte sie selber nicht. So kam sie hinten in ihre Kammer. Mit zitternden Händen holte sie einen mit Geld gefüllten wollenen Strumpf aus ihrem Bette hervor; dann nahm sie aus einer Lade eine Anzahl alter Röcke und Lumpen und wickelte sie um ihren Schatz herum, so daß es endlich ein großes Bündel gab. Denn sie wollte fort, um jeden Preis fort; sie dachte an die arme Halbschwester ihres Herrn draußen in der Vorstadt; die war immer freundlich gegen sie gewesen, zu der wollte sie. Freilich, es war ein weiter Weg, durch viele Gassen, über viele schmale und lange Brücken, welche über dunkele Gräben und Fleten hinwegführten, und

draußen dämmerte schon der Winterabend. Es trieb sie dennoch fort. Ohne an ihre Tausende von Weizenbrödchen zu denken, die sie in kindischer Fürsorge in den großen Nußbaumschränken aufgehäuft hatte, trat sie mit ihrem schweren Bündel auf dem Nacken aus dem Hause. Sorgfältig mit dem großen krausen Schlüssel verschloß sie die schwere, eichene Tür, steckte ihn in ihre Ledertasche und ging dann keuchend in die finstere Stadt hinaus. — —

Frau Anken ist niemals wiedergekommen, und die Tür von Bulemanns Haus ist niemals wieder aufgeschlossen worden.

Noch an demselben Tage aber, da sie fortgegangen, hat ein junger Taugenichts, der den Knecht Ruprecht spielend in den Häusern umherlief, mit Lachen seinen Kameraden erzählt, da er in seinem rauhen Pelze über die Crescentiusbrücke gegangen sei, habe er ein altes Weib dermaßen erschreckt, daß sie mit ihrem Bündel wie toll in das schwarze Wasser hinabgesprungen sei. — Auch ist in der Frühe des andern Tages in der äußersten Vorstadt die Leiche eines alten Weibes, welche an einem großen Bündel festgebunden war, von den Wächtern aufgefischt und bald darauf, da niemand sie gekannt hat, auf dem Armenviertel des dortigen Kirchhofs in einem platten Sarge eingegraben worden.

* * *

Dieser andere Morgen war der Morgen des Weihnachtabends. — Herr Bulemann hatte eine schlechte Nacht gehabt; das Kratzen und Arbeiten der Tiere gegen seine Kammertür hatte ihm diesmal keine Ruhe gelassen; erst gegen die Morgendämmerung war er in einen langen, bleiernen Schlaf gefallen. Als er endlich seinen Kopf mit der Zipfelmütze in das Wohnzimmer hineinsteckte, sah er die beiden Katzen laut schnurrend mit unruhigen Schritten umeinander hergehen. Es war schon nach Mittag; die Wanduhr zeigte auf eins. „Sie werden Hunger haben, die Bestien“, murmelte er. Dann öffnete er die Tür nach

dem Flur und pfiff nach der Alten. Zugleich aber drängten die Katzen sich hinaus und rannten die Treppe hinab, und bald hörte er von unten aus der Küche herauf Springen und Tellergeklapper. Sie mußten auf den Schrank gesprungen sein, auf den Frau Anken die Speisen für den andern Tag zurückzusetzen pflegte.

Herr Bulemann stand oben an der Treppe und rief laut und scheltend nach der Alten; aber nur das Schweigen antwortete ihm oder von unten herauf aus den Winkeln des alten Hauses ein schwacher Widerhall. Schon schlug er die Schöße seines geblümten Schlafrocks übereinander und wollte selbst hinabsteigen; da polterte es drunten auf den Stiegen, und die beiden Katzen kamen wieder heraufgerannt. Aber das waren keine Katzen mehr; das waren zwei furchtbare, namenlose Raubtiere. Die stellten sich gegen ihn, sahen ihn mit ihren glimmenden Augen an und stießen ein heiseres Geheul aus. Er wollte an ihnen vorbei, aber ein Schlag mit der Tatze, der ihm einen Fetzen aus dem Schlafrock riß, trieb ihn zurück. Er lief ins Zimmer; er wollte ein Fenster aufreißen, um die Menschen auf der Gasse anzurufen; aber die Katzen sprangen hinterdrein und kamen ihm zuvor. Grimmig schnurrend, mit erhobenem Schweif, wanderten sie vor den Fenstern auf und ab. Herr Bulemann rannte auf den Flur hinaus und warf die Zimmertür hinter sich zu; aber die Katzen schlugen mit der Tatze auf die Klinke und standen schon vor ihm an der Treppe. — Wieder floh er ins Zimmer zurück, und wieder waren die Katzen da.

* * *

Schon verschwand der Tag, und die Dunkelheit kroch in alle Ecken. Tief unten von der Gasse herauf hörte er Gesang; Knaben und Mädchen zogen von Haus zu Haus und sangen Weihnachtslieder. Sie gingen in alle Türen; er stand und horchte. Kam denn niemand in seine Tür? — — Aber er wußte es ja, er hatte sie selber alle fortgetrieben; es klopfte niemand, es rüttelte niemand an

der verschlossenen Haustür. Sie zogen vorüber; und allmählich ward es still, totenstill auf der Gasse. Und wieder suchte er zu entrinnen; er wollte Gewalt anwenden; er rang mit den Tieren, er ließ sich Gesicht und Hände blutig reißen. Dann wieder wandte er sich zur List; er rief sie mit den alten Schmeichelnamen, er strich ihnen die Funken aus dem Pelz und wagte es sogar, ihren flachen Kopf mit den großen, weißen Zähnen zu krauen. Sie warfen sich auch vor ihm hin und wälzten sich schnurrend zu seinen Füßen; aber wenn er den rechten Augenblick gekommen glaubte und aus der Tür schlüpfte, so sprangen sie auf und standen, ihr heiseres Geheul ausstoßend, vor ihm. — So verging die Nacht, so kam der Tag, und noch immer rannte er zwischen der Treppe und den Fenstern seines Zimmers hin und wieder, die Hände ringend, keuchend, das graue Haar zerzaust.

Und noch zweimal wechselten Tag und Nacht; da endlich warf er sich gänzlich erschöpft, an allen Gliedern zuckend, auf das Kanapee. Die Katzen setzten sich ihm gegenüber und blinzelten ihn schläfrig aus halbgeschlossenen Augen an. Allmählich wurde das Arbeiten seines Leibes weniger und endlich hörte es ganz auf. Eine fahle Blässe überzog unter den Stoppeln des grauen Bartes sein Gesicht; noch einmal aufseufzend, streckte er die Arme und spreizte die langen Finger über die Kniee; dann regte er sich nicht mehr.

* * *

Unten in den öden Räumen war es indessen nicht ruhig gewesen. Draußen an der Tür des Hinterhauses, die auf den engen Hof hinausführt, geschah ein emsiges Nagen und Fressen. Endlich entstand über der Schwelle eine Öffnung, die größer und größer wurde; ein grauer Mauskopf drängte sich hindurch, dann noch einer, und bald huschte eine ganze Schar von Mäusen über den Flur und die Treppe hinauf in den ersten Stock. Hier begann das Arbeiten aufs neue an der Zimmertür, und als diese durchnagt war, kamen die großen Schränke daran, in

denen Frau Ankens hinterlassene Schätze aufgespeichert lagen. Da war ein Leben wie im Schlaraffenland; wer durch wollte, mußte sich durchfressen. Und das Geziefer füllte sich den Wanst; und wenn es mit dem Fressen nicht mehr fort wollte, rollte es die Schwänze auf und hielt sein Schläfchen in den hohlgefressenen Weizenbrödchen. Nachts kamen sie hervor, huschten über die Dielen oder saßen, ihre Pfötchen leckend, vor dem Fenster und schauten, wenn der Mond schien, mit ihren kleinen, blanken Augen in die Gasse hinab.

Aber diese behagliche Wirtschaft sollte bald ihr Ende erreichen. In der dritten Nacht, als eben droben Herr Bulemann seine Augen zugetan hatte, polterte es draußen auf den Stiegen. Die großen Katzen kamen herabgesprungen, öffneten mit einem Schlage ihrer Tatze die Tür des Zimmers und begannen ihre Jagd. Da hatte alle Herrlichkeit ein Ende. Quieksend und pfeifend rannten die fetten Mäuse umher und strebten ratlos an den Wänden hinauf. Es war vergebens; sie verstummten eine nach der andern zwischen den zermalmenden Zähnen der beiden Raubtiere.

Dann wurde es still, und bald war in dem ganzen Hause nichts vernehmbar als das leise Spinnen der großen Katzen, die mit ausgestreckten Tatzen droben vor dem Zimmer ihres Herrn lagen und sich das Blut aus den Bärten leckten.

Unten in der Haustür verrostete das Schloß, den Messingklopfer überzog der Grünspan, und zwischen den Treppensteinen begann das Gras zu wachsen.

* * *

Draußen aber ging die Welt unbekümmert ihren Gang. — Als der Sommer gekommen war, stand auf dem St. Magdalenenkirchhof auf dem Grabe des kleinen Christoph ein blühender weißer Rosenbusch; und bald lag auch ein kleiner Denkstein unter demselben. Den Rosenbusch hatte seine Mutter ihm gepflanzt; den Stein

freilich hatte sie nicht beschaffen können. Aber Christoph hatte einen Freund gehabt; es war ein junger Musikus, der Sohn eines Trödlers, der in dem Hause ihnen gegenüber wohnte. Zuerst hatte er sich unter sein Fenster geschlichen, wenn der Musiker drinnen am Klavier saß; später hatte dieser ihn zuweilen in die Magdalenenkirche genommen, wo er sich nachmittags im Orgelspiel zu üben pflegte. — Da saß denn der blasse Knabe auf einem Schemelchen zu seinen Füßen, lehnte lauschend den Kopf an die Orgelbank und sah, wie die Sonnenlichter durch die Kirchenfenster spielten. Wenn der junge Musikus dann, von der Verarbeitung seines Themas fortgerissen, die tiefen, mächtigen Register durch die Gewölbe brausen ließ, oder wenn er mitunter den Tremulanten zog und die Töne wie zitternd vor der Majestät Gottes dahinfluteten, so konnte es wohl geschehen, daß der Knabe in stilles Schluchzen ausbrach und sein Freund ihn nur schwer zu beruhigen vermochte. Einmal auch sagte er bittend: „Es tut mir weh, Leberecht; spiele nicht so laut!"

Der Orgelspieler schob auch sogleich die großen Register wieder ein und nahm die Flöten- und andere sanfte Stimmen; und süß und ergreifend schwoll das Lieblingslied des Knaben durch die stille Kirche: „Befiehl du deine Wege." — Leise mit seiner kränklichen Stimme hub er an mitzusingen. „Ich will auch spielen lernen", sagte er, als die Orgel schwieg; „willst du mich es lehren, Leberecht?"

Der junge Musikus ließ seine Hand auf den Kopf des Knaben fallen, und ihm das gelbe Haar streichelnd, erwiderte er: „Werde nur erst recht gesund, Christoph; dann will ich dich es gern lehren."

Aber Christoph war nicht gesund geworden. — Seinem kleinen Sarge folgte neben der Mutter auch der junge Orgelspieler. Sie sprachen hier zum erstenmal zusammen; und die Mutter erzählte ihm jenen dreimal geträumten Traum von dem kleinen, silbernen Erbbecher.

„Den Becher", sagte Leberecht, „hätte ich Euch geben können; mein Vater, der ihn vor Jahren mit vielen anderen Dingen von Euerm Bruder erhandelte, hat mir

das zierliche Stück einmal als Weihnachtsgeschenk gegeben."

Die Frau brach in die bittersten Klagen aus. „Ach", rief sie immer wieder, „er wäre ja gewiß gesund geworden!"

Der junge Mann ging eine Weile schweigend neben ihr her. „Den Becher soll unser Christoph dennoch haben", sagte er endlich.

Und so geschah es. Nach einigen Tagen hatte er den Becher an einen Sammler solcher Pretiosen um einen guten Preis verhandelt; von dem Gelde aber ließ er den Denkstein für das Grab des kleinen Christoph machen. Er ließ eine Marmortafel darin einlegen, auf welcher das Bild des Bechers ausgemeißelt wurde. Darunter standen die Worte eingegraben: „Zur Gesundheit!" —

Noch viele Jahre hindurch, mochte der Schnee auf dem Grabe liegen oder mochte in der Junisonne der Busch mit Rosen überschüttet sein, kam oft eine blasse Frau und las andächtig und sinnend die beiden Worte auf dem Grabstein. — Dann eines Sommers ist sie nicht mehr gekommen; aber die Welt ging unbekümmert ihren Gang.

Nur noch einmal, nach vielen Jahren, hat ein sehr alter Mann das Grab besucht, er hat sich den kleinen Denkstein angesehen und eine weiße Rose von dem alten Rosenbusch gebrochen. Das ist der emiritierte Organist von St. Magdalenen gewesen.

* * *

Aber wir müssen das friedliche Kindergrab verlassen und, wenn der Bericht zu Ende geführt werden soll, drüben in der Stadt noch einen Blick in das alte Erkerhaus der Düsternstraße werfen. — Noch immer stand es schweigend und verschlossen. Während draußen das Leben unablässig daran vorüberflutete, wucherte drinnen in den eingeschlossenen Räumen der Schwamm aus den Dielenritzen, löste sich der Gips an den Decken und stürzte herab, in einsamen Nächten ein unheimliches Echo über

Flur und Stiege jagend. Die Kinder, welche an jenem Christabend auf der Straße gesungen hatten, wohnten jetzt als alte Leute in den Häusern, oder sie hatten ihr Leben schon abgetan und waren gestorben; die Menschen, die jetzt auf der Gasse gingen, trugen andere Gewänder, und draußen auf dem Vorstadtskirchhof war der schwarze Nummerpfahl auf Frau Ankens namenlosem Grabe schon längst verfault. Da schien eines Nachts wieder einmal, wie schon so oft, über das Nachbarhaus hinweg der Vollmond in das Erkerfenster des dritten Stockwerks und malte mit seinem bläulichen Lichte die kleinen, runden Scheiben auf den Fußboden. Das Zimmer war leer; nur auf dem Kanapee zusammengekauert saß eine kleine Gestalt von der Größe eines jährigen Kindes, aber das Gesicht war alt und bärtig und die magere Nase unverhältnismäßig groß; auch trug sie eine weit über die Ohren fallende Zipfelmütze und einen langen, augenscheinlich für einen ausgewachsenen Mann bestimmten Schlafrock, auf dessen Schoß sie die Füße heraufgezogen hatte.

Diese Gestalt war Herr Bulemann. — Der Hunger hatte ihn nicht getötet, aber durch den Mangel an Nahrung war sein Leib verdorrt und eingeschwunden, und so war er im Laufe der Jahre kleiner und kleiner geworden. Mitunter in Vollmondnächten, wie diese, war er erwacht und hatte, wenn auch mit immer schwächerer Kraft, seinen Wächtern zu entrinnen gesucht. War er von den vergeblichen Anstrengungen erschöpft aufs Kanapee gesunken oder zuletzt hinaufgekrochen, und hatte dann der bleierne Schlaf ihn wieder befallen, so streckten Graps und Schnores sich draußen vor der Treppe hin, peitschten mit ihrem Schweif den Boden und horchten, ob Frau Ankens Schätze neue Wanderzüge von Mäusen in das Haus gelockt hätten.

Heute war es anders; die Katzen waren weder im Zimmer noch draußen auf dem Flur. Als das durch das Fenster fallende Mondlicht über den Fußboden weg und allmählich an der kleinen Gestalt hinaufrückte, begann sie sich zu regen; die großen, runden Augen öffneten sich,

und Herr Bulemann starrte in das leere Zimmer hinaus. Nach einer Weile rutschte er, die langen Ärmel mühsam zurückschlagend, von dem Kanapee herab und schritt langsam der Tür zu, während die breite Schleppe des Schlafrocks hinter ihm herfegte. Auf den Fußspitzen nach der Klinke greifend, gelang es ihm, die Stubentür zu öffnen und draußen bis an das Geländer der Treppe vorzuschreiten. Eine Weile blieb er keuchend stehen; dann streckte er den Kopf vor und mühte sich zu rufen: „Frau Anken, Frau Anken!“ Aber seine Stimme war nur wie das Wispern eines kranken Kindes. „Frau Anken, mich hungert; so höre Sie doch!“

Alles blieb still; nur die Mäuse quiekten jetzt heftig in den unteren Zimmern.

Da wurde er zornig. „Hexe, verfluchte, was pfeift Sie denn?“ Und ein Schwall unverständlich geflüsterter Schimpfworte sprudelte aus seinem Munde, bis ein Stickhusten ihn befiel und seine Zunge lähmte.

Draußen, unten an der Haustür, wurde der schwere Messingklopfer angeschlagen, daß der Hall bis in die Spitze des Hauses hinaufdrang. Es mochte jener nächtliche Geselle sein, von dem im Anfang dieser Geschichte die Rede gewesen ist.

Herr Bulemann hatte sich wieder erholt. „So öffne Sie doch!“ wisperte er; „es ist der Knabe, der Christoph; er will den Becher holen.“

Plötzlich wurden von unten herauf zwischen dem Pfeifen der Mäuse die Sprünge und das Knurren der beiden großen Katzen vernehmbar. Er schien sich zu besinnen; zum erstenmal bei seinem Erwachen hatten sie das oberste Stockwerk verlassen und ließen ihn gewähren. — Hastig, den langen Schlafrock nach sich schleppend, stapfte er in das Zimmer zurück.

Draußen aus der Tiefe der Gasse hörte er den Wächter rufen. „Ein Mensch, ein Mensch!“ murmelte er; „die Nacht ist so lang, so vielmal bin ich aufgewacht, und noch immer scheint der Mond.“

Er kletterte auf den Polsterstuhl, der in dem Erker-

fenster stand. Emsig arbeitete er mit den kleinen, dürren Händen an dem Fensterhaken; denn drunten auf der mondhellen Gasse hatte er den Wächter stehen sehen. Aber die Haspen waren festgerostet; er mühte sich vergebens, sie zu öffnen. Da sah er den Mann, der eine Weile hinaufgestarrt hatte, in den Schatten der Häuser zurücktreten.

Ein schwacher Schrei brach aus seinem Munde; zitternd mit geballten Fäusten schlug er gegen die Fensterscheiben; aber seine Kraft reichte nicht aus, sie zu zertrümmern. Nun begann er Bitten und Versprechungen durcheinander zu wispern; allmählich, während die Gestalt des unten gehenden Mannes sich immer mehr entfernte, wurde sein Flüstern zu einem erstickten, heisern Gekrächze; er wollte seine Schätze mit ihm teilen, wenn er nur hören wollte; er sollte alles haben, er selber wollte nichts, gar nichts für sich behalten; nur den Becher, der sei das Eigentum des kleinen Christoph.

Aber der Mann ging unten unbekümmert seinen Gang, und bald war er in einer Nebengasse verschwunden. — Von allen Worten, die Herr Bulemann in jener Nacht gesprochen, ist keines von einer Menschenseele gehört worden.

Endlich nach aller vergeblichen Anstrengung kauerte sich die kleine Gestalt auf dem Polsterstuhl zusammen, rückte die Zipfelmütze zurecht und schaute, unverständliche Worte murmelnd, in den leeren Nachthimmel hinauf.

So sitzt er noch jetzt und erwartet die Barmherzigkeit Gottes.

Eine Halligfahrt

(1871)

Einleitung des Herausgebers.

Die Erzählung „Eine Halligfahrt", die ursprünglich in drei Kapitel („Auf der Hallig" — „Unterwegs" — „Posthume Blätter") zerfiel, ist von Storm im Mai 1871 mit Sorgfalt ausgearbeitet worden; aber sie befriedigte ihn nicht ganz. Trotzdem sandte er die Handschrift an Rodenberg für den „Salon", schrieb aber gleich hinterher, er stelle es, da die Ausführung ihm selbst aus der „objektivierenden Ferne" nicht mehr gefallen wolle, anheim, die Arbeit zurückzuschicken. Das geschah denn auch wirklich, und Storm war recht niedergedrückt. Aber er machte sich Ende Mai doch an den Versuch, einen guten Kern aus der Handschrift herauszuarbeiten, und hatte nach seiner eigenen Meinung Erfolg, so daß er die Erzählung am 19. Juni an Westermann sandte. Im Oktoberheft der Monatshefte ist sie dann im Rahmen der „Zerstreuten Kapitel" gedruckt worden. Ein selbständigeres Stück bildete sie schon in dem 1873 erschienenen Büchlein „Zerstreute Kapitel", aber erst 1877 in den „Sämtlichen Schriften" steht sie für sich allein.

Dieser Zusammenhang mit den „Zerstreuten Kapiteln" zeigt sich in der ganzen Erzählung. So in dem losen Aufbau, in der Einfügung von allerlei Zügen aus der Sage und Landeskunde Schleswig-Holsteins, die sich nicht immer ungezwungen vornehmen ließ. Für diese lockere Kunstform wurde der Einfluß des dritten Abschnittes von Heines „Nordsee" im zweiten Teil der „Reisebilder" von entscheidender Bedeutung. Des Dichters Schaffenslust begann sich 1870 nach der dreijährigen Pause neu zu regen. Storm suchte Verbindung mit seiner Jugend, als er seinen Lieblingsschriftsteller von neuem las. Er fand bei ihm das Schwelgen in weichen Stimmungen der Erinnerung und las von einer Kreuzfahrt auf dem Meere, bei der die Gedanken an die alte Vinetasage und an ein Mädchen „Eveline" erwachen. Da fühlte er sich wieder in die eigene Vergangenheit versetzt, und Erinnerungen

tauchten aus ihr dichterisch verklärt empor. So wuchs die Erzählung aus den verschiedensten Stücken zu dem kunstvollen Gebilde zusammen, das wir jetzt vor uns haben.

Zwei Geschichten sind miteinander verbunden: das Erlebnis des Erzählers mit Susanne und das des Oheims mit Eveline. Das Bindeglied ist der Besuch auf der Hallig des Oheims und die Ähnlichkeit beider Erlebnisse, durch die sich schöne Wechselbeziehungen ergeben. Das erste, das sich der Erzähler bei einer Wanderung an der Küste zurückruft, ist klarer als das zweite. Nur bei dem ersten hat der Dichter daher die Züge aus Sage und Geschichte verwertet, und nur bei diesem auch die Gestalten deutlich hervortreten lassen. Der Oheim mit seinem Drang nach Einsamkeit und dem Storm so vertrauten Haß gegen den Beamtentick der „Staatskalenderer“ — ein Mann, der an Stifters menschenscheuen „Hagestolz“ erinnert —, die würdevolle Geheimrätin, der zaghafte Liebhaber und das frische Mädchen werden in scharfen Umrissen gezeichnet. Der Erzähler findet auch zu genauer Naturbeobachtung Zeit. Diese dient durchaus nicht nur der Stimmung, obwohl sie Storm bei der Schilderung der brütenden Mittagseinsamkeit wundervoll zu erwecken versteht. Er ist einer der ersten nach Heine, die die dichterische Schönheit der Meereslandschaft wieder darzustellen unternahmen, und ist bestimmend gewesen für eine Reihe neuerer Schriftsteller.

Die Liebesgeschichte des Oheims hat Storm mit bewußter Kunstübung verschwommen gelassen. Nicht einmal der Inhalt wird ganz deutlich, da nur die Stimmung gegeben wird. Der Leser kann nur ahnen, daß Eveline mit der Liebe des Mannes gespielt hat. Nie hat Storm so sehr in lyrischer Weichheit der Gefühle geschwelgt wie hier; die Sprache erreicht eine Süße, die selbst bei Storm selten ist; nicht ohne Grund spielt die Musik eine so bedeutsame Rolle. In der gefühlsseligen Hingabe an persönliche Stimmungen geht der Stil dieser Erzählung noch weit über den der ersten Versuche Storms hinaus. Der Dichter ist dieser Art nicht weiter nachgegangen. „Eine Halligfahrt“ wurde bald durch ein Werk abgelöst, das den Erzähler auf ganz anderen Bahnen wandelnd zeigt, durch „Draußen im Heidedorf“.

Einst waren große Eichenwälder an unserer Küste, und so dicht standen in ihnen die Bäume, daß ein Eichhörnchen meilenweit von Ast zu Ast springen konnte, ohne den Boden zu berühren. Es wird erzählt, daß bei Hochzeiten, welche durch den Wald zogen, die Braut ihre Krone habe vom Haupte nehmen müssen, so tief hing das Gezweig herab. In den Tagen des Hochsommers war unablässige Schattenkühle unter diesen Waldesdomen, die damals noch der Eber und der Luchs durchstreiften, indessen oben, nur von den Augen der revierenden Falken gesehen, ein Meer von Sonnenschein auf ihren Wipfeln flutete.

Aber diese Wälder sind längst gefallen; nur mitunter gräbt man aus schwarzen Moorgründen oder aus dem Schlamm der Watten noch eine versteinte Wurzel, die uns Nachlebende ahnen läßt, wie mächtig einst im Kampfe mit den Nordweststürmen jene Laubkronen müssen gerauscht haben. Wenn wir jetzt auf unseren Deichen stehen, so blicken wir in die baumlose Ebene wie in eine Ewigkeit; und mit Recht sagte jene Halligbewohnerin, die von ihrem kleinen Eiland zum erstenmal hieher kam: „Mein Gott, wat is de Welt doch grot; un et gifft ok noch en Holland!"

* * *

Und wie erquicklich die Luft auf diesen Deichen weht! Ich komme eben heim; wo hätte ich besser den Sonntagmorgen feiern können!

Schon hatte unten in den Kögen der erste warme Frühlingsregen die unabsehbaren Wiesenlandschaften grün gemacht; schon weideten wieder die unzähligen Rin-

der auf der Rasendecke, in welcher die Wassergräben zwischen den einzelnen „Fennen“ wie Silberstreifen in der Morgensonne funkelten. Von hüben und drüben, abwechselnd und sich antwortend, in unendlicher Abtönung, erhob sich Gebrüll und klang weit über die Ebene hinaus. Und wie lebendig die Stare waren, diese geflügelten Freunde der Rinder! In lärmendem Zuge kamen sie vom Kooge herauf, schwenkten vor mir hin und wieder und fielen dann in dichtem Schwarm auf die Krone des Deiches nieder, um gleich darauf, hurtig um sich pickend, seewärts an der Böschung hinabzuspazieren.

Aber unten entlang dem Strome, der von der Stadt ins Meer hinausführt, schimmerte einladend die neue Strohbestickung, womit zum Schutze gegen die nagende Flut der Saum des Strandes überzogen war. — Wie anmutig es sich auf diesem sauberen Teppich wandelte! — Es war noch in der Morgenfrühe; das traumhafte Gefühl der Jugend überkam mich wieder, als müsse dieser Tag was unaussprechlich Holdes mir entgegenbringen; kommt doch für jeden die Zeit, wo auch die Gespenster des Glückes noch willkommen sind. — Und siehe! — während das Wasser weich, fast lautlos zu meinen Füßen anspülte, plötzlich mit leichten, unhörbaren Schritten ging die Erinnerung neben mir. Sie kam weit her aus der Vergangenheit; aber ihr Haar, das sie kurz in freien Locken trug, war noch so blond wie einst. — Es war deine Gestalt, Susanne, in der sie mir erschien; ich sah wieder dein junges, festumrissenes Gesichtchen, die kleine Hand, die lebhaft in die Ferne zeigte, — wie deutlich sah ich es!

Auf einem solchen Teppich an eben diesem Strande schritten wir auch damals nebeneinander. Deine geöffneten Lippen tranken die feuchte, erquickende Luft; mitunter, wenn der weiche Südost aufwehte, griff deine Hand nach dem blauen Schleier und legte ihn zurück über das winzige Sommerhütchen. Dann warst du stehengeblieben und horchtest nach oben hinauf; deine jungen, neugierigen Augen forschten in der durchsichtigen Luft. „Ich sehe nur eine einzige!“ riefst du; „dort steigt sie eben in den Him-

mel!" Und jetzt vernahm auch ich es; so weit man horchen mochte, zur Höhe wie in die Ferne, — der ganze Luftraum schien ein einziges unablässiges Lerchensingen. Die kleinen Sänger selbst aber entschwanden unseren Augen in der blendenden Fülle des Lichtes, das ihn durchströmte. — Und schweigend gingen wir weiter; die Welt war so still und klar, und die Lerchen sangen immerfort; was hätten wir auch reden sollen!

Doch wir waren nicht allein. Die Frau Geheimrätin, Susannens Mutter, ist mir nicht weniger unvergeßlich; sie hatte an der Böschung des Deiches ihr Schnupftuch voll von Champignons gepflückt und wandelte nun wie lauter Erdgeruch an unserer Seite. Es war eine gar stattliche Dame, und selbst die kleinen Ungeheuer der Tiefe, die Seekrabben, schienen ihr den schuldigen Respekt nicht zu verweigern. Sie waren heraufgekrochen, saßen am Rande des Wassers auf der Strohdecke und sonnten sich und drehten ihre knopfartigen Augen; wenn aber das Spiegelbild der Geheimrätin mit der ungeheuren lila Hutschleife über sie hinfiel, klappten sie grimmig mit den Scheren und schossen seitwärts in den Abgrund zurück. — — Nach einer Weile hatten wir ein kleines Schiff bestiegen; „Die Wohlfahrt" hieß es; der Name stand mit goldenen Buchstaben auf dem Spiegel eingegraben. Wir waren alle glücklich an Bord gelangt; nur daß die alte Dame einen zierlichen Schrei ausstieß, als ihre Champignons, die sie den „lieben Schiffer" zu verwahren bat, so ohne Umstände in den offenen Schiffsraum hinabflogen.

Und leise blähten sich die Segel und leise schwamm das Schiff; man hörte das Wasser vorn am Kiele glucksen. Nach einer Stunde hatten wir die nachbarliche große Insel hinter uns und trieben nun auf der breiten Meeresflut. Eine Möve schwebte über dem Wasser dicht an uns vorüber; ich sah, wie ihre gelben Augen in die Tiefe bohrten. „Rungholt!" rief der Schiffer, der eben das Segel umgelegt hatte.

Die Geheimrätin, die — ich weiß nicht durch welche Künste — ihren Champignonbeutel wieder in der Hand

trug, blickte nach allen Seiten um sich. „Ich sehe nur den uferlosen Ozean!“ sagte sie, indem sie ihr Augenglas einschlug und wieder in den Gürtel steckte. Der Schiffer, der mit beiden Armen über Bord lehnte, wandte sein wetterbraunes Gesicht der Dame zu; aber nachdem er sie wie in mitleidiger Verachtung einige Sekunden gemustert hatte, starrte er wieder schweigend ins Meer hinaus.

„Sie müssen dorthin blicken“, sagte ich, „wo nach Senecas Ausspruch alle Erdendinge am sichersten verwahrt sind!“

„Und wo wäre das, mein Lieber?“

„In der Vergangenheit[1]; — in diesem sicheren Lande liegt auch Rungholt. Einst zu Königs Abels[2] Zeiten und auch später noch stand es oben im Sonnenlichte mit seinen stattlichen Giebelhäusern, seinen Türmen und Mühlen. Auf allen Meeren schwammen die Schiffe von Rungholt und trugen die Schätze aller Weltteile in die Heimat; wenn die Glocken zur Messe läuteten, füllten sich Markt und Straßen mit blonden Frauen und Mädchen, die in seidenen Gewändern in die Kirche rauschten; zur Zeit der Äquinoktialstürme stiegen die Männer, wenn sie von ihren Gelagen heimkehrten, vorerst noch einmal auf ihre hohen Deiche, hielten die Hände in den Taschen und riefen hohnlachend auf die anbrüllende See hinab: ‚Trotz nu, blanke Hans[3]!‘ Aber das rotwangige Heidentum, das hier noch in uns allen spukt —“

„Ich bitte doch, mich freundlich auszunehmen!“ schob die Geheimrätin mit etwas strammem Lächeln dazwischen.

Ich verbeugte mich zustimmend. „Es bäumte sich noch einmal auf gegen den blassen, aufgedrungenen Christengott; die Männer von Rungholt — so wenigstens haben es die geistlichen Chronisten aufgeschrieben — beriefen eines Tages einen Priester und hießen ihn einer kranken

---

1 Diesem Gedanken gibt Lucius Annäus Seneca, der bekannte römische Philosoph und Erzieher des Kaisers Nero, sehr oft Ausdruck. So sagt er im 99. Briefe an Lucilius: „Uns gehört die Zeit, die verflossen ist, und nichts ist an einem sicheren Orte, als was gewesen ist.“ — 2 Herzog Abel, der seinen Bruder Erich 1250 erschlug und dann König wurde. — 3 „Blanke Hans“ wird die Nordsee genannt.

Sau das Abendmahl geben. Da ergrimmte der Herr und ließ wie zu Noäh Zeiten seine Wasser steigen; und über die Deiche und Mühlen und Türme schwollen sie; und Rungholt mit seinen blonden Frauen und seinen trotzigen Männern“ — und ich wies mit dem Finger rückwärts, wo noch vom Kiel unseres Schiffes das Wasser in der Sonne strudelte — „dort steht es unten, unsichtbar und verschollen auf dem Boden des Meeres. Nur zuzeiten bei hellem Wetter, wenn in der einsamen Mittagsstunde die Wimpel schlaff am Mast herunterhängen und die Schiffer in der Koje schnarchen, dann — wie die Leute sagen — ‚dühnt es auf[1]‘. — Wer dann mit wachen Augen über Bord ins Wasser schaut, kann gewahren, wie Türme mit goldenen Gockelhähnen aus der grünen Dämmerung auffsteigen; vielleicht mag er sogar die Dächer der alten Häuser erkennen, und wie zwischen dem Seetang, der sie überstrickt hat, seltsam schwerfälliges Getier umherkriecht, oder zwischen den zackigen Giebeln in die Enge der Gassen hinabschauen, wo Muschelwerk und Bernstein die Tore der Häuser verbaut hat und der nie rastende Flut- und Ebbestrom mit den Schätzen versunkener Schiffe spielt. — Aber auch die Schiffer unter Deck erwachen und richten sich auf, denn unter sich aus der Tiefe hören sie es läuten; das sind die Glocken von Rungholt.“

Susanne war indes herangetreten und hatte mit großen Augen zugehört; aber sie bedurfte für diese Seegeschichte eines sachkundigeren Gewährsmannes.

„Läuten sie wirklich, Schiffer?“ fragte sie. „Haben Sie es selbst gehört?“

Das klang so allerliebst, daß auch die Backen der alten Teerjacke sich zu einem Lächeln verzogen; und er spie weit ins Meer hinaus, bevor er antwortete: „Jck hevt min Dag nich hört.“

Und weiter fuhren wir über Rungholt. Aber trotz der kühlen Antwort des Schiffers blickte Susanne noch ein paarmal verstohlen über Bord ins Wasser; begann doch

[1] Schwillt herauf.

auch jetzt die Mittagseinsamkeit sich brütend auf das Meer zu legen. Und als sie sich von mir ertappt sah, errötete sie nur leicht und lächelte; denn meine Augen mochten es den ihren schon verraten haben, wie gern auch ich an Wunder glaubte.

Vor uns in den Horizont trat jetzt ein grauer Punkt, der sich allmählich in die Breite streckte; und endlich stieg ein grünes Eiland vor uns auf. Eine geflügelte Wache schien es zu umgeben; so weit man an dem Strande entlang sehen konnte, wimmelte es in der Luft von großen, weißen Vögeln, welche unablässig wie in stiller Geschäftigkeit durcheinander auf und ab stiegen. Stets in demselben Luftraume beharrend, glichen sie einem ungeheuren, schwebenden Gürtel, der das ganze Eiland zu umschließen schien; ihre ausgebreiteten, mächtigen Flügel erschienen wie durchsichtiger Marmor gegen den sonnigen Mittagshimmel. — Das war fast wie in einem Märchen; und dazu kam mir in den Sinn: mein Freund Ämil, ein leidenschaftlicher Regattenmann, als er in lauer Sommernacht in seinem Boote hier vorbeigetrieben war, wollte von dorther eine entzückende Musik vernommen haben. Der Mond sei über der stillen Insel gestanden, und während er nach langer Pause heimgerudert, sei in der Nacht und auf dem Meere kein anderer Laut gewesen als diese geisterhaften, allmählich hinter ihm verhallenden Töne.

* * *

Aber es war dennoch keine Zauberinsel, sondern eine Hallig des alten Nordfrieslands, das vor einem halben Jahrtausend von der großen Flut in diese Inselbrocken zerrissen wurde[1]; die weißen Vögel waren Silbermöven, welche dem Strande entlang über ihren Brutplätzen schwebten; larus argentatus, von den Naturforschern längst registriert und in ihren Systemen untergebracht. Als wir bald darauf zu Wagen unter ihrem Ringe durchfuhren,

[1] 1634 war die große Sturmflut.

sah ich deutlich über unseren Köpfen die funkelnden Augen und die starken, vorn gebogenen Schnäbel. Dabei erklang in kurzen Pausen ein heiseres „Gack! Gack!“ ähnlich dem unserer Gänse, nur hastiger und wilder. Susanne drückte ängstlich den Kopf an ihre Mutter; aber unser Fuhrmann klatschte lachend mit der Peitsche, und das luftige Gesindel stob gackernd nach allen Seiten auseinander.

Und dort auf der hohen Werfte, inmitten der öden, baumlosen Insel, lag das große Halligshaus mit dem tief hinabreichenden Strohdache, in welchem nun schon seit Jahren „der Vetter“, ein alter, trefflicher Junggeselle, sich bei den schweigsamen Bewohnern eingemietet hatte. „Die Räder der Staatsmaschine“ — so hatte er mir derzeit seine Übersiedelung angekündigt — „werden mir doch zu indiskret; ich weiß, es gibt Leute, die davon entzückt sind; mich anlangend, so kann ich's nicht ertragen, wenn sie mir fortwährend hinten in die Rockschöße haspeln.“ — Und so war er denn mit seiner Bibliothek und seinen allerlei Sammlungen in diese Meereseinsamkeit gezogen, wo er sich seiner Meinung nach außer dem Bereich der verhaßten Maschine befand.

Auf ihn auch war ohne Zweifel jene nächtliche Musik zurückzuführen; denn noch vor einigen Jahren hatte er in der Stadt, in der er damals lebte, für einen großen Geigenspieler gegolten, obgleich er, solang ich denken konnte, jede Aufforderung zum Spiel mit dem Bemerken ablehnte, daß das vorüber sei. Ich selbst hatte ihn nur einmal, da ich noch im Hause meiner Eltern lebte, spielen hören; dieses eine Mal aber wurde für mich die Ursache wiederholter Täuschungen; denn wenn ich später in den Konzerten weltberühmter Virtuosen saß, so trug ich selten etwas anderes davon als eine traumhafte Sehnsucht nach jenem Spiel des Vetters. Dennoch sollte er während meiner späteren Abwesenheit von der Heimat noch einmal, jedoch nur auf kurze Zeit, seine Geige wieder zur Hand genommen und, wie einstens, alles mit sich fortgerissen haben. Ein Näheres darüber hatte ich nicht er-

fahren. Für gewöhnlich war der Vetter ein munterer alter Herr, dem man nicht anmerkte, vor welch tiefer Erregung oft diese freundlichen Augen Wache hielten.

Aber schon war unser Wagen am Fuße der Werfte angelangt, und dort oben in der Tür unter dem steinernen Giebel stand er selbst, der kleine, schmächtige Mann mit den tiefliegenden Augen und dem vollen, weißen Haupthaar. „Willkommen im Ländchen der Freiheit!“ rief er, während er eilig herabkam und dem Dienstjungen die Leiter an den Wagen legen half. Und wahrlich frei genug war es hier; außer der Werfte mit dem breit darauf gelagerten Hause schien aus der grünen Inselfläche nichts hervorzuragen als etwa eine zerstreut umherweidende Schafherde; selbst das Gras war so niedrig, daß es kaum den dazwischen umherkletternden, langbeinigen Schnaken ein Hindernis in den Weg legte.

Sein Wohnzimmer hatte sich der Vetter in dem größten Raume des Hauses, dem sogenannten Pesel, eingerichtet. Schränke mit Büchern, mit Konchylien[1] und anderen Sammlungen, Karten und Kupferstiche nach Claude Lorrain und Ruysdael bedeckten die übrigens weißgetünchten Wände. Von dem Aufsatze des Schreibtisches schaute neben einer Statuette der Venus mit dem Delphin, die von einem Korallenbaume aus den Südseeinseln gleichsam überschattet war, das markige Antlitz Beethovens in der bekannten Kolossalbüste auf uns herab.

Als wir in die Tür traten, flog uns ein kleiner Vogel entgegen, flatterte einen Augenblick wie zweifelnd hin und her und setzte sich dann auf die Hand seines Herrn, mit dem lebhaft bewegten Köpfchen zu ihm aufblickend. „Nur ein Sperling!“ sagte der Vetter lächelnd und den verwunderten Blick der alten Dame beantwortend: „Sie wissen, der Sperling gleicht dem Menschen; an sich ist er ohne Wert, aber er trägt die Möglichkeit zu allem Großen in sich. Der Bursche hier und ich, wir leben trefflich miteinander.“ — Auf seinen Wink flog der Vogel wieder fort

1 Muscheln.

und ließ sich auf einen Ast des Korallenbaumes zu Häupten der schaumgeborenen Göttin nieder, als warte er wie einst darauf, mit lustigen Genossen vor ihren Wagen gespannt zu werden, um sie über das blaue griechische Meer in den Schatten ihrer heiligen Haine zu tragen. Wir aber schlürften bald aus zierlichen Tassen den Trank der modernen Welt; ich meine nicht den Kaffee, sondern den Tee, den wir Küstenbewohner auch an einem heißen Hochsommervormittage nicht verschmähen.

Durch die Fenster, welche in der Front des Hauses gegen Süden lagen, sah man auf die grüne Fläche der Hallig und fern am Strand die Brandung, welche silbern in der Sonne schimmerte. Unser Schiff war von hier aus nicht zu sehen; aber dort zu Westen starrte der Mast eines anderen kleinen Fahrzeuges in die Luft; es war vor kurzem hier gestrandet und jetzt Eigentum der Halligleute. — Was überhaupt war hier nicht Strandgut! Der große, schwarze Hund, der jetzt im Hause umherlief, nicht weniger als der edle Alicante[1], den wir späterhin bei Tische tranken. Und wie stand es um die Bibliothek des Vetters? —

Meinem angeborenen Triebe folgend, hatte ich die Bücherschränke durchstöbert und blätterte eben in einem abgegriffenen Exemplar des „Hesperus[2]“, als eine kleine Hand sich leise auf das erste weiße Blatt des Buches legte. Der Name „Emma“ stand hier eingeschrieben und ein Kreuz darunter.

Noch höre ich den Laut unschuldiger Teilnahme, den Susanne bei diesem Anblick ausstieß. „Wer war das, Onkel?“ rief sie. „Hast du sie gekannt?“

„Gekannt, mein Kind?“ wiederholte der Alte und strich mit dem Finger über eine Bücherreihe. „Das ist auch Strandgut; fast alles Antiquaria! Die einstigen Besitzer sind gescheitert oder zugrunde gegangen; ihre Bücher sind in alle Welt getrieben, von geschäftigen Leuten aufgefischt und verkauft; und nun stehen sie hier eine Weile, bis auch ihren jetzigen Besitzer das gleiche Los ereilt. — Aber frei-

[1] Alicante ist eine durch ihren Wein berühmte spanische Provinz. — [2] Jean Pauls erstes großes Werk.

lich, dennoch kenne ich diese Emma, wenn sie auch schwerlich davon weiß, daß ich ihre posthume Bekanntschaft gemacht habe."

Susanne blickte gespannt in die immer lebhafter mitredenden Augen des Vetters.

„Siehst du!" fuhr er fort — und er nahm mir das Buch aus der Hand und schlug einige Seiten darin auf — „hier steht es deutlich; sie liebte, litt und starb. Diese kurze Geschichte erzählen mir hier die Bleistiftstriche unter ihren Lieblingsstellen, das vertrocknete Vergißmeinnicht, dazu das Kreuz. Auch eine alte Jungfer ist sie gewesen und häßlich genug, daß ihre schönen Augen niemandem haben gefallen wollen; auch dem einen nicht, der nie daran gedacht hat, wie glücklich er sie an jenem Frühlingstage machte, als er die welke Blume so gedankenlos ihr gab, wie er sie vorhin gedankenlos gebrochen hatte. Ein Gesichtchen wie das deine wird das nie verstehen; aber" — und er blickte halb schmerzlich, halb in zärtlicher Bewunderung in das schöne Antlitz des jungen Mädchens — „nicht wahr? durch dich soll niemand Leid erfahren!"

Susanne öffnete die Lippen, als wolle sie eine Frage tun; aber der Vetter strich sanft mit der Hand über ihr blondes Haar; dann wandte er sich ab und setzte mit fast zarter Sorgsamkeit das Buch an seinen Ort. Er mag wohl gefühlt haben, daß ich das bemerkte; denn er sagte lächelnd: „Nun, nun! da ist nicht bloß der Hesperus, da ist auch noch ein armes, treues Menschenherz darin."

Zufällig sah ich in diesem Augenblicke unter dem Bücherschranke den mir von früher wohlbekannten, schwarzen Geigenkasten. Was war nach solchen Gesprächen natürlicher, als daß ich den alten Herrn an jene Melodie aus meiner Knabenzeit erinnerte und in ihn drang, sie mich jetzt noch einmal hören zu lassen. — Aber er schien fast erschrocken. „Nein, nein, mein Junge!" sagte er, den Kasten hastig in die äußerste Ecke schiebend. „Siehst du denn nicht, daß das ein Särglein ist? Man soll die Toten ruhen lassen."

Und so war denn weiter von dem Geigenspielen nicht die Rede.

Nicht zu leugnen stand übrigens, daß die äußerst zarte Organisation des Vetters im Anstoß mit den Außendingen ihn zu einem für Durchschnittsmenschen ziemlich seltsamen Kauz gemacht hatte. Auch verfehlte er nicht, die Frau Geheimrätin, welche ein seltenes Geschick hatte, ihn an seinen heikelen Stellen zu berühren, im Laufe dieses Tages mehr als einmal gründlich in Verwunderung zu setzen.

Die gute Dame konnte es nicht verwinden, daß er, „der hochgebildete Mann“, die feine Gesellschaft seines früheren Wohnorts mit dieser nur von Halligleuten und einem zahmen Sperling bevölkerten Einöde vertauscht habe, und nahm dies Thema stets von neuem wieder auf. — Die kleine Szene, welche zwischen den beiden alten Herrschaften hieraus entsprang, werde ich nie vergessen.

„Frau Kusine!“ sagte der Vetter mit großem Nachdruck, indem er eine schon erfaßte Apfelsine in die Kristallschale zurückfallen ließ — denn wir saßen nach beendigter Mittagstafel eben noch am Nachtisch — „wenn in Novembernächten der Sturm hier unser Haus gepackt hat, daß wir aufgeschüttelt aus den Betten springen; — wenn wir dann durchs Fenster in Augenblicken, wo eben die Wolken am Mond vorübergejagt sind, das Meer, aber das vom Sturm gepeitschte Meer hier unten am Fuße unserer Werfte sehen, die allein noch hervorragt aus den schäumenden, tobenden Wasserbergen; — Sie glauben nicht, Frau Kusine, wie erquicklich es ist, sich einmal in einer anderen Gewalt zu fühlen als in der unserer kleinen, regierungslustigen Mitkreaturen!“

Ich mag wohl stumm dazu genickt haben, denn ich wüßte auch jetzt noch nichts Erkleckliches dagegen einzuwenden; die Frau Kusine aber wollte das allerdings nicht glauben, sondern fuhr fort, heftig für das feste Land und dessen gute Gesellschaft zu plädieren.

Eine Weile hörte der alte Herr geduldig zu; dann aber

begann es schalkhaft um seinen noch immer schönen Mund zu zucken.

„So will ich's offen denn bekennen“, sagte er; „die Exzellenzen und die Geheimen-Ober-Gott-weiß-was-Räte begannen sich die letzte Zeit in unserer guten Stadt auf eine für mich äußerst beunruhigende Weise zu vermehren.“

Ich sah das herablassendste Lächeln in dem Antlitz der alten Dame aufsteigen.

„Aber, mein Gott, was taten Ihnen denn —?“

„Mir, Frau Kusine? Ich dächte doch; sie gingen überall dort in der Sonne, wo eben mir zu gehen beliebte. Es sind das aber, solange sie noch in ihren Drähten hängen, oftmals ganz verruchte Figuren, und man muß ihnen ausbiegen, damit man keine Schläge von ihren hölzernen Armen bekommt.“

Die Geheimrätin wurde unruhig.

„Aber, lieber Herr Vetter, mein seliger Mann —“

„Gewiß, gewiß, Frau Kusine!“ Und der Vetter legte beschwichtigend seine Hand auf ihren Arm. „Ich kenne eine ganze Blumenlese davon, die alle einen unheimlichen Anstrich mit sich herumtragen; diese Kerle — ich wette! — wischt man ihnen die Staatskalendernummer von der Stirn, so sitzen sie da wie ausgeblasene Hülsen; und ich sehe schon, wie ihnen die Augen verglasen, während das bißchen Akten- und Rangklassenbewußtsein daraus verdunstet.“

„Aber, Herr Vetter!“ Und die Geheimrätin benutzte eine augenblickliche Pause; „mein trefflicher seliger Mann —“

Und der Vetter legte wieder beschwichtigend seine Hand auf ihren Arm.

„Gewiß, gewiß, Kusine! Und damit ich niemandem Unrecht tue, es gibt auch recht charmante Leute unter ihnen!“

Und sich plötzlich zu mir wendend, begann er immer schneller und heftiger zu reden, bis er zuletzt einige unleugbar handgreifliche Worte niederzuschlucken sich ehrlich, aber vergebens bemühte.

Die Geheimrätin hatte resigniert die Hände gefaltet und sagte gar nichts mehr; der Vetter aber war aufgesprungen, mit erhitztem Gesicht riß er die Stubentür auf und rief: „Mantje, ein Glas Wasser!“

Bevor aber Mantje noch erscheinen konnte, rannte er selber hintennach.

Die alte Dame schien allmählich aufzuatmen.

„Ein angenehmer Mann, der Vetter“, sagte sie hüstelnd, „indes, ich sehe ihn doch am liebsten hier auf seiner Insel.“

Aber schon trat er selber wieder in die Stube.

„Ich habe unziemlicherweise die Tafel abgebrochen“, sagte er entschuldigend; „Sie wissen ja: Herz schon so alt und noch immer nicht klug! — Lassen Sie uns nach Landesbrauch nun Martje Flors Gesundheit trinken!“ Er füllte die Gläser und erhob das seine. „Frau Kusine! Susanne! Mein lieber Junge! Auf daß es uns wohl gehe in unseren alten Tagen!“

Und wir tranken, wie das diesem ernstesten aller Trinksprüche eigen zu sein scheint, schweigend und schüttelten uns die Hände.

Die Geschichte aber, welche demselben zugrunde liegt, verdient es, auch in weiteren Kreisen erzählt zu werden. Als nämlich Tönningen, die größte Stadt der Landschaft Eiderstedt, einst von den Schweden belagert wurde, hatte eine Gesellschaft feindlicher Offiziere in dem benachbarten Kathrinenherd Quartier genommen und trieb dort arge Wirtschaft; sie ließen sich Wein auftragen, zechten und lärmten, als seien sie die Herren hier. Martje Flor, die zehnjährige Tochter des Hauses, stand dabei und sah unwillig dem Gelage zu, denn sie gedachte ihrer Eltern, die das unter ihrem Dache dulden mußten. Da reichte einer der Trinker ihr ein volles Glas und rief, was sie so trübselig dastehe, sie solle lieber auch eine Gesundheit ausbringen! Und Martje trat mit ihrem Glase an den Tisch, wo die feindlichen Kriegsleute saßen, und sprach: „Dat et uns wull ga up unse ole Dage!“ — Und auf dieses Wort des Kindes wurde es still.

Seitdem versteht es jeder bei uns zu Hause, wenn am Schlusse des Mahles der Wirt es seinen Gästen zubringt: „Und nun noch — Martje Flors!“

* * *

Als wir nach aufgehobener Tafel vor die Haustür traten, führte uns der Vetter unter bedeutungsvollem Schweigen am Hause entlang bis an die südwestliche Ecke desselben. Hier stieß er ein unter herabhängendem Holunder fast verborgenes Pförtchen auf; und wie in ein Wunder blickten wir in einen großen baumreichen Garten hinab, den an diesem Orte, bei der rings umgebenden Öde, wohl niemand hätte vermuten können. — Drunten, von der Insel aus dem Auge ganz verborgen, lag er in einer kesselförmigen Vertiefung der Werfte, an deren schräg abfallenden Wänden sich zwischen verschiedenartigen Obstbäumen eine Reihe üppiger Gemüsebeete entlang zog.

Von unten aus dem Grunde blinkte ein kleiner Teich, ringsum von einem hohen Ligusterzaun umschlossen. Auf dem daran entlang führenden Steige erschien eben, vom Hause hinabspazierend, eine weiße Katze; aber sie verschwand gleich darauf unter dem Schatten der Obstbäume, welche vom Garten aus ihr dichtes Gezweig über den Steig hinüberstreckten. Die blanken Blätter glänzten in dem sattesten Grün, als seien sie nie von einem gefräßigen Insekt berührt worden; nur freilich, wo die Kronen der Bäume den oberen Gartenrand erreichten, waren sie sämtlich wie mit der Zaunschere abgeschoren, was nach des Vetters Erläuterung von dem Nordwestwinde ohne jegliche Bestellung ausgeführt wurde.

Die Aufmerksamkeit unserer „Maman“ war durch eine Pumpe erregt worden, welche unweit des Eingangs in dem kleinen Teiche stand; und während der alte Herr, unter lebhaften Schlägen mit dem Schwengel, ihr die Speisung und Bedeutung dieses Süßwasserbehälters der Insel zu erklären begann, gingen Susanne und ich in

das trauliche Gartennest hinab, wo der Sonnenschein wie eingefangen auf dem grünen Laube schlief. Wir schritten langsam der weißen Katze nach und verschwanden gleich ihr unter dem dichten Laube der Apfelbäume, das fast Susannens goldklares Haar berührte; um uns her schwamm der Duft von Federnelken und Rosen, die oben zwischen den Gemüsebeeten blühten. Unmerklich, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, waren wir in jenen träumerischen Zustand geraten, von dem in der Sommerstille, inmitten der webenden Natur, so leicht ein junges Paar beschlichen wird: sie schweigen, und sie meinen fast zu reden; aber es ist nur das Getön des unsichtbar in Laub und Luft verbreiteten Lebens, nur das Hauchen der Sommerwinde, die den Staub der Blüten zueinander tragen. Ich glaube, wir saßen auf einer kleinen Holzbank und blickten — wer weiß, wie lange schon! — durch die Lücken des Zaunes auf das unten schimmernde Wasser, als plötzlich die akzentuierte Stimme der Geheimrätin mich auf die Oberfläche des Lebens zurückrief; und gleich darauf erschien auch der alte Herr und trieb uns mit munteren Worten zum Kaffee in das Haus.

Aber ich stahl mich bald davon, um mir nach meiner Weise allein und ungestört die verschiedenen Räume des großen, ganz im Viereck gebauten Hauses anzusehen.

Eine Weile stand ich in einer Art von Zimmerwerkstatt und plauderte mit dem Sohne des Hauses, der, gleich Robinson, alle Hantierungen vom Robbenjäger bis zum Zimmermann in sich vereinigte und augenblicklich in letzter Eigenschaft an den Blöcken eines Segelboots arbeitete, das von einer Nachbarinsel aus bei ihm bestellt war.

Von hier gelangte ich in einen langen, ziemlich düstern Stall. Er war leer, da das Vieh draußen auf der Hallig weidete; nur die weiße Katze saß jetzt hier auf der Krippe, und einige Hühner liefen gackelnd durch das Mauerloch aus und ein; an den Wänden sah ich hie und da ein Seehundsfell zum Trocknen angenagelt.

Zu Ende des Stalles, im rechten Winkel daranstoßend, noch stiller und noch mehr in Dämmerung, lag die

Scheune; und dort in ihrer Mitte stand das neue Boot, noch duftend von dem Harz des Waldes, von keiner Welle noch berührt. Wie selbstverständlich stieg ich ein; ich setzte mich auf die Ruderbank und dachte an den Vetter, weshalb er denn vorhin sein Geigenspiel vor uns verleugnet habe.

Es war völlig einsam hier. Die kleinen, überdies mit Spinngewebe überzogenen Fenster lagen so hoch, daß sie keinen Ausblick zuließen. Vom Hause her vernahm ich keinen Laut; aber draußen um die Mauern, obgleich gegen Mittag der Wind sich fast gänzlich gelegt hatte, ertönte eine Art von Luftmusik, die mich die großen Register ahnen ließ, mit denen hier um Allerheiligen der Sturm sein Weltmeerkonzert in Szene zu setzen pflegt. Nach einer Weile mischten sich leichte Schritte, die durch den Stall daher kamen, in dieses Tönen der Luft, und als ich aufblickte, stand Susanne in der Tür, ihr Hütchen am Bande hin und her schwenkend.

„Weshalb sind Sie denn fortgelaufen?“ rief sie, indem sie trotzig den Kopf zurückwarf. „Mama sitzt drinnen vor einer Seekarte, und Onkel hat ein großes Teleskop am offenen Fenster aufgestellt. Ich mag aber nicht durch Teleskope sehen.“

„So gehen Sie bei mir an Bord!“ erwiderte ich, auf meiner Ruderbank zur Seite rückend, „es ist ein neues, sicheres Fahrzeug.“

„In dieses Boot soll ich steigen? Weshalb? Es ist so düster hier.“

„Hören Sie nur, wie die zarten Geister musizieren!“

Sie horchte einen Augenblick, dann kam sie näher und hatte schon ihr Füßchen auf den Rand des Bootes gesetzt.

„Nun, was zögern Sie, Susanne? Haben Sie kein Vertrauen zu meiner Steuerkunst?“

Sie sah mich an; es war etwas von dem blauen Strahl eines Edelsteins in diesem Blicke, und es überfiel mich, ob mir nicht doch von diesen Augen Leids geschehen könne. Ich mag sie dabei wohl seltsam angestarrt haben; denn als wandle eine Furcht sie an, zog sie langsam ihren Fuß zurück.

„Wir wollen lieber an den Strand hinab!“ sagte sie leise. „Ich möchte noch die Nester der Silbermöven sehen!“

So verließ ich denn mein gutes Fahrzeug, und wir traten aus dem Hause, wo die Tageshelle fast blendend in unsere Augen strömte. — Ohne von den alten Herrschaften etwas wahrzunehmen, gingen wir die Werfte hinab und über die Hallig nach dem Strande zu. Ein Stengel duftenden Seewermuts, eine violette Strandnelke wurde im Vorbeigehen mitgenommen, sonst war hier nichts, das unsere Aufmerksamkeit hätte erregen können. An manchem der oft tiefen Gerinne, womit, wie mit einem Gewebe, die ganze Hallig überzogen war, mußten wir auf und ab wandern, bevor wir eine Stelle zum Hinüberspringen fanden. Aber Susanne hatte die Mädchenturnschule durchgemacht, und an ihren Schultern waren die unsichtbaren Flügel der Jugend; ich hörte deutlich ihr melodisches Rauschen, wenn der kleine Fuß zum Sprunge ansetzte und wenn sie dann so rasch hinüberflog.

Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht, als wir den Strand erreichten. Das Meer, das bei der eingetretenen Flut nur etwa einen Büchsenschuß von dem grünen Lande entfernt war, lag jetzt wie fließendes Silber vor den schräg fallenden Strahlen der Nachmittagssonne; bis weit hinaus um den Strand der Insel hörte man das Getöse der Brandung. In der Luft war noch immer, wie am Vormittage, das Steigen und Sinken der großen Silbermöven, nur daß jetzt, da kein Licht von oben durchschien, das schneeige Weiß ihrer Flügel sich noch mehr gegen den blauen Himmel abhob. Auch kleinere schwarze Vögel mit storchartigem Schnabel sahen wir, die wie mit hellem Kriegsschrei durch das Gewimmel der großen Möven hin und her schossen.

Und jetzt ließ Susanne einen Ruf des Entzückens hören; in einem Tangbüschel, umgeben von einem rötlichen Kranze zermalmter Schaltiere, lagen zwei der großen, graugrünen Eier; sechs Schritte weiter wieder zwei; und dort, etwas seitwärts, schimmerten gar drei von

den kleineren Eiern des schwarzen Austerfischers[1]. Die meisten lagen auf dem bloßen Sande; denn, wie der Vetter sagte, „diese Kreaturen machen wenig Umstände mit ihrer Häuslichkeit“. Die Vögel gackerten und schrieen; Susanne aber, unbekümmert und mit vor Neugier leuchtenden Augen, schritt immer weiter hinaus, von Nest zu Nest.

Ich hatte mich gegen das Meer hin auf den Rand des Ufers gesetzt. Eine Weile blickte ich Susannen nach; wohin dann meine Gedanken gingen, hätte ich wohl selber kaum zu sagen gewußt, meine Augen aber buchstabierten immer wieder an dem Spiegel unseres unweit auf dem Wasser schaukelnden Schiffes den mir längst bekannten Namen „Die Wohlfahrt“, dessen goldene Buchstaben in der Sonne zu mir herüberglänzten. Das Anrauschen des Meeres, das sanfte Wehen des Windes — es ist seltsam, wie das uns träumen macht.

Als ich aufstand, war von Susanne nichts zu sehen. Ich ging eine Strecke an dem Ufer hin, während über mir die Möven gleich ungeheuren Schneeflocken in der Luft tanzten. Ich rief, ich sang — keine Antwort. Endlich dort, weitab in einer Bodensenkung, sah ich sie im Sande knieen. In der scharfen Beleuchtung der schon abendlichen Sonne gewahrte ich eines der großen Eier in ihrer Hand; sie hielt regungslos das Ohr darauf geneigt, als wolle sie das keimende Leben belauschen, das darin verschlossen war. Ihr zu Häupten aber schwebten zwei der mächtigen Vögel, die sich aus der langen Kette losgelöst hatten; sie stießen ihre heiseren Töne aus und schlugen wie zornig mit den weißen Flügeln. Unwillkürlich blieb ich stehen; so wild und doch so anmutvoll war dieses Bild. Die knieende Gestalt des Mädchens regte sich noch immer nicht. Da schoß eines der erzürnten Tiere so jäh auf sie herab, als hätte es mit seinem Schnabel ihre Locken packen müssen.

Susanne stieß einen lauten Schrei aus, daß selbst die Vögel erschreckt zur Seite stoben; dann schleuderte sie das

[1] Ein Strandvogel, der Austern frißt.

Ei weit von sich, und wie vorhin über die kleinen Abgründe, flog sie auf mich zu und schlang beide Arme um meinen Hals. — —

Nur ein Hauch darf beben,
Blitzen nur ein Blick;
Und die Engel weben
Fertig ein Geschick.

So sagt ein Dichterwort[1]. — Aber dieser Hauch bebt oft auch nicht. — Ich war ein junger Advokat und längst von wohlmeinender Seite mir bedeutet worden, wenn ich in meinem Berufe „prosperieren" wolle, so müsse ich nicht nur meinen grauen Heckerhut[2] beiseite legen, sondern mir auch den Schnurrbart abrasieren. Beides hatte ich unterlassen; bisher leichtsinnig und wohlgemut, jetzt aber fiel es mir zentnerschwer aufs Herz, und seltsam, während die Brandung eintönig vor meinen Ohren rauschte und der blonde Mädchenkopf noch immer an meiner Schulter ruhte, konnte ich meine Gedanken zu nichts Besserem bewegen, als sich gegen diese Tyrannei der öffentlichen Meinung immer von neuem in Schlachtordnung aufzustellen; ja der Heckerhut und der Schnurrbart selbst begannen zuletzt wie zwei feindliche Gespenster gegen mich aufzustehen.

„Susanne", sagte ich endlich resigniert, „wir werden heimgehen müssen, es wird schon spät."

Es ist dies jedenfalls recht ungeschickt gewesen; denn ich weiß noch gar wohl, wie Susanne mich erschrocken von sich stieß und dann, bis unter ihr lockicht Stirnhaar errötend, wie hülflos vor mir stehenblieb. Und ohne Zweifel war es nicht eben viel geschickter, als ich, um das wieder gutzumachen, ihre beiden Hände ergriff und tröstend zu ihr sagte: „Ich weiß wohl, daß es nur die wilden Vögel waren."

Aber wie auch immer — da wir nun zurückgingen, es war doch anders als vorhin; sie hatte sich nun einmal doch

[1] Der letzte Vers von C. Reinholds (R. Köstlins) Lied „Das Paar" (in Storms „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius", S. 515, Hamburg 1870). — [2] Dreimasterhut mit Feder, in dem der badische Freischarenführer Friedrich Hecker im Jahre 1848 oft abgebildet wurde.

in meinen Schutz begeben. Noch oft, wenn über uns ein Vogelschrei ertönte, warf sie hastig das Köpfchen herum, ob auch die geflügelten Feinde hinterdrein kämen, um ihre zerstörte Brut zu rächen; und wenn wir dann an ein Gerinne kamen, so reichte sie wie selbstverständlich mir die Hand, und es war unverkennbar, daß wir nun zusammenflogen.

Als wir auf der Werfte anlangten, stand der Vetter in der Tür.

„Susanne, wein liebes Kind“, sagte er mit einem seltsam geheimnisvollen Wesen, „deine Mutter ist drinnen im Zimmer; ich möchte ein Wort mit unserem jungen Freunde reden.“

Somit faßte er mich unter den Arm und führte mich um das Haus bis an die hintere Seite desselben. Hier machte er halt und sah mir lange und zärtlich in die Augen.

„Mein Herzensjunge!“ sagte er dann, „jetzt weiß ich's ja, weshalb du vorhin das alte Liebeslied von mir verlangtest, denn ich will's dir nur gestehen, daß es ein solches war und zwar ein echtes. Da es dich die langen Jahre und bis zu diesem Ziele begleitet hat“, — der Vetter hielt einen Augenblick inne — „wenn du mich demnächst selbander besuchen wirst, ich glaube wohl, daß ich die Melodie noch wiederfinde.“

Was sollte ich auf so verfängliche Reden antworten!

„Ich verstehe Sie nicht, lieber Vetter!“ sagte ich.

„Du verstehst mich nicht?“

Ich mußte wiederholt diese Versicherung geben; dann aber kam es heraus.

Vom Zimmer aus hatte der Vetter sein Teleskop auf immer neue Inseln und Halligen gerichtet, und die Geheimrätin hatte immer treu hindurchgesehen, „bis wir“, fuhr er fort, „zuletzt auch unseren eigenen Strand und als Staffage dich und Susanne vor unser Glas bekamen. Die Frau Kusine blickte mit ganz mütterlichem Stolze auf euch beide hin, auf einmal aber springt sie mit einem ‚O mein Himmel!‘ in die Stube zurück. ‚Vetter!‘ ruft sie, ‚ich verstehe die Situation nicht!‘ und schiebt dann mit

großer Hast mich selber vor das Teleskop. Und wie nun ich hindurchsehe — ‚Erstaunlich!' rufe auch ich, ‚aber doch nicht völlig unverständlich!' und ‚Meinen herzlichen Glückwunsch, Frau Kusine!' Denn, leugne es nur nicht, Vetter! du hieltest sie richtig in deinen Armen, und ich sage nur: Halte fest, mein Junge, halte fest!' Denn dieses Kind ist Gott und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Das Gesicht des alten Herrn strahlte vor Freude, und mir selbst begann das Herz sehr laut zu klopfen. Aber was half das alles!

„Es tut mir leid", sagte ich, „aber bestellen Sie den Glückwunsch nur wieder ab; denn es ist nichts, Vetter!"

„Nichts?"

„Nein, nichts!"

Und ich erzählte ihm nun, daß es nur die großen Vögel gewesen seien.

„Erstaunlich!" Er sah mich eine Weile zweifelnd an; dann, wie plötzlich entschlossen, drückte er mir kräftig die Hand und sagte: „Mein Herzensjunge, ich glaube, nun verstehst du die Situation nicht."

Ob inzwischen auch Susanne ihre Mutter in dieser Weise aufgeklärt hatte, weiß ich nicht; ich bemerkte, da wir ins Zimmer traten, nur ein noch etwas feierlicheres Wesen an der alten Dame, als ihr sonst zu eigen war.

Nicht lange nachher kam die Zeit des Abschiedes. Die Damen fuhren; ich, in Begleitung des Vetters, ging zu Fuß an den Strand hinab. Als der Wagen uns schon fast erreicht hatte, ergriff der Alte noch einmal meinen Arm und führte mich ein Stückchen an dem Wasser hin.

„Also es ist wirklich nichts, mein Junge?"

„Wirklich nichts, Vetter!"

Er sah mich traurig an.

„Nun, so komm zu mir auf meine Hallig; wir lassen zu Ostern drei Fach für dich anbauen; überleg' dir's wohl!"

Und er drückte kräftig meine beiden Hände.

Dann gingen wir zu Schiffe. Als wir schon weit vom Lande auf dem tiefen Wasser schwammen, sahen wir noch

lange den Vetter, wie er grüßend seine Mütze schwenkte und wie die Abendsonne auf seine weißen Haare schien.

Nach Sonnenuntergang drehte sich der Wind; eine sanfte Brise wehte aus Südwest; vor uns aus dem dunklen Wasser stieg der Mond und erhellte mit seinem sanften Licht das Meer. Die Geheimrätin hatte ihren Atlasmantel mit Silberfuchs umgetan und der Kühle wegen sich unten in dem offenen Schiffsraume eingerichtet. Susanne, in weiche Tücher eingehüllt, lehnte neben mir an der Schanzkleidung; ihr Antlitz erschien fast blaß in der nächtlichen Beleuchtung.

Einmal aus der Ferne drang das Winseln eines Tieres über das Wasser zu uns her, und die Schiffer sagten, daß es ein junger Seehund sei, der seine Mutter suche. Dann war es wieder still, und nur die Wellen an unserem Schiffe rauschten. Wir aber standen noch immer und blickten über das Meer hinaus. Wohin in dieser leeren Weltenferne unsere Blicke gingen, wer vermöchte das zu sagen! Ob etwa auch Susanne noch an die wilden Vögel dachte? Sie verriet mir nichts davon, und ich habe es auch später nicht erfahren. Ebenso unsicher bin ich, ob der Klabautermann[1] an Bord gewesen ist. Einmal, da ich den Kopf wandte, war mir zwar, als ob dort am Bugspriet[2] unter dem Klüversegel[3] sich etwas wie Nebel zusammenkauere, allein ich achtete nicht darauf. Zwei junge Augen, die sich, still wie diese Nacht, mitunter zu mir wandten, waren ein holderes Geheimnis. Wohl aber fühlte ich, daß Geister mit uns fuhren, denen selbst die Nähe der Geheimrätin kein Gegengewicht zu leisten vermochte.

Als wir dann endlich wieder auf unserem Deiche nach der Stadt zurückkehrten, sang über dem dämmernden Koog unsichtbar noch eine Lerche. Zur anderen Seite stand der Mond und warf gelblich blinkende Lichter auf den von der eintretenden Ebbe bloßgelegten Schlamm.

* * *

[1] Der Klabautermann ist der gute Schiffsgeist, der dem Schiffe günstige Fahrt gibt und des Nachts zurechtzimmert, was am Tage zerbrochen wurde. — [2] Bugspriet ist der Mast am Vorderteil des Schiffes. — [3] Dreieckiges Segel am Bugspriet.

Es gibt Tage, die den Rosen gleichen: sie duften und leuchten, und alles ist vorüber; es folgt ihnen keine Frucht, aber auch keine Enttäuschung, keine von Tag zu Tag mitschreitende Sorge. — Ich habe meinen Hut und meinen Schnurrbart beibehalten, bis endlich beide zur allgemeinen Mode wurden und darin verschwanden. Es ist mir andererseits verhüllt geblieben, ob etwa im Verlaufe des Lebens der Blick jener blauen Augen neben dem Strahl des Edelsteins nicht auch die Härte desselben angenommen hat. Der Tag auf des Vetters Hallig und mitten darin Susannens süße, jugendliche Gestalt steht mir, wie Rungholt, wohlverwahrt in dem sicheren Lande der Vergangenheit.

* * *

Noch einmal, einige Jahre später, habe ich den Vetter auf seiner Hallig besucht; freilich nicht selbander, wie er derzeit es so herzlich mit mir im Sinne hatte. Sein Geist schien noch rüstig, aber mit seinem Körper ruhte er doch am liebsten am Fenster in dem weichen Lehnstuhle und ließ statt seiner Füße nur die Augen über die Hallig nach dem Strande wandern. Als ich hier ihm gegenübersaß, sah ich draußen aus dem blauen Himmel zwei jener weißen Möven gegen das Haus fliegen. Auf halber Höhe der Werfte ließen sie sich nieder, und der Vetter öffnete das Fenster und warf ihnen Brot- und Fleischschnitte zu, die er neben sich auf der Fensterbank für sie in Bereitschaft hatte. „Früher kam ich zu ihnen“, sagte er, „nun müssen sie schon zu mir kommen.“ — —

Jetzt suchen sie vergebens ihren Freund. Zwar ist er auf seiner Hallig geblieben, aber aus dem Hause hat man ihn hinausgetragen; die grüne Rasendecke liegt schützend über ihm. Er hat es gewagt, sich hier zur Ruhe zu begeben, wohl wissend, daß der Sturm die Flut zu seinem Grabe treiben, daß die Flut es aufwühlen und ihn in seinem schmalen Ruhebette auf das weite Meer hinaustragen könne. Aber wie hätte er jene großen Mächte fürchten sollen, in deren Schutz er sich so gern gesichert glaubte!

Mir hatte der treffliche Mann außer seiner Bibliothek und seinem handschriftlichen Nachlasse auch seine Cremoneser Geige vermacht, welche ich zufolge testamentarischer Anordnung, obgleich des Geigenspiels ganz unkundig, weder verschenken noch verkaufen, sondern nur vererben darf. So liegt sie denn jetzt unberührt bei anderen Gedächtnisstücken. Unter den Papieren aber finden sich einige kurze Aufzeichnungen von der Hand des Verstorbenen, welche vermuten lassen, daß derzeit bei seiner Flucht aus der Welt noch ein besonderer Hebel mitgewirkt habe. Auch die Zeit stimmt hiermit überein, denn nach dem beigefügten Datum stammen sie sämtlich aus den letzten Jahren vor seinem Halligleben. Er wohnte damals noch in seinem eigenen Hause, das dicht neben der Stadt in einem baumreichen Garten gelegen war. Aus seinem Wohnzimmer, welches sich im oberen Stocke befand, sah man durch einige davorstehende Lindenbäume über ein paar grüne Felder auf die Heide, die sich damals noch weit nach Westen hinauszog. Ich weiß noch wohl — denn ich habe dort oft bei ihm gesessen — wie sehr er diesen Ausblick liebte. Die Heide war ihm ein vertrauter Ort; nicht nur daß er sie unablässig für seine entomologischen[1] und botanischen Studien durchforschte, sondern er fand dort auch, wie er sich ausdrückte, „die nötige Erholung von dem Menschenleben“.

An diesem Fenster sitzend muß ich mir ihn denken, als er jene Zeilen niederschrieb, die jetzt in seiner kleinen, aber deutlichen Handschrift vor mir liegen.

Sie lauten also:

* * *

Wie gut es sich hier in den Oktobernachmittag hinausschaut! So golden scheint noch die Sonne; doch lösen sich unter ihrem Strahle schon die Blätter und sinken lautlos auf den feuchten Rasen; immer sichtbarer werden die nackten Äste. Von drunten aus den Holunderbüschen

[1] Ein Entomologe ist ein Käferkenner und -Sammler.

klang ein Drosselschlag; nach einer Weile rief es noch einmal aus der Ferne — es nimmt alles Abschied.

Die lichtgraue Dämmerung des Herbstabends hat sich verbreitet, Haus und Garten liegen schon im Schatten, hinter der Heide ist die Sonne hinabgegangen. Nur ganz fern am Himmel, dort, wohin wie Schatten jetzt die Vögel fliegen, ist noch eine leuchtende Wolkenschicht gebreitet. Sie steht über einem Lande jenseits des Horizonts, den meine Augen noch erreichen können. Aber auch dort wird bald der goldene Tag erlöschen. — —

Als ich in das Zimmer zurückblickte, lag noch ein Schimmer jenes Abendscheins auf meinem schwarzen Geigenkasten, der nun schon seit Jahren uneröffnet dort unter dem Bücherschranke steht. Die Geige, die er verbirgt, erstand ich einst aus dem Nachlasse eines frühverstorbenen florentinischen Musikers, und erst seitdem wußte auch ich, daß ich spielen könne. Auf dem inneren Rande des Kastens fand ich damals eine italienische Strophe eingeschrieben, und seltsam, da ich sie in unsere Sprache übertrug, war mir's, als hätte ich diese nun deutschen Verse einst selbst gemacht, und suchte lange, wiewohl vergebens, danach unter meinen alten Papieren. Aber sowie ich die Geige mit meinem Bogen anstrich, da sang es und schwoll es an zu einer Gewalt, die mich selbst erbeben machte. Das war nicht ich allein, der diese Töne schuf; ein geistig Erbteil war in dieser Geige, und ich war der rechte Erbe, der es mit eigener Kraft vermehrte. Nun ruht sie seit lange klanglos in ihrer schwarzen Truhe; denn schon vor Jahren hatte ich es erkannt: nur bis zu einer gewissen Grenze des Lebens fließt um unsere Nerven jener elektrische Strom, der uns über uns selbst hinausträgt und auch andere unwiderstehlich mit sich reißt.

Und nun? Und heute abend?

Ich muß vor den Spiegel treten, damit ich meine grauen Haare nicht vergesse.

Nein, nein! Ich will die Geige, meine klingende Seele, aus ihrem Sarge nehmen, und meine Hände sollen nicht zittern.

* * *

Eveline führte mich in den Saal. Er war noch leer, aber die Kerzen brannten schon; unter der Kristallkrone stand der geöffnete Flügel.

„Hier sollen Sie spielen!“ sagte sie. „Dort auf dem Tischchen steht Ihr Geigenkasten.“

„Soll ich wirklich, Eveline?“

Sie legte, wie sie das zuweilen tat, ihre Wange in die Hand und sah mich ernsthaft an.

„Sie haben es mir doch versprochen!“

— „Und vor so hoher Gesellschaft?“

Denn in großen, ziemlich mäßigen Steindrucken, aber aus desto dickeren Goldrahmen schaute fast die ganze erste Rangklasse unseres Staatskalenders von den Wänden herab.

Sie lachte.

„Pst! Nicht spotten! Das sind Papas Penaten. Weshalb sehen Sie nicht auf meine Bilder, die bescheiden, aber tröstlich unter ihnen hängen?“

Und freilich, auch Goethe und Mozart waren, wenn auch in kleinerem Format, vertreten.

Die Gesellschaft drängte aus den anderen Zimmern in den Saal.

„Adieu!“ sagte Eveline.

Sie reichte mir flüchtig die Hand, ihr dunkles Auge streifte mich; dann ging sie den Eintretenden entgegen. Ich suchte mir in der fernsten Ecke einen Platz. Der weiche, etwas müde Klang ihrer Stimme lag noch in meinem Ohr; aus ihren einfachsten Worten spricht es oft, ich weiß nicht, wie die schmerzliche Erwartung oder wie die heimliche Zusage eines Glückes. Bald aber gesellte sich mein werter Vetter, der Geheimrat, zu mir und sprach irgend etwas über Kunst; und ich besah mir indes die noch immer unter Geplauder und Komplimenten Platz nehmende Gesellschaft und verglich sie mit der, die an den Wänden hing.

Und jetzt wurde ein Akkord angeschlagen. Unser Adolf, der Musikdirektor, begann das Largo aus Beethovens D-Dur-Sonate. Und es wurde völlig still und blieb es auch; denn er versteht es, wenn die Stunde günstig ist,

seinen Beethoven so eindringlich zu Gehör zu bringen, daß es schon sehr große Geister oder aber sehr große Flegel sein müssen, die dabei sich noch selber sollten hören mögen. Mit dem Einsatze der Menuett war mir sogar, als gehe ein Aufatmen des Entzückens durch den ganzen Saal. Ist doch Musik die Kunst, in der sich alle Menschen als Kinder eines Sterns erkennen sollen!

Dann führte der Musikdirektor seine jungen Scharen vor. Es waren frische, anmutige Stimmen darunter, und sie sangen ihre Tee- und Kaffeeliedchen, in denen sie sich so wohl fühlen, die wie die Sommervögel kommen und verschwinden. Sie sangen aber auch von den Liedern des neuen, großen Komponisten, durch welchen Eichendorffs wunderbare Lyrik zuerst in der Musik ihren Ausdruck erhalten hat[1]. Ahnungslos schwebten die jungen Stimmen über dem Abgrund dieser Lieder. — Ich weiß nicht, ob der Kapellmeister Johannes Kreisler[2] davongelaufen wäre; ich saß ganz still und horchte auf den süßen, taufrischen Lerchenschlag der Jugend. Dazwischen immer behagliches Klatschen und liebkosende Worte der älteren Herren und Damen und laute Komplimente der jungen Kavaliere. Weshalb denn auch nicht?

Und nun — ich glaube fast, daß mir die Brust beklommen war — stand ich selbst am Flügel. Eveline hatte die Geige schweigend vor mich hingelegt und war dann ebenso zurückgetreten. Spohrs[3] neuntes Konzert lag aufgeschlagen. Adolf sah mich an: „Nun, wollen wir?“

Wir kannten uns. Vor Jahren hatte mancher Abend, manche Nacht uns so vereint gesehen. Schon lag mein Bogen an den Saiten; ein paar Akkorde noch des Flügels, und sicher und kristallhell flog der erste Ton durch den Saal.

Und meine Geige sang, oder eigentlich war es meine

---

[1] Gemeint ist Robert Schumann. — [2] Durch die erdichtete Figur des Kapellmeisters Johannes Kreisler hat E. T. A. Hoffmann in den „Kreisleriana“ seine Ansichten über Musik aussprechen lassen. Unter anderem wettert er gegen die Pflege der Musik durch bloße Stümper zu gesellschaftlichen Zwecken. — [3] Ludwig Spohr (1784—1859), mit Weber, Marschner und anderen Begründer der romantischen Schule in der Musik.

Seele. Sie sang wie einst der Neck am Wasserfall, von dem die Kinder sagten, daß er keine Seele habe[1]. — Du weißt es, meine Muse, denn du standest mir gegenüber neben dem Bilde deines Lieblings, des Jünglings Goethe, die schönen Hände in deinem Schoß gefaltet. Deine Augen waren hingegeben offen, und ich trank aus ihnen die entzückende Götterkraft der Jugend. Und die Wände des Gemaches schwanden, und der rauschende Wasserfall stand, und alle die jungen Vögel, die eben noch so laut geschlagen hatten, verstummten lauschend. Ich war eins mit dir, schöne, jugendliche Göttin, hoch oben stand ich herrschend; ich fühlte, wie die Funken unter meinem Bogen sprühten; und lange, lange hielt ich sie alle in atemlosem Bann.

Wir waren zu Ende. Adolf nahm die Hände vom Klavier, sah zu mir auf und nickte leise.

Und da ich den Bogen fortgelegt hatte, blickten die Jungen auf mich, halb scheu, mit erstaunten, großen Augen, als hätten sie plötzlich entdeckt, ich sei noch einer von den Ihren, den sie nicht erkannt, der nun plötzlich die Maske des Alters fortgeworfen habe.

Erst als Adolf seinen Stuhl rückte und aufstand, wurde die Stille unterbrochen, und die Gesellschaft drängte sich zu uns. Nur ich wußte, daß plötzlich Evelinens Hand in meiner lag. Oder war es die Hand meiner Muse, die noch einmal flüchtig mich berührte?

* *
*

Sie haben dich gescholten, Eveline.

Und wenn ihr wahr gesprochen hättet — laßt sie mir! Auch die Natur, von welcher, gleich der Rose, sie nur ein Teil ist, vermag uns nichts zu geben, als was wir selber ihr entgegenbringen. Vielleicht gelangt der Mensch überall

[1] Die von August Kopisch dichterisch behandelte Sage erzählt von dem harfespielenden Neck, der klagt, als die Kinder ihm zurufen, er werde doch nicht selig; aber als die Kinder ihm sagen, auch ihm lebe der Erlöser, spielt er lange fröhlich in die Nacht hinein.

nicht weiter, und wir sterben einsam, wie wir einsam geboren wurden. Und dennoch, was wäre das Leben, wenn es keine Rosen gäbe?

* * *

Weißt du, daß es Vorgesichte gibt? — Mitunter, als könne sie nicht warten, bis auch ihre Zeit gekommen ist, wirft die Zukunft ihr Scheinbild in die Gegenwart. — Du ahntest nichts davon, aber ich habe es gesehen; es war mitten im kerzenhellen Saale. Du hattest getanzt und lehntest atmend in der Sofaecke; da sah ich dein Antlitz sich verwandeln, deine Züge wurden scharf, deine Wangen schlaff und fahl. Schon streckte meine Hand sich aus, um leis die Rose aus deinem Haar zu nehmen; denn sie saß dort wie ein Hohn für dein armes Angesicht. Aber es verschwand, da ich fest dich anblickte; du lächeltest, du warst wieder nicht älter als deine achtzehn Jahre. Unmächtig wich das Gespenst zurück; nur ich sah es noch immer wie eine verhüllte Drohung in der Ferne stehen.

O Eveline! Der Strom der Schönheit ergießt sich ewig durch die Welt, aber auch du bist nur ein Wellenblinken, das aufleuchtet und erlischt; und alle Zukunft wird einst Gegenwart.

* * *

Im eigenen Herzen geboren,
Nie besessen,
Dennoch verloren.

Wie seltsam, diese Worte auf meinem Geigenkasten! Auch das ist nun vorüber. —

* * *

Hier scheinen in den Aufzeichnungen des Vetters ein oder mehrere Blätter zu fehlen; denn das Folgende, womit dort ein neues Blatt beginnt, ist augenscheinlich nur der Schluß eines längeren Aufsatzes.

* * *

— — „Aber ein Hauch der ewigen Jugend, die in mir ist, hat doch dein Herz berührt; mögen noch so übermütig deine jungen Lippen zucken. Einst, wenn auch du zu den Schatten gehörst, deren Mund vergebens nach dem Kelche dürstet, aus dem vor ihren Augen die Jugend in vollen Zügen trinkt, wird die Erinnerung an mich dich jäh überfallen; vielleicht am stillen Abend, wenn du hinter abgeheimsten Stoppeln die Sonne sinken siehst, vielleicht — auch das ist möglich — erst in den Schauern des Todes, in jenem letzten Augenblicke, wo alle Erdengeister dich verlassen. — Und nun geh, Eveline; denn jetzt sind sie alle noch in deinem Dienst!“

Ihre Hand zitterte, die, wie ich jetzt erst fühlte, in der meinen lag. Aber sie zog sie schweigend zurück und ging.

„Gute Nacht, Eveline!“

Du aber, o Muse des Gesanges, verlasse du mich noch nicht! Laß mich mein Haupt an deine Schulter lehnen, denn ich bin müde, müde wie ein gehetztes Wild; und sollte ich heimlich bluten, so lege du die Hand auf meine Wunde! — —

* * *

Hier enden diese Aufzeichnungen. Kein Band, keine Locke, keine Blume liegt bei den vergilbten Blättern.

Wer war jene Eveline, welche dies alternde Herz noch einmal so tief zu erschüttern vermochte? — Ich kenne keine ihres Namens. Requiescat! Requiescat[1]!

[1] Sie ruhe!

Draußen im Heidedorf

(Erzählung 1872)

Einleitung des Herausgebers.

Der Stoff zu der Erzählung „Draußen im Heidedorf" wurde dem Dichter durch seine amtliche Tätigkeit vermittelt. Wie er am 17. Mai 1866 an Dorothea Jensen schreibt, fand man in einer Trinkgrube die Leiche eines jungen Mannes, der durch Liebschaften und Schulden sein Leben zerrüttet hatte. Storm vernahm zuerst die milde, schwangere Frau, die der Gatte nur ihres Geldes wegen geheiratet hatte, und dann das bezaubernde junge Mädchen, das jener Mann schon als Knabe geliebt hatte und um dessentwillen er sich anscheinend den Tod gab. Das Mädchen hatte Angst vor der gerichtlichen Verantwortung, zeigte aber keinen Schmerz um den Toten, obwohl die Leiche durchs Dorf getragen wurde. „Wie wunderbar ist es doch", schrieb der Dichter seiner zweiten Frau, „daß ein Mensch dem anderen die ganze Welt sein, daß er die ganze Welt nur durch ihn haben kann."

Als Storm sich nach fast sechs Jahren an die Ausarbeitung des Stoffes machte, verstärkte er die Angaben der Wirklichkeit an verschiedenen Stellen. Mit der Verlegung der Geburt des Kindes in die Zeit vor Hinrichs Verschwinden gewann er einige wertvolle Züge, und vor Hinrichs Selbstmord schob er die wirkungsvolle Aussprache zwischen Hinrich und Margret und Margrets Besuch an des Bauern Hause ein. Vor allem bemühte er sich, die Gestalt des Bauern etwas zu heben. Er strich die Angaben über andere Liebschaften und begründete die Heirat durch den Einfluß des weltklugen Vormundes, der bei ihm an die Stelle des Vaters getreten ist. Besonders lag ihm daran, den überstarken Eindruck des Mädchens, dem der Bauer willenlos unterworfen ist, deutlich hervorzuheben. Zu diesem Zwecke suchte er die Gestalt des Mädchens mit spuk- und sagenhaften Zügen zu verknüpfen. Anregung dazu gab die gespenstische Moorlandschaft, die bei der Schilderung denn auch sehr ausgiebig und meisterhaft benutzt wird. Bei der

Anwendung dieses Mittels ging der Dichter sehr weit. Die abergläubischen Dorffrauen vergleichen das Mädchen mit ihrem einheimischen Werwolf, und der Erzähler selbst bringt Margret mit der Figur des ungarischen Volksglaubens in Verbindung. Durch diese Einmischung des Spukhaften erhält diese Erzählung ihr besonderes Gepräge, das sie von den zahlreichen Schilderungen ähnlicher Gestalten unterscheidet. Gerade die neuere Literatur ist ja an solchen Darstellungen sehr reich. Aus welch ganz anderem Geiste aber diese Schilderungen entspringen, zeigt ein Vergleich Storms mit dem rücksichtslosesten Gestalter derartiger Verhältnisse, mit Frank Wedekind. Dieser fand in seinem „Erdgeist", seiner Lulu, ein selbständig geschaffenes Sinnbild für die verlockende, niederziehende Gewalt sinnlicher Mächte, die der Volksglaube in den Venusberg bannte und der fromme Eichendorff in seinem schaurigen Liede von den zwei Gesellen besang. Es ist selbstverständlich, daß Storm bei der Schilderung der Slowakendirne nicht entfernt so weit ging wie der unglückliche neuere Dichter. Margret ist ein schuldig-unschuldiges Naturkind, nur den sinnlichen Dingen ergeben, ohne jede Regung eines fühlenden Herzens, aber mit einer Furcht vor der äußeren Verantwortung und einem Abscheu vor jeder Berührung mit dem Tode. Ihren Ausgang deutet Storm nur kurz an; ihm lag ja auch nur an der Darstellung dieses einen Ereignisses. Ausgezeichnet gelungen ist diese Gestalt doch, trotz Emil Kuhs Tadel, daß ihr persönliche Merkmale fehlen; ebenso trefflich wie der dickschädelige Bauer, der von dem Einfluß des Naturkindes auch nicht loskommt, als dieses selbst die Gefährlichkeit seines Spieles erkannt hat. Die Verwirrung des weichen Mannes, der sein Kind liebt und sich auch seiner Mutter und seinem Weibe gegenüber sehr milde benimmt, geht so weit, daß er mit einer unglaublichen Gefühllosigkeit auf den Tod seiner Gattin rechnet. Hier zeichnet Storm seinen Bauern mit den derben, wirklichkeitsgetreuen Strichen, die er bei der Schilderung ländlicher Verhältnisse stets angewandt hat. Am grellsten wirken sie am Schluß. Nicht wegen des spurlosen Untertauchens Margrets endet die Erzählung mit einem so schreienden Mißklang, sondern weil der Dichter nur ganz dürr berichtet, wie die Welt trotz des furchtbaren Ereignisses ohne Veränderung weitergeht. Die Nächstbeteiligten, die in Storms Augen durchaus

nicht die besseren Menschen sind, leben ohne Erinnerung an die Toten ihr gesunderes Leben fort. Wie in den Erzählungen „Im Waldwinkel“ und „Auf dem Staatshofe“ zeugt dieser Schluß von einer finsteren Weltanschauung.

In einem sehr verwickelten, aber meisterhaft durchgeführten Aufbau ist die ergreifende Geschichte gestaltet worden. Storm beginnt nicht wie sonst mit ruhiger Schilderung der Ereignisse von der Kindheit seines Helden an. Er stellt auch nicht wie ein neuerer Bühnendichter den äußeren Höhepunkt, Hinrichs Verschwinden, an den Beginn und entwickelt von ihm aus in rückwärts auflösender Gestaltungsweise die ganze Geschichte. Wie in der Erzählung „Im Schloß“ steht ein vorbereitendes Stimmungsbild am Anfang, das die Umrisse gibt; mit der Schilderung der Heirat und des düsteren Zustandes Hinrichs bringt der Dichter eine Steigerung und zeigt die drohende Verwicklung, und erst nachdem die Schilderung des Pferdehandels eine Andeutung kommender schlimmer Ereignisse gegeben hat, führt er den Leser zum äußeren Höhepunkte. Die Verwicklung wird deutlich und erhält in der Erwähnung des weißen Alpes sofort ihr vordeutendes Sinnbild. Mit einer bewundernswerten Geschicklichkeit gelingt es nun Storm, aus bruchstückartigen Erzählungen von vier Personen, dem Küster, der Küsterin, der Mutter Hinrichs und Margret ohne jede Gewaltsamkeit die Geschichte bis in Kleinigkeiten aufzuklären. Wohlberechnet steht die Nachricht von dem Kindheitserlebnis, das im kleinen ein Abbild des sich entwickelnden düsteren Geschehens gibt, gerade unmittelbar vor der Schilderung des persönlichen Auftretens der Margret. Die Unterredung mit dieser wird sehr geschickt durch das Dazwischenkommen der Bauersfrauen unterbrochen. Diese sind damit passend eingeführt und geben zugleich ein paar weitere Aufklärungen über Hinrichs Wesen. Vor allem kann Storm durch sein Eintreten für Margret sehr hübsch begründen, warum das Mädchen nun zu ihm Vertrauen faßt und ihre abgerissenen Antworten mit einer ruhigen Erzählung vertauscht, die der Richter nur wenig unterbricht. Diese zutrauliche Schilderung läßt nun aber das Mädchen in unseren Augen nicht mehr allein schuldig erscheinen und nimmt der Erzählung die unheimliche Wirkung. Der Vergleich mit dem Werwolf will nicht mehr ganz verfangen, und des Dichters eige-

ner Ausruf findet nicht mehr den gleichen Widerhall im Leser. Im Munde der Mutter Hinrichs ist diese Anschuldigung allerdings sehr glaubhaft, ebenso wie die lobenden Worte über den Sohn; diese kommen vielleicht nur etwas zu spät, da wir bisher von Hinrich ein weniger schönes Bild erhalten haben. Die ausgesuchte Feinheit des Aufbaues führt eben manchmal doch zu Fehlern in der Gestaltung des Ganzen. Abgesehen von diesen Mängeln bereitet das Verhör der Frauen doch trefflich und stimmungsvoll auf den Ausgang vor.

Auf die Erweckung der Stimmung, vor allem durch Landschaftsschilderung, hat Storm natürlich auch in dieser Erzählung nicht verzichtet, aber er und Heyse hatten doch recht, wenn sie das Werk für einen Wendepunkt in des Dichters Schaffen erklärten. Storm schrieb darüber am 22. Dezember 1872 an Emil Kuh: „Ich glaube, darin bewiesen zu haben, daß ich auch eine Novelle ohne den Dunstkreis einer gewissen Stimmung (das heißt einer sich nicht aus den vorgetragenen Tatsachen von selbst beim Leser entwickelnden, sondern vom Verfasser a priori herzugebrachten Stimmung) schreiben kann.“ Diese Abkehr von der bisherigen reinen Stimmungserzählung ist um so bemerkenswerter, weil der erste Versuch, „Eine Malerarbeit“, keine Nachfolger fand und noch kurz vor dem vorliegenden Werke die Lust an lyrischer Ausmalung heiterer und vor allem wehmütiger Gefühle des Dichters in dem Stimmungsbild „Eine Halligfahrt“ und den „Zerstreuten Kapiteln“ obgesiegt hatte. Die Ausarbeitung der Erzählung wurde trotz Krampfschauern in den ersten Monaten des Jahres 1872 beschleunigt, da den Dichter Geldsorgen bedrängten. Er änderte allerdings aus Rücksicht auf die Erzeugung einer düsteren Stimmung noch in der Handschrift, an einer wichtigen Stelle, indem er die Küstersfrau aus einer derben, munteren Frau zu einem kränkelnden, hüstelnden Weibe machte. Aber bereits in demselben Jahre wurde die Erzählung im zweiten Hefte des zehnten Bandes des „Salon“ veröffentlicht und 1873 als Schlußstück in den Band der „Zerstreuten Kapitel“ eingereiht.

Es war an einem Herbstabend; ich hatte in der Amtsvogtei ein paar am Mittage eingebrachte Holzfrevler vernommen und ging nun langsam meinem Hause zu. Die Gaserleuchtung war derzeit für unsere Stadt noch nicht erfunden; nur die kleinen Handlaternen wankten wie Irrlichter durch die dunklen Gassen. Einer dieser Scheine aber blieb unverrückt an derselben Stelle und zog dadurch meine müßigen Augen auf sich.

Als ich näher gekommen war, sah ich vor dem Wirtshause, wo damals die nach Ost belegenen Dörfer ihre Anfahrt hatten, noch einen angeschirrten Bauerwagen halten; der alte Hausknecht stand mit der Stalleuchte daneben, während die Leute sich zur Abfahrt rüsteten.

„Macht fertig, Hinrich!“ sprach es vom Wagen herab; „Ihr habt nun genug gedalbert! Karsten Krügers und Karsten Deckers Frau warten alle beid' auf ihre Stunde; es läßt mir nicht Ruh' mehr.“ — Die etwas ältliche Stimme kam von einer breiten, anscheinend weiblichen Person, welche, in Tücher und Mäntel eingemummt, unbeweglich auf dem zweiten Wagenstuhle saß.

Ich war unwillkürlich an der Ecke der hier abgehenden Querstraße stehengeblieben. Wenn man stundenlang gearbeitet hat, so sieht man gern einmal die anderen Menschen eine Szene vor sich abspielen, und der Knecht hielt die Leuchte hoch genug, daß ich alles bequem betrachten konnte.

Neben einer jugendlichen Frauengestalt, deren Wuchs sich auffallend von der gedrungenen Statur unserer gewöhnlichen Landmädchen unterschied, stand ein junger Bauer, dessen blondes, krauses Haar unter der Tuchmütze hervorquoll; in der einen Hand hielt er Zügel und Peitsche,

mit der anderen hatte er die Lehne eines hölzernen Stuhles gefaßt, der zum Auftritt an den Wagen gerückt war. Es lag etwas Brütendes in dem Gesicht des jungen Menschen; der breite Stirnknochen trat so weit vor, daß er die Augen fast verdeckte. — „Komm, Margret, steig' nun auf!" sagte er, indem er nach der Hand des Mädchens haschte.

Aber sie stieß ihn zurück. „Ich brauch' dich nicht!" rief sie. „Paß' du nur deine Braunen!"

„So laß doch die Narrenspossen, Margret!"

Auf diese mit kaum verhehlter Ungeduld gesprochenen Worte wandte sie den Kopf. Bei dem Schein der Leuchte sah ich nur den unteren Teil des Gesichtes; aber diese weichen, blassen Wangen waren schwerlich jemals dem Wetter der ländlichen Saat- und Erntezeit preisgegeben gewesen, was mir besonders auffiel, waren die weißen, spitzen Zähne, die jetzt von den lächelnden Lippen bloßgelegt wurden.

Sie hatte dem jungen Menschen auf seine letzten Worte nichts erwidert; aber nach der Haltung des Kopfes konnte ich annehmen, daß ihre Augen jetzt die Antwort gaben. Zugleich trat sie leise mit einem Fuße auf den Holzstuhl, und als er sie nun umfaßte, ließ sie sich weich an seine Schulter sinken, und ich bemerkte, wie ihre Wangen eine Weile aneinander ruhten. Ich sah aber auch, wie er sie nach dem vorderen Wagensitze hinzudrängen suchte; allein sie entschlüpfte ihm und hatte sich im Augenblick auf dem zweiten Stuhl neben der dicken Frau zurechtgesetzt, die jetzt wieder ein „Mach' fertig, Hinrich, mach' fertig!" aus ihren Tüchern herausrief.

Der junge Bauer blieb noch wie unentschlossen an dem Wagen stehen. Dann zupfte er dem Mädchen an den Kleidern. „Margret!" stieß er dumpf hervor, „setz' dich nach vorne, Margret!"

„Viel Dank, Hinrich!" erwiderte sie laut; „ich sitz' hier gut genug!"

Der junge Mensch riß heftiger an ihren Kleidern. „Ich fahr' nicht ab, Margret, wenn du nicht bei mir sitzen willst!"

Jetzt bog sie sich über den Rand des Sitzes zu ihm herab; ich sah ein Paar dunkle Augen in dem blassen Antlitz blitzen, und die weißen Zähne wurden wieder sichtbar zwischen den üppigen Lippen. „Willst du dich schicken, Hinrich!“ sprach sie leise, fast wie mit verheißender Zärtlichkeit, „oder sollen wir ein andermal mit Hans Ottsen zur Stadt fahren? Er hat mich oft genug darum geplagt.“

Der junge Mann murmelte etwas, das ich nicht verstand; dann sprang er ungestüm zwischen die Pferde durch auf den vorderen Wagensitz, knallte ingrimmig mit der Peitsche und riß in die Zügel, daß die Braunen sich steil in die Höhe bäumten. Und gleich darauf, unter dem Aufschrei der Frauen, rasselte das Gefährt in die Nacht hinaus, daß der Holzstuhl, vom Rade getroffen, zertrümmert auf das Pflaster stürzte und der alte Hausknecht mit einem „Gott bewahr' uns in Gnaden“ zurücktaumelte und dann scheltend mit seiner Leuchte durch die Haustür verschwand.

Wie ein Schattenspiel war alles vorüber; und nachdenklich setzte ich meinen Weg nach Hause fort.

* * *

Etwa ein halbes Jahr danach wurde in der Amtsvogtei der Tod des Eingesessenen Hinrich Fehse zur Anzeige gebracht, der in einem der Ostdörfer eine große, aber, wie mir bekannt war, stark verschuldete Bauernstelle besaß. Da er außer seiner Witwe und einem mündigen Sohne gleichen Namens zwei unmündige Kinder hinterließ, so mußte die Masse in gerichtliche Behandlung genommen werden. Zum Vormund der Unmündigen wurde, in Ermangelung naher Verwandten, auf den Wunsch der Witwe der frühere Küster des Dorfes bestellt; ein Mann, der während seiner Amtsführung sich weniger um die ihm anvertraute Jugend als um seinen schon derzeit nicht geringen Landbetrieb bekümmert hatte, seit Niederlegung des Amtes aber seinen einstigen Schülern um so mehr in allen Vorkommnissen des Lebens mit seinem oft nur allzu weltklugen Rat zur Seite stand.

„Als ich am Tage der Erbregulierung in die Gerichtsstube trat, fand ich den gewichtigen Mann schon in eifriger Durchsicht der Dokumente neben dem Pulte des Gevollmächtigten sitzen. Nachdem er mich durch seine runden Brillengläser erkannt hatte, strich er bedächtig die Seitenhärchen über seinen kahlen Scheitel und stand dann auf, um mich mit der ihm eigenen Würde zu begrüßen. Zugleich wies er auf einen jungen Menschen, der sich bei meinem Eintritt gleichfalls von einem Stuhl erhoben hatte, und sagte: „Das hier, Herr Amtsvogt, ist Hinrich Fehse, der älteste Sohn des Verstorbenen.“

Mir war in diesem Augenblick, als sei ich diesem eckigen Kopfe schon sonst einmal begegnet; nur über das Wie und Wo konnte ich nicht ins reine kommen. Aber wohl niemals hatte ich auf einem jugendlichen Antlitz einen solchen Ausdruck gleichgültiger Verdrossenheit gesehen; die grauen, tiefliegenden Augen schienen es kaum der Mühe wert zu halten, die Wimpern zu mir aufzuheben.

Drüben an der Wand saß eine alte Bäuerin mit harten Zügen und dunklen Augenbrauen, das graue Haar unter das schwarze Käppchen zurückgestrichen; sie saß unbeweglich und hielt ihre Hände mit dem Sacktuch auf der blaugedruckten Leinwandschürze. Das war die Witwe des verstorbenen Hufners Hinrich Fehse.

Es war mir darum zu tun, die etwas verwickelte Angelegenheit zunächst mit dem Küster allein zu besprechen, und ich trat deshalb mit ihm in mein nebenan liegendes Arbeitszimmer.

„Die Stelle wird sich schwerlich für die Familie halten lassen“, sagte ich, zugleich das Inventurprotokoll der Masse vor ihm aufschlagend; „wir werden leider zum Verkauf genötigt sein.“

Der Küster sah mich mit seinen runden Augen an. „Das bin ich nicht der Meinung!“ sagte er dann im gewichtigen Schulton.

Ich wies auf die lange Reihe der im Protokoll verzeichneten Schulden. „Wenn das Altenteil der Witwe noch dazukommt, so wird dem Annehmer der Stelle nicht

genug bleiben, um auch noch die Erbteile der Geschwister auszukehren."

„Das allerdings nicht!" Und der würdevolle Mann klemmte die fleischigen Lippen ein und blickte auf mich mit einer Sicherheit, als ob er das Gegenmittel schon fix und fertig in der Tasche hätte.

„Und trotz dessen", fragte ich wieder, „wollen Sie ihn die große Hufe übernehmen lassen?"

„Das wäre so meine Meinung!"

„Und das Geld, woher wollen Sie das bekommen?"

„Dafür müßte freilich schon gesorgt sein!" Und er nannte die Tochter eines wohlhabenden Hufners aus demselben Dorfe. „Gestern", fuhr er fort, „haben wir bereits den Verspruch gefeiert, und die Fehsesche Stelle kann nun von den beiden jungen Leuten gemeinschaftlich übernommen werden."

Der Küster legte die Hände auf den Rücken und erwartete gehobenen Hauptes den Ausdruck meiner Bewunderung. Mir aber war es unter dieser Eröffnung plötzlich klar geworden, wo ich dem jungen Hinrich Fehse schon begegnet sei. Ich sah ihn wieder neben jenem gefährlichen Mädchen am Wagen stehen und hörte ihn sein düsteres „Margret, Margret!" ausstoßen. — „Mir ist", sagte ich endlich, „als hätte ich Ihren Bräutigam schon auf anderen Wegen getroffen! Hat etwa die Hebamme Ihres Dorfes eine besonders hübsche Tochter?"

„Also das wissen Herr Amtsvogt auch schon!" erwiderte etwas überrascht der Küster. „Nun, wir haben das Mädchen sechs Meilen weit in die Stadt als Nähjungfer vermietet, und morgen geht sie dahin ab. Mit solider Bauernarbeit hat die Mamsell sich doch ihr Lebtag nicht befassen mögen."

Ich mußte lachen. „Und wie haben Sie denn das nur wieder fertiggebracht?"

Das selbstzufriedene Lächeln im Gesichte des Küsters zuckte so tief, als es die starken Wangen zuließen. „Mit Erlaubnis, Herr Amtsvogt, für Geld kann man den Teufel tanzen lassen, warum denn nicht ein altes Weib!"

„In der Tat, Sie haben mehr als recht; und die Tochter der Hebamme ist voraussetzlich ohne Mittel?“

„Mit dem glatten Gesicht, Herr Amtsvogt, konnte uns nicht gedient sein, und sonst ist nichts da, was sie hätte in die Wirtschaft bringen können. Überdies“, und er stimmte seinen Ton zu vertraulichem Flüstern, „ihr Großvater war ein Slovak von der Donau und, Gott weiß wie, bei uns hängengeblieben; dazu die alte Hebamme mit ihrem Kartenlegen und Geschwulstbesprechen, womit sie den Dummen die Schillinge aus der Tasche lockt — das hätte übel gepaßt in eine alte Bauernfamilie!“

„Und hat sich denn Ihr Hinrich so leicht von jenem Mädchen trennen lassen?“ fragte ich noch einmal.

Der Küster setzte seinen weltklugen Kopf in Positur. „Wenn ich es gerad heraussagen soll“, erwiderte er ausweichend, „es war noch ganz die Frage, ob die Dirne ihn genommen hätte; da sind noch andere, die sie hinter sich herzieht und die schwerer ins Gewicht fallen. Die junge Frau aber wird nicht mit ihm betrogen, denn das muß ihm jeder lassen, ein Bauer ist er aus dem Fundament!“

Unsere Unterredung war zu Ende. Von Gerichtswegen war gegen den gemachten Vorschlag nichts einzuwenden; im Gegenteil, alle Schwierigkeiten wurden dadurch wie von selbst gelöst.

— — Als wir wieder in die Gerichtsstube traten, hatte sich dort inzwischen auch die Braut mit ihrem Vater eingefunden. Sie mußte fast um zehn Jahre älter sein als der ihr bestimmte Bräutigam; das Gesicht war wohlgeformt, aber reizlos, wie es bei denen zu sein pflegt, die schon mit ihrer Kinderseele um den Erwerb gerechnet haben; das fahlblonde Haar zeigte deutlich, daß es ungeschützt allem Wetter und Sonnenbrand ausgesetzt wurde. Ihr gegenüber an der anderen Wand saß jetzt der Bräutigam; den Kopf gesenkt, die Hände zwischen den gespreizten Beinen vor sich hingefaltet. — Bei den nun folgenden Verhandlungen zeigte er sich mit allem einverstanden; ein dürftiges „Ja“ oder „Nein“ oder „Das muß ja denn wohl sein“ war indessen alles, womit er diese Zustimmung aus-

drückte; dabei fuhr er mit dem Rücken der Hand ein paarmal über seine Stirn, als wenn es dort etwas fortzuwischen gäbe. Endlich, als mit sämtlichen Beteiligten alles besprochen und das Vereinbarte zu Papier gebracht war, erfolgte, wie Rechtens, die Unterschrift des Protokolls.

Auch Hinrich Fehse, als an ihn die Reihe kam, trat an das Pult des Gevollmächtigten und malte in steilen, widerhaarigen Buchstaben seinen Vornamen unter die Verhandlung; dann aber setzte er mit einem tiefen Atemzug die Feder ab und starrte unbeweglich vor sich hin. Vor seinem inneren Auge mochte jetzt ein üppiger Mädchenkopf erscheinen; vielleicht flog gar der erschütternde Gedanke durch sein Gehirn, den Bann des alten bäuerlichen Herkommens zu durchbrechen. Aber der Küster, der ihn während der ganzen Verhandlung nicht aus den Augen gelassen hatte, trat jetzt, die Hände in den Taschen, zu ihm heran und sagte ruhig: „Bloß deinen Namen, Hinrich; bloß deinen Namen!"

Und Hinrich, wie von der eisernen Notwendigkeit am Draht gezogen, malte nun auch sein „Fehse" in denselben steilen Zügen noch dahinter.

„Actum ut supra[1]" und Sand darauf; die Sache war erledigt. Hinrich Fehse verließ das Gericht als ein gemachter Mann; mit der Frau hatte er das Betriebskapital für die Hufe in Händen; wenn er als Bauer seine Schuldigkeit tat, so konnte es ihm nicht fehlen. — Und bald auch hörte ich, daß die Hochzeit mit allem Pompe bäuerlichen Herkommens gefeiert worden sei.

* * *

Der Eindruck, den diese Vorgänge mir gemacht hatten, war allmählich verblaßt. Anfänglich hatte ich wohl darauf geachtet, wenn an Markttagen der junge Bauer mit seiner Frau an mir vorüberfuhr; von der letzteren hatte ich dann auch wohl ein Kopfnicken bekommen, während

[1] „Geschehen wie oben", formelhafte Unterschrift unter amtlichen Urkunden.

er selbst, ohne sich umzuwenden, auf seine Pferde peitschte. Dann, geraume Zeit nachher, da es schon spät am Abend war, hatte ich ihn einmal in dem erleuchteten Hausflur jenes Wirtshauses an der Ecke gesehen; es war mir auch damals wohl durch den Kopf gegangen: „Was hat denn der wieder so spät in der Stadt zu tun!“ Weitere Gedanken hatte ich mir darüber nicht gemacht. Da — es war wieder einmal Herbst geworden, der November stand schon vor der Tür — ging ich bei der Rückkehr von einer Morgenwanderung durch die Neustadt, wo eben Pferdemarkt gehalten wurde. Die edlen Tiere standen wie gewöhnlich zu beiden Seiten der Straße vor den Häusern angebunden, und ich drängte mich eben durch einen Haufen von Käufern und Verkäufern und vergnügter Stadtjugend, als mir von einem Hause ein lautes Rufen und Händeschlagen entgegenschallte. Im Näherkommen erkannte ich Hinrich Fehse, der mit einem jütischen Bauern in eifrigem Handeln begriffen war. Den Gegenstand, wie mir bald klar wurde, bildeten zwei höchst elend aussehende Pferde, die mit gesenktem Kopfe daneben standen, indes der Jüte den Schweif des einen Tieres lobpreisend zur Seite riß.

„Ja, ja“, sagte der andere, ohne auch nur hinzusehen; „die Schindmähren sind just gut genug.“

„Hundertunddörtig für die beiden!“ rief der Jüte wieder.

Aber Hinrich zog seine Hand zurück. „Hundertundzwanzig“, sagte er düster; „keinen Schilling mehr.“

Und klatschend fielen die Hände ineinander. Hinrich Fehse schnallte seine lederne Geldkatze los, zahlte dem anderen die harten Taler in die Hand und rüstete sich dann, die erhandelten Tiere von dem Rickwerk[1] loszubinden.

Im Weitergehen, wo ich über den Eindruck des Gesehenen zum deutlicheren Bewußtsein kam, wollte mich bedünken, als ob der junge Bauer seit unserer letzten Be-

[1] Die Balken mit den eisernen Ringen zum Festbinden der Pferde.

gegnung, wie man bei uns sagt, bös verspielt habe. Das Gesicht war scharf und mager geworden, und die ohnehin kleinen Augen waren unter der vortretenden Stirn fast verschwunden; überhaupt, der an sich gewöhnliche Vorgang hatte mir jetzt etwas Auffallendes, so daß ich nicht umhin konnte, mich später beim Eintritt in die Gerichtsstube gegen meinen landkundigen Gevollmächtigten darüber auszusprechen.

Der alte Aktenmann machte vom Pultbock herab seine bedenklichste Handbewegung.

„So", sagte ich; „die Sachen stehen also schlecht?"

„Gar nicht stehen sie!" erwiderte er. „Seit einem halben Jahr ist die Margret wieder im Dorf, und seitdem sitzt auch der Fehse fast alle Abend bei den Hebammenleuten; sogar in die Stadt ist er ihr nachgelaufen, als sie um Pfingsten in der Anfahrt[1] hier zu nähen saß. Und dabei verkauft er, was los und fest ist, Futter und Saatroggen, so daß zum Winter wohl die leeren Scheunen nachbleiben werden; heut haben nun sogar die schönen braunen Wallachen daran glauben müssen — wissen, Herr Amtsvogt, die im Inventar zu fünfhundert Taler taxiert waren — und statt dessen hat er sich die jütschen Kracken eingehandelt. Dafür aber promeniert draußen im Dorf das Hebammenfräulein in seidenen Jacken und goldenen Vorstecknadeln; mag auch wohl manche Tonne Fehseschen Hafers an ihrem Leibe tragen!" Und der Alte nahm eine große Prise.

„Am Ende auch noch die beiden Wallachen, Brüttner!"

Der kleine graue Mann steckte die Feder hinters Ohr und segelte auf seinem Drehbock vollends zu mir herum. „Nun", sagte er schmunzelnd, „wohin der Überschuß seinen Weg nimmt, das wäre wohl nicht schwer zu raten!"

„Und woher wissen Sie das alles so genau?"

Brüttner wollte eben antworten, als der Amtsdiener in die Stube trat: „Der Herr Küster ließen grüßen, heut könne er nicht wieder vorkommen; aber nächsten Donners-

[1] Vgl. S. 367, Z. 10.

tag; und da wolle er die beiden Fehseschen Weiber gleich mit aufs Amt bringen."

„Also der Küster ist hier gewesen?" fragte ich.

„Hm, freilich", versetzte Brüttner; „und er meinte, nach den letzten Passagen wär's doch am besten, wenn die Frauen den Fehse unter Kuratel stellen ließen; er würde dem Herrn Amtsvogt schon alles auseinandersetzen."

* * *

Bevor jedoch der Küster diesen kühnen Plan in Angriff nehmen konnte, wurde mir — es war an einem Mittwoch — von dem Bauervogt des Dorfes die schriftliche Anzeige gemacht, daß der Eingesessene Hinrich Fehse seit letzten Sonntagabend verschwunden sei. Die Meinung einiger gehe dahin, daß er mit dem neulich aus einem Pferdehandel gewonnenen Gelde auf einem Auswandererschiffe von Hamburg fortgegangen sei; andere dagegen hegten die Befürchtung, er könne sich ein Leides angetan haben. Außer dem bekannten Verhältnis mit der Tochter der Hebamme sei ein besonderes Ereignis, welches sein Verschwinden erklären könne, nicht bekanntgeworden. Übrigens hätten die angestellten Nachforschungen bis jetzt keinen Erfolg gehabt.

— — Ich beschloß sofort, noch am Nachmittag die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. — Um desto unbehinderter zu sein, verzichtete ich auf einen Protokollführer und nahm nur den Amtsdiener als Begleitung mit. Wir fuhren auf einem offenen Wagen; denn es war ein milder Herbsttag, wie uns deren in unserer Gegend immer einige vor dem entschiedenen Eintritt des Winters beschert zu werden pflegen. Die lebendigen Hecken, welche wir während der ersten Stunde zu beiden Seiten des Weges hatten, trugen noch einen Teil ihres Laubes; hie und da zwischen Hasel- und Eichenbusch drängte sich ein Spillbaum vor, an dessen dünnen Zweigen noch die roten zierlichen Pfaffenkäppchen schwebten. Meine Augen begleiteten im Vorüberfahren das ebenso sanfte als schwer-

mütige Schauspiel, wie fortwährend unter dem noch warmen Strahl der Sonne sich gelbe Blätter lösten und zur Erde sanken, zumal wenn vor dem Schnauben unserer Pferde eine verspätete Drossel, ihren Angstschrei ausstoßend, durch die Büsche flatterte.

Aber die Gegend wurde anders; die bewachsenen Wälle mit den bebauten Feldern dahinter hörten auf. Statt dessen fuhren wir hart am Rande des sogenannten „wilden Moors“ entlang, das sich derzeit, so weit der Blick reichte, nach Norden hinauszog. Es schien hier, als sei plötzlich der letzte Sonnenschein, der noch auf Erden war, von dieser düsteren Steppe eingeschluckt worden. Zwischen dem schwarzbraunen Heidekraut, oft neben größeren oder kleineren Wassertümpeln, ragten einzelne Torfhaufen aus der öden Fläche; mitunter aus der Luft herab kam der melancholische Schrei des großen Regenpfeifers, der einsam darüber hinflog. Das war alles, was man sah und hörte.

Mir kam in den Sinn, was ich einst — ich meine über die noch von dem slavischen Urstamm bewohnten Steppen an der unteren Donau — gelesen hatte. Dort aus den Heiden erhebt sich in der Dämmerung ein Ding, das einem weißen Faden gleicht und das sie dort den „weißen Alp“ nennen. Es wandert gegen die Dörfer, es stiehlt sich in die Häuser, und wenn die Nacht gekommen ist, legt es sich an den offenen Mund der Schlafenden; dann schwillt und wächst der anfänglich dünne Faden zu einer schwerfälligen Ungestalt. Am Morgen darauf ist alles verschwunden; aber der Schläfer, der dann die Augen auftut, ist über Nacht blödsinnig geworden; der weiße Alp hat ihm die Seele ausgetrunken. Er bekommt sie nimmer wieder; weit auf die Heide hinaus in feuchte Schluchten, zwischen Moor und Torf, hat das Unwesen sie verschleppt.

Nicht der weiße Alp war hier zu Hause; aber zu anderen, nicht minder unheimlichen Dingen verdichteten sich auch die Dünste dieses Moores, denen manche, besonders der älteren Dorfbewohner, nachts und im Zwielicht wollten begegnet sein.

An der südlichen Grenze desselben lag unser Reiseziel, das Dorf, dessen spitzer Turm und schwarze Strohdächer schon lange vor uns sichtbar gewesen waren. — Als wir endlich anlangten, ließ ich zunächst vor dem Hause des alten Küsters halten, um durch diesen etwas Näheres über die Verhältnisse im Fehseschen Hause zu erfahren. Ich traf ihn mit seinem Knecht beim Aufladen des Düngers beschäftigt, im blauwollenen Futterhemd, die Furke in der Hand; doch war er deshalb nicht weniger würdevoll, als er erst seinen „Goldhaufen" mit der ebenen Erde vertauscht hatte. „Ich will's Ihnen sagen, Herr Amtsvogt", hub er an, nachdem er zuvor seine Sprachwerkzeuge durch ein paar Ansätze fetten Hustens in Bereitschaft gesetzt hatte, „wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen! Dieser Hinrich hat mit Gewalt sein Glück nicht erkennen wollen; Gott weiß, ob's mit der Kuratel noch zu kurieren ist!"

Wir waren unterdessen in das Haus und in die Wohnstube getreten. Hinter dem Ofen, in welchem trotz der milden Witterung ein Feuer brannte, saß ein kränklich aussehendes Mütterchen, fast verdeckt von einer großen Wollenstrickerei, die sie mit ihren mageren Fingern handhabte. Sie entschuldigte sich klagend, daß sie wegen ihrer Kreuzschmerzen nicht vom Lehnstuhl aufkönne, um mich zu begrüßen; dann klinkte sie von ihrem Sitze aus die daneben befindliche Küchentür auf und rief mit scharfer Stimme: „Kathrin! Setz' den Kessel auf, Kathrin!" Und zugleich hörte ich auch draußen den Dreifuß auf den Herd werfen und im Feuerloch rumoren.

Die Frau Küsterin klappte die Tür wieder zu und strickte weiter; aber ihre kleinen, matten Augen folgten unablässig, während ich mit ihrem Eheherrn im Gespräch auf und ab wandelte.

„Wenn's erlaubt ist zu reden, Herr Amtsvogt", sagte sie endlich, ihr Strickzeug von sich schiebend; „es hat schon einen Vorspuk gegeben; dazumal, als mein Mann hier noch im Amte war. — Ich hab' die Rosen so gern", fuhr sie hüstelnd fort; „es sollte just am anderen Tag das Ring-

laufen[1] für die Schule sein und abends dann, mit hoher Erlaubnis, die Tanzlustbarkeit im Kruge; da waren auf einmal alle meine Rosen abgerissen. Ich wußt' wohl gleich, wo mein Spitzbube zu suchen war; aber bei unserem Vater in der Schule hat's der Hinrich so zu drehen gewußt, daß das Strafrohr auf seinen Rücken gefallen ist. Und die Dirne saß mausestill dabei und guckte in ihr Gesangbuch."

„Aber Mutter", versuchte der Küster einzureden, „so erzähl' doch dem Herrn Amtsvogt nicht die alten Kindergeschichten!"

„Meinst du, Vater?" versetzte sie. — „Sie standen beide vor der Konfirmation; es ist nur ein Faden, und der läuft bis heute hin."

Ich bat höflich um die Fortsetzung des Berichts.

Das Mütterchen nickte. „Ich hatte damals noch meine Gesundheit, Herr Amtsvogt", begann sie wieder; „aber als ich anderen Abends mit der Frau Pastorin nur kaum in den Tanzsaal getreten war, so sah ich auch schon, daß der Hinrich seinen Willen hatte; denn in dem Kranze, den die Slovakendirne auf ihren schwarzen Haaren trug, saßen richtig meine roten Rosen; und herumgeschwenkt hat sie sich auch mit ihm, daß dem hölzernen Jungen der Schweiß von den Backen rann.

„Nun, nun, Vater!" unterbrach sie sich, als der Küster zu einer neuen Bemerkung anhub. „Ich weiß wohl, die Freude dauerte nicht lange; ich will's dem Herrn Amtsvogt alles schon erzählen. Es war nämlich einer unter den größeren Jungen, der nicht wie die anderen in das Hebammenmädchen vernarrt war, obschon sie sich genug um ihn zu tun machte; und das war der Sohn von dem reichen Klaus Ottsen hier! — Als eben die Musikanten zu einem neuen Walzer aufspielten, kommt der anstolziert in seiner blauen Jacke mit Perlmutterknöpfen, die silberne Uhrkette über der Weste, und sieht sich unter den Dirnen um, als wenn sie nur alle so für ihn zu Kauf stünden. Er war

[1] Ein in ganz Schleswig-Holstein verbreitetes Spiel, bei dem es darauf ankommt, einen Ring beim Laufen mit einem Stabe von einem Seil herunterzustechen.

aber auch ein schlanker, braunhaariger Junge und hat noch heute so was Stolzes an sich. — Vor Hinrich und Margret, die eben wieder in die Reihe treten wollten, blieb er stehen und sah höhnisch auf sie herab. ‚Hehler und Stehler?‘ sagte er lachend. ‚Der Rosenhinrich und die Slovakenmargret? Ihr macht ein sauberes Paar zusammen!‘ — Die Dirne glupte ihn an mit ihren schwarzen Augen. ‚Läßt d' mich schimpfen, Hinrich?‘ rief sie. Und im Handumdrehen hatte auch mein Ottsen seine zwei Faustschläge in den Nacken. ‚Das für die Slovakenmargret! Und das für den Rosenhinrich!‘ — Und dabei fiedelten die Musikanten, und die Kinder tanzten und stolperten über den Hans, der sich eben vom Fußboden wieder aufsammelte; und in all dem Lärm hör' ich die Stimme unseres Herrn Pastors und sehe auch, wie er den Hinrich am Kragen hat und ihn gegen den Türpfosten stellt. ‚Daß du es weißt, Fehse!‘ hör' ich ihn noch sagen; ‚mit dem Tanzen ist es heut abend aus für dich!‘ — Da stand er nun und biß sich die Lippen blutig, und die Margret reckte ihren Schwarzkopf auf und schaute durch den Saal nach einem anderen Tänzer aus. — — 's ist aber ein wunderlich Ding, das Menschenherz, Herr Amtsvogt! Schon lange hatte ich gesehen, daß Hans Ottsen dastand, als wenn er die Dirne mit den Augen verschlingen wollte; und es hilft einmal nicht, die gestohlenen Rosen ließen ihr verwettert gut zu ihrem feinen, unverschämten Stumpfnäschen. Und richtig! Sie hatte nun auch den am Band. ‚Was meinst, Margret?‘ sagt ganz kleinlaut der Hans Hoffart; ‚willst jetzt mit mir halten heute abend?‘ — Erst als er nach ihrer Hand griff, stieß sie ihn vor die Brust und tat wild wie 'ne Katze; aber als sie merkte, daß es Ernst war, ward sie auch ebenso geschmeidig und lacht' und wies ihre weißen Zähne, und tanzte mit ihrem schmucken Hans an dem armen Burschen vorüber, als hätte es für sie nimmer einen Hinrich Fehse auf der Welt gegeben. Der aber stand noch immer wie angenagelt auf seinem Posten; nur seine kleinen Augen fuhren hinter den beiden her; es war ein Glück, daß sie nicht mit Flintenkugeln geladen waren!

„Was weiter im Saal passiert ist“, fuhr die Erzählerin fort, nachdem sie eine Weile Atem geschöpft hatte, „das hab' ich nicht gesehen; die Frau Pastorin holte mich nach der Hinterstube, wo unsere Männer sich zu ihrem Kartenspiel gesetzt hatten. Die Zeit verging; es war eben Feierabend geboten, ich stand just am Fenster und hörte nach den Wildgänsen droben in der Luft, denn es war eine milde Nacht, und das Getier flog über die Heide nach dem Haff — da auf einmal hieß es: ‚Wo ist Hinrich Fehse?‘ — Ja, Hinrich Fehse war nicht da. — ‚Ich sah ihn draußen im Weg‘, meinte einer; ‚er wird nach Haus gelaufen sein.‘ — Aber die Mutter kam gejammert; zu Hause war er auch nicht. — Der alte Hinrich Fehse, ein Querkopf trotz seinem Jungen, stand vorn im dicken Haufen in der Schenkstube und stieß sein Glas auf den Tisch, daß er nur noch den Fuß in der Hand behielt, und räsonierte auf den Herrn Pastor; er lasse seinen Jungen nicht kujonieren, wenn er ihn auch nicht wie die reichen Bauern mit Uhrketten und Perlmutterknöpfen besetzen könne; nein, zum Teufel, das leide er nicht!

„Ich war in den Tanzsaal zurückgegangen, wo eben die Musikanten ihre Fiedeln in die Ledersäcke steckten. Da stand noch die Hebammendirne mit Hans Ottsen auf der leeren Diele; sie allein schien alles das nicht anzufechten. ‚Nun, Margret‘, fragte ich, ‚weißt denn du nicht, wo der Hinrich abgeblieben ist?‘ — ‚Ich? — Nein!‘ sagte sie kurz, zog einen ihrer kleinen Schuhe aus und zupfte die rote Bandschleife darauf zurecht; dann funkelte sie wieder auf den Hans mit ihren schwarzen Augen und schlug ihn neckisch auf die Hände: ‚Du, was hast mich eingestaubt, du! Du bist so wild; wart nur, ich tanz' nicht mehr mit solch 'nem Tollen!‘

„Und das war die Margret, Herr Amtsvogt; der Hinrich aber kam auch am anderen Morgen noch nicht wieder; sie meinten, der Mittag würde ihn nach Hause treiben; aber da hatte auch eine Eule gesessen[1]; das ganze Dorf

[1] Die Eule bringt Unheil. „Da hatte eine Eule gesessen“ bedeutet daher soviel wie: in der Erwartung wurde ich bitter enttäuscht.

kam in die Beine, sie suchten ihn mit Leitern und mit Stangen. Und endlich! Wo war er gewesen, Herr Amtsvogt? — Bei den Wasserkröten hatte er in der Nacht gesessen; dort hinten im Moor bei der schwarzen Lake. Der Finkeljochim, der da seine Besen schneidet, kam ins Dorf gelaufen und erzählte es. Da haben sie ihn denn nach Haus geholt mitsamt dem Gliederreißen, das er sich vom feuchten Moorgrund heimgebracht. Ein paar Wochen hat er in den Kissen liegen müssen, und als der Doktor nicht angeschlagen, haben sie die Sympathie gebraucht: und mit drei Tassen Kamillentee und ein paar Handvoll Kirchhofserde ist dann auch alles wieder in seinen Schick gekommen."

Der Kaffee war inzwischen aufgetragen, und der Küster erinnerte, nicht ohne scheinbare Vorsicht, seine Frau daran, daß der Herr Amtsvogt noch mit ihm zu reden habe.

„Ich will nicht im Wege sein, Vater", versetzte diese, von ihrem Lehnstuhl aus die Tassen vollschenkend; „ich sage nur und hab's dem Herrn Pastor auch schon gesagt: erst, als die Dirne wieder aus der Stadt zurück war, lief nur der Hinrich bei den Hebammenleuten, und es gefiel ihr schon, daß sie gleich wieder einen hinter sich her zu ziehen hatte; und wenn auch nur, um die junge Frau zu ärgern, die ihn geheiratet hat; seit es aber mit dem alten Klaus Ottsen aufs letzte geht und der nicht mehr den Daumen gegenhalten kann, weiß auch sein Hans mit Dunkelwerden den Weg dorthin zu finden. Ich wundre mich nicht, daß der Fehse auch diesmal wieder fortgelaufen ist; denn mit sich selber umzugehen, was doch die größte Kunst vom Menschenleben ist, das hat er immer noch nicht lernen können. Ich begreif' nicht, was darum so viel Aufhebens im Dorf ist; er wird schon wiederkommen, wenn er's satt hat!"

Die kleine, gebrechliche Frau, deren blasse Wangen unter dem lebhaften Erzählen wieder aufgeblüht waren, schwieg jetzt und suchte mit der Feuerzange die Kohlen in ihrem Ofen aufzustören. — Ich tat noch diese und jene Frage; dann ließ ich mich von dem Küster, dem draußen

sichtlich seine Würde wieder zuwuchs, an meinen Wagen geleiten.

„Ja, ja, mein wohlgeborener Herr Amtsvogt“, sagte er, gleichsam die Summe eines langen Gedankenexempels ziehend; „ich habe manchen Gang um diese Heirat gemacht; aber der Mensch soll ja auf den Dank der Welt nicht rechnen! Nehmen Sie nur die Mamsell Margret aufs Korn; die wird Ihnen über alles Bescheid geben können.“

Unterdessen hatte er das Schutzleder vor meinem Sitze zugeknöpft, und mit majestätischer Handbewegung entlassen, rumpelte mein Fuhrwerk auf der schlecht gepflasterten Dorfstraße weiter.

Hinter der zur Rechten liegenden Kirche, an deren granitner Mauer ich im Vorüberfahren die Jahreszahl 1470 las, blickte aus jetzt fast entlaubten Holunderhecken ein Häuschen mit grünen Fensterläden.

„Den Hebammenleuten gehört es“, erwiderte auf meine Frage der Amtsdiener, sich vom Kutschersitze zu mir wendend, „sie halten's gewaltig sauber; in Geschäften bin ich ein paarmal dort gewesen.“

Nach einer Weile hörten zur Linken die Häuser auf. Die an der Kirchseite sich noch eine gute Strecke entlang ziehenden Gehöfte lagen gegen Westen, nur durch den Weg und einige eingewallte Acker- und Wiesenstücke von dem großen Moor getrennt; das letzte derselben, einsam und weit hinaus belegen, war mir als das des Hinrich Fehse bezeichnet worden.

Vor vielen dieser Häuser bemerkte ich Gruppen von Menschen, anscheinend in lebhafter Unterhaltung, zuweilen auch wohl mit ausgestrecktem Arm nach dem Moor hinausweisend. Es war augenscheinlich eine besondere Aufregung unter den Dorfbewohnern.

Endlich fuhren wir auf die Fehsesche Hofstelle. An dem Hause, welches etwa hundert Schritt vom Wege zurücktrat, waren noch die Früchte der wohlhabenden Heirat sichtbar: die nördliche Hälfte mit dem großen Scheunentor und den halbrunden Stallfenstern war augenschein-

lich kaum vor Jahresfrist gebaut, die andere dagegen, welche die Wohnungsräume enthielt, mochte in diesem Zustande schon lange von Vater auf Sohn vererbt worden sein. Vor den niedrigen Fenstern, auf welche das schwere, schwarzbraune Strohdach drückte, zog sich ein ziemlich ödes Gartenstück bis an den Weg hinab.

Da sich niemand von den Hausgenossen zeigte, als wir oben vor dem Scheunentore hielten, so schickte ich den Amtsdiener in das Haus, der dann auch bald in Begleitung einer alten Frau wieder an den Wagen trat. Ich wollte sie als Witwe Fehse begrüßen, aber sie erwiderte, sie habe nur als Nachbarin das Haus gehütet; die alte und die junge Frau Fehse seien zum Bauervogt gegangen; denn die Tochter des Finkeljochim hätte erzählt, daß sie noch gestern abend, da eben der Mond aufgegangen sei, den Hinrich dort hinten auf dem Moor gesehen habe; auf diese Nachricht seien wieder Leute zum Suchen hinausgeschickt worden.

Ich fragte näher nach.

„Es wird wohl nichts daran sein, Herr Amtsvogt“, meinte die Alte; „die Dirne ist so was simpel; und seit der Hans Ottsen ihr vergangenen Winter was in den Kopf gesetzt hat, ist sie vollends faselig geworden.“

„Aber wo ist das Mädchen jetzt zu finden?“

„Jetzt bekommen Herr Amtsvogt sie nicht. Sie ist mit den Leuten in die Heide, um ihnen den Platz zu zeigen.“

Ich ließ mich zunächst von der Alten in das Wohnzimmer weisen und einen Tisch in die Mitte stellen, auf welchem ich zur Aufnahme der nötigen Notizen mein mitgebrachtes Schreibmaterial bereitlegte.

Es war ein niedriges, aber geräumiges Zimmer; der weiße Sand auf den Dielen, die blanken Messingknöpfe an dem Beileger-Ofen[1], alles zeugte von Sauberkeit und Ordnung. Den Fenstern gegenüber befanden sich zwei verhangene Wandbetten; vor dem einen, mit der zwischen

[1] Ein Ofen mit Heizöffnung vom Flure aus.

Vergißmeinnicht gemalten Überschrift: „Ost un West, to Huus is best“, stand eine jetzt leere, hölzerne Wiege.

Um keine Zeit zu verlieren, hieß ich den Amtsdiener, mir die in der Nähe wohnende Tochter der Hebamme zur Stelle zu bringen, während die Alte es übernahm, die Fehseschen Frauen von der entlegneren Wohnung des Bauervogts herbeizuholen. — Ich befand mich allein im Hause; von der Wand tickte der harte Schlag einer Schwarzwälder Uhr; in Erwartung der kommenden Dinge war ich ans Fenster getreten und sah in die gelbe Herbstsonne, die schon tief jenseits der Heide stand.

Das Rauschen von Frauenkleidern weckte mich aus den Gedanken, worin ich mich einzuspinnen begann. Als ich mich umwandte, erblickte ich eine schlanke, volle Mädchengestalt in städtischer Kleidung, deren kleine und, wie mir schien, zitternde Hand eben ein schwarzes Kopftuch von dem Nacken streifte.

Ich konnte nicht zweifeln, wen ich vor mir hatte; zum erstenmal sah ich den verführerischen Kopf jenes Mädchens unverhüllt.

„Sie sind Margarete Glansky!“ sagte ich.

Ein kaum hörbares „Ja“ war die Antwort.

Ich setzte mich gegenüber an den Tisch und nahm die Feder zur Hand.

„Sie kennen den jungen Hinrich Fehse?“ fragte ich weiter.

Ein ebenso leises „Ja“ erfolgte.

„Ich meine, Sie haben in näherer Bekanntschaft mit ihm gestanden?“

Sie antwortete nicht. Als ich aufblickte, sah ich, daß sie totenblaß war; ich hörte, wie die weißen Zähnchen aufeinanderschlugen. Die Angst vor äußerlicher Verantwortlichkeit wegen einer vielleicht innerlichen Schuld mochte sie ergriffen haben.

„Weshalb fürchten Sie sich?“ fragte ich.

„Ich fürchte mich nicht; — aber die Bauernweiber haben alle einen Haß auf mich.“

„Es handelt sich nicht um Sie, Margarete Glansky,

sondern um den jungen Mann, der seit einigen Tagen vermißt wird."

„Ich weiß nichts davon; ich bin nicht schuld daran!" stieß sie, noch immer nach Atem ringend, hervor.

„Aber wir müssen ihn zu finden suchen", fuhr ich fort. „Kurz vor seiner Heirat sind Sie in die Stadt gezogen und dann vor einem halben Jahre wieder zurückgekommen?"

„Es gefiel mir dort nicht, ich hatte nicht nötig zu dienen; — es reut mich noch, daß ich so dumm mich hatte fortschicken lassen!" Und die starken Augenbrauen des Mädchens zogen sich dicht zusammen.

„Hinrich Fehse", sagte ich, „ist dann oft des Abends zu Ihnen gekommen?"

„Wir konnten ihn doch nicht fortjagen."

„Er kam zuletzt, so sagt man, jeden Abend und blieb dann oft bis Mitternacht."

„Das lügen die Weiber!"

„Aber Sie haben Geschenke von ihm angenommen?"

Ein heißes Rot flog über ihr Gesicht. „Wer hat das gesagt?"

„Das singen die Spatzen von den Dächern; es hat argen Unfrieden zwischen den Eheleuten gesetzt."

„Nun, und wenn's auch wäre!" rief sie und warf trotzig ihre roten Lippen auf. „Wer hat sie geheißen, ihn zu heiraten!"

„Und würden Sie ihn denn geheiratet haben?" fragte ich.

Aber bevor sie zu antworten vermochte, wurde die Stubentür aufgerissen, und die beiden Fehseschen Frauen, die junge mit ihrem Kinde auf dem Arm, traten in das Zimmer. Ich sah noch, wie die Augen der alten Bäuerin und der Hebammentochter in unverhohlenem Hasse aufeinander blitzten; dann stellte die Alte sich vor mir hin und sagte zitternd:

„Herr Amtsvogt, was tut die Person da in unserem Hause? Ich bin der Meinung, daß ich das wohl nicht zu leiden brauche!"

„Die Person“, erwiderte ich und schob dabei die beiden Frauen unmerklich wieder zur Tür hinaus, „wird gerichtlich vernommen und ist von mir hierher beschieden worden.“

Wir standen draußen auf dem Hausflur. Die alte, hagere Frau rang die Hände: „Ach, das Elend!“ rief sie; „das Elend!“ — Die junge Bäuerin trocknete von den Wangen ihres schlafenden Kindes die Tränen, die sie fortwährend darauf weinte.

„Wir hatten es so gut das erste Jahr“, sagte sie, „wenn nur die nicht wiedergekommen wär'; unsereins versteht so was nicht; aber sie muß es ihm doch angetan haben! Und das viele Geld, das er neulich für die Pferde gelöst hat; — wir haben die Schatulle und alles durchgesucht; aber es ist nichts davon zu finden.“

Durch die offene Haustür sah ich draußen einen Mann mit einer langen Stange vorübergehen und den Weg ins Moor hinunter nehmen. Die Alte war hinausgetreten und kam jammernd zurück. Plötzlich aber fuhr sie sich mit der Schürze über die Augen. „Der da oben wird wissen, wo er ist“, sagte sie. „Er war nicht gottlos, mein Hinrich! — Auf die Knie hat er sich geworfen und seinen armen Kopf in meinen Schoß gedrückt; denn er war ja immer doch mein Kind! ‚Mutter‘, hat er gesagt, ‚Ihr saht mich auf dem Braunen fortreiten, und ich sagte Euch, daß ich wegen der Zinsen zum Müller nach der Nordermühle müßte; — das war gelogen, Mutter; in der Irre bin ich wie wild fünf Stunden lang herumgeritten; Ihr habt selbst dem Braunen den Schaum von den Flanken gestrichen, als ich heimgekommen; — ich hab' nur nicht zu ihr hinüber wollen; aber es hat mich doch wie bei den Haaren dahin zurückgezogen: — es kriegt mich unter; ich kann's nicht helfen, Mutter!‘

„Und er war doch so gut, mein Hinrich!“ fuhr die Alte, wie mit sich selber redend, fort. „Noch als das Kind geboren war! In unserem Hof hier, aufs Pferd hab' ich's ihm reichen müssen; die Sonne schien so warm, drüben in der Koppel stand die Sommersaat so grün. ‚Was meinst, Mutter‘, sagt' er, ‚ich könnt' es gut ein bißchen mit aufs

Feld nehmen!“ Er war so glücklich über sein Kind; ich hatt’ meine Not, es ihm wieder abzukriegen; und es war doch erst sechs Wochen alt!“

Ich machte mich von den Frauen los, indem ich ihnen bedeutete, daß sie wegen ihrer eigenen Vernehmung zur Stelle bleiben müßten. Als ich wieder in das Zimmer trat, fielen schon die schrägen Strahlen der Abendsonne durch die Fenster. Das Mädchen stand noch auf demselben Platze wie vorhin; aber sie schien ruhiger geworden und sogar, vielleicht nur weil ich den anderen Frauen gegenüber ihre Anwesenheit vertreten hatte, ein Vertrauen zu mir gefaßt zu haben. „Ich will’s Ihnen wohl erzählen, Herr Amtsvogt“, begann sie, indem sie mit beiden Händen ihr glänzendschwarzes Haar zurückstrich; „ob ich ihn geheiratet hätte, wenn er das Geld von der anderen nicht hätte brauchen müssen; — ich weiß das nicht, und ist auch wohl übrig jetzt zu fragen; ich bin gut Freund mit ihm gewesen; wir tanzten wohl zusammen; aber — und das ist die Wahrheit! Herr Amtsvogt — ich hatte nicht gedacht, daß er’s gar so ernsthaft nehmen würde.“

„Sie wußten doch“, sagte ich, „daß er von Jugend auf Ihnen nachgegangen war; und ich meine, der sah nicht aus, als ob er mit solchen Dingen spielen könnte.“

Sie hatte seitwärts einen raschen Blick in den kleinen, mit Pfauenfedern geschmückten Spiegel geworfen, und eine Sekunde lang brach es wie heiße Lebenslust aus ihren dunklen Augen. „Nun“, sagte sie, „zuletzt hab’ ich’s schon merken müssen; aber da hab’ ich ihn nicht mehr fortbringen können. Versucht hab’ ich’s genug; denn er plagte mich bis aufs Blut mit seinen Grillen; zumal wenn sonst junge Leute zu uns kamen, wie das doch nicht anders ist. Er konnte mit den Zähnen knirschen, wenn ich nur einen an die Haustür brachte; oder gar, als einmal Hans Ottsen aus Narretei mir die Haarzöpfe losmachen wollte; und er hatte doch sein Weib zu Hause!“

Ich sah sie fest an. „Also der Ottsen kam in der letzten Zeit auch zu Ihnen? Sie wissen vielleicht, daß sein Vater ihm um Johanni die Hufe übergeben hat.“

Sie stutzte einen Augenblick wie verwirrt; dann aber, als habe sie meine Bemerkung nicht gehört, fuhr sie fort: „Manchen Abend, wenn der Wächter zu neun geblasen, hat meine Mutter ihn angerufen, nach Haus zu gehen. Aber er ging nicht. ‚Frau Nachbarn‘, sagte er dann wohl, ‚Sie wird mir doch den Stuhl in Ihrem Hause gönnen; ich verlang' ja weiter nichts!‘ — Und so sind wir dann sitzengeblieben; ich an meinem Nähstein vor der einen Tischschublade, er vor der anderen. ‚Hinrich‘, hab' ich oft gesagt, ‚sei nicht so hintersinnig[1]! Du kannst ja Sonntag im Krug mit mir tanzen; nimm doch deine Frau mit und laß uns alle miteinander vergnügt sein.‘ Aber er stieß dann nur ein höhnisches Lachen aus und sah mich aus seinen kleinen Augen an, als wollte er mir damit ein Leides tun.

„Nur einmal“, fuhr sie nach einer Weile fort, „ist er eine Zeitlang weggeblieben; — als ihm das Kind geboren war; und ich dachte schon, er sei zur Vernunft gekommen. — Da, etwa vier Wochen nachher, wurde seine Frau schwer krank; sie glaubten alle, es geh' mit ihr aufs letzte, auch meine Mutter, die ihr doch in der Geburt hatte beistehen müssen. Und da, Herr Amtsvogt — kam er wieder.“

Das Mädchen atmete schwer auf. — „Er war ganz anders geworden, mehr so wie damals, als er noch ein junger Bursche war; er konnte wieder erzählen und sprach wieder von seiner Wirtschaft und was er tun und treiben wollte. Einmal aber — meine Mutter war eben außer Hause — faßte er mich plötzlich an beiden Schultern und sah mich an, wie unsinnig vor Freude. ‚Margret!‘ — rief er, ‚denk's einmal aus! Wenn — o wenn!‘ — — Er verstummte dann und ließ mich los; aber ich wußte doch, wie's gemeint war, und hab's auch bald nachher gesehen. Deshalb dachte ich ihn auf andere Gedanken zu bringen. ‚Ist denn der Doktor heute bei euch gewesen?‘ fragte ich. ‚Wie geht's mit Ann-Marieken?‘ — Es war

[1] Eigensinnig, töricht.

erst, als wenn er nicht antworten mochte. ‚Sie hat wieder ein neues Glas gekriegt‘, sagte er dann; ‚ich weiß nicht, was der Doktor meinte.‘ Dabei hatte er sich das Punktierbuch meiner Mutter aus deren Nähkasten gekramt, setzte sich mir gegenüber und fing nun an, mit Kreide auf den Tisch zu stricheln. Er tat das so hastig und wurde so heiß um den Kopf dabei, daß ich ihn fragte: ‚Hinrich, auf was punktierst du da?‘

„‚Laß, laß!‘ sagte er. ‚Bleib’ du bei deiner Näharbeit!‘ — Aber ich bog mich unbemerkt über den Tisch und las in dem Buch die Nummer, auf welcher er den Finger hielt. — Da war es die Frage, ob der Kranke genesen werde? — Ich schwieg und setzte mich wieder an meine Arbeit; und er strichelte weiter, zählte ‚Eben‘ oder ‚Uneben‘ und punktierte sich nachher die Figuren mit der Kreide auf den Tisch. ‚Nun‘, fragte ich, ‚bist du fertig? Kann man’s jetzt zu wissen kriegen?‘ — Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah mich schweigend an, aber still und weich, wie er’s lang nicht getan hatte. Dann stand er auf und gab mir die Hand. ‚Gute Nacht, Margret‘, sagte er; ‚ich muß nun nach Hause.‘ Und somit ging er fort; es war noch früh am Abend. — Da die Figuren auf dem Tische stehengeblieben waren, so schlug ich in dem Büchlein nach. Da lautete die Antwort: ‚Tröstet die Seele des Kranken und laßt alle Hoffnung fahren!‘ — — Aber es war diesmal nicht getroffen; die Frau erholte sich bald hernach; und nun ward’s mit ihm schlimmer, als es je gewesen war. Glauben Sie’s mir, Herr Amtsvogt, wenn ich was an ihm versehen habe, es ist mit Angst und Not gebüßt.“

Da sie bei diesen Worten in ein krampfhaftes Weinen ausbrach, so ließ ich sie auf einen Stuhl niedersitzen. Bald aber erhob sie wieder ihren Kopf, den sie in beide Hände gepreßt hatte, und sah mich an. — Im Zimmer war nur noch das Licht des Sonnenuntergangs, in dem die roten Lippen des Mädchens auffallend gegen ihr blasses Gesicht und ihre dunklen Augen hervortraten.

Aber ich mußte weiter fragen. „Hinrich Fehse“, sagte

ich, „hat in der vorigen Woche einen Pferdehandel gemacht, woraus er viel Geld hätte nach Hause bringen müssen; die Fehseschen Frauen aber versichern, daß sie es nirgends haben finden können."

„Wir haben das Geld nicht, Herr Amtsvogt!" sagte sie düster.

„Und Sie wissen auch nicht, wo es hingekommen ist?"

Sie nickte. „Doch; das weiß ich."

„Es haben einige gemeint", fuhr ich fort, „er sei nach Hamburg, um von dort mit einem Auswandererschiff nach Amerika zu gehen?"

„Nein, Herr Amtsvogt; wohin er gegangen ist, das weiß ich nicht; aber mit dem Geld ist er nicht nach Amerika. — Ich will Ihnen auch das erzählen; so wahr, als wenn ich vor Gott stünde! — Am letzten Sonntagabend war's, es mochte gegen acht Uhr sein; meine Mutter, die über Nacht aus gewesen war, saß im Lehnstuhl und nickte über ihrem Strickzeug; wir waren ganz allein, und ich wunderte mich, daß auch Hinrich Fehse nicht kam; denn am Vormittag in der Kirche hatte er mich wieder einmal angestarrt, daß alle Weiber die Köpfe nach mir wandten. — Draußen ging der Sturm; aber zwischen den Windstößen glaubt' ich mitunter bei unserem Hause gehen zu hören. Mir war das unheimlich, und ich trat vor die Haustür, um zu sehen, was es gäbe. Es war kein Mondschein, Herr Amtsvogt; aber es war nachthell; ich konnte durch den kahlen Fliederzaun ganz deutlich die Kreuze auf dem Kirchhof unterscheiden, der an unseren Garten stößt; und so sah ich auch, daß unterm Zaune einer stand; und da ich hinzutrat, war es Hinrich Fehse. ‚Was stehst du hier und läßt dich durchkälten?' sagte ich. ‚Warum kommst du nicht herein?' — ‚Ich muß dich allein sprechen, Margret!' erwiderte er. — ‚Nun, so sprich, wir sind hier allein; es wird auch niemand kommen in dem Unwetter.' — Aber er sprach nicht, bis ich sagte: ‚Mich friert; ich will hinein und mein Umschlagetuch holen!' Da griff er mich bei der Hand und sagte schwer: ‚'s geht so nicht länger, Margret; ich muß ein Ende machen.' —

Er kam mir so seltsam vor; ich wußte nicht, was ich ihm darauf antworten sollte. ‚Hinrich‘, sagte ich; ‚am besten wär's, ich ginge wieder fort; dann wird wohl alles noch gut werden!‘ — ‚Wir müssen beide fort, miteinander fort, Margret!‘ antwortete er. Dabei zog er einen Beutel hervor und ließ ihn mehrmals auf der Kante des Brunnens klingen, an dem wir in diesem Augenblicke standen. ‚Hörst du?‘ sagte er; ‚das ist Gold! Vorgestern hab' ich meine Braunen verkauft; ich geh' zu meinem Vetter über See in die neue Welt; es ist leicht, dort sein Brot zu finden.‘ — ‚Das wirst du deiner Frau nicht antun!‘ sagte ich. — ‚Nicht antun, Margret? Es ist kein Segen für sie, wenn ich dableib'; die paar tausend Taler, die sie in die Wirtschaft gebracht hat, gehen bald darauf; ich bin kein Bauer mehr, ich hab' keine Gedanken ohne dich!‘ — Er wollte mich umfassen, aber ich sprang zurück.

„‚Das würde mir anstehen‘, sagt' ich, ‚als deine Beiläuferin mit dir in die weite Welt zu rennen!‘ — ‚Hör' mich nur‘, begann er wieder; ‚wir gehen heimlich fort; meine Frau wird dann auf Scheidung klagen; dann können wir uns dort zusammengeben lassen.‘ — — ‚Nein, Hinrich; ich tu's nicht; ich geh' so nicht fort.‘ — Auf diese Worte ward er wie unsinnig; er warf sich auf die Erde, ich weiß nicht, was er alles sprach; auch heulte der Sturm um die Kirche, daß ich's kaum verstehen konnte; meine Kleider flogen, ich war ganz verklommen. ‚Geh nach Haus, Hinrich‘, bat ich, ‚du bist heut nicht bei dir, laß uns morgen über die Sache sprechen!‘ — Indem hörte ich hinter uns vom Kirchhofsteige laute Stimmen; Hans Ottsen war darunter, und ich horchte nach unserer Pforte; denn er war in den letzten Wochen bisweilen zu uns gekommen. Aber sie mußten vorübergegangen sein; ich hörte das Kreuz im großen Kirchhofstor drehen und bald auch die Stimmen weiter unten auf dem Dorfwege. — Als ich den Kopf zurückwandte, stand Hinrich vor mir. ‚Margret‘, sagte er, und er würgte die Worte nur so heraus; ‚willst du mit mir gehen?‘ — Aber bevor ich noch zu antworten vermochte, legte er die Hand auf meinen

Mund. ‚Sprich nicht zu früh!‘ rief er, ‚denn ich frag’ nicht wieder; — nimmer wieder.‘ — Ich antwortete nicht; es schnürte mir die Kehle zu; was hätte ich ihm auch antworten sollen! — ‚Siehst du!‘ sagte er; ‚ich wußte es wohl; du bist falsch, du wartest auf den andern!‘ — Er machte eine Bewegung mit dem Arm, und gleich darauf hörte ich es auch unten im Brunnen aufklatschen. — ‚Hinrich, dein Gold!‘ rief ich. ‚Was tust du, Hinrich!‘ — ‚Laß nur!‘ sagt’ er; ‚ich brauch’s nun nicht mehr; — aber‘ — und er faßte mich mit beiden Händen und hielt mich vor sich, als ob er wie aus der Ferne mich betrachten wollte — ‚küss’ mich noch einmal, Margret!‘“

„Und dann?“ fragte ich, als das Mädchen stockte.

„Ich will nicht lügen, Herr Amtsvogt; ich hätt’s ihm nicht gewehrt; aber er stieß mich plötzlich von sich. — Ich wollte der Haustür zulaufen; da rief er zornig meinen Namen; und als ich darauf nicht hörte, sprang er hinter mir her und packte mich wie mit eisernen Armen. Das Haar war mir losgegangen; er schlang einen meiner Zöpfe um seine Hand und riß mir damit den Kopf in den Nacken. ‚Noch einen Augenblick, Margret‘, sagte er, und trotz der Nacht sah ich, wie seine kleinen Augen über mir funkelten; und während der Sturm mir fast die Kleider vom Leibe riß, schrie er mir ins Ohr: ‚Ich will dir was Heimliches anvertrauen, Margret; aber sprich’s nicht weiter! Für uns beid’ zusammen ist kein Platz mehr auf der Welt; du sollst verflucht sein, Margret!‘ — Ich stieß einen lauten Schrei aus; ich glaubt’, er wolle mich erwürgen. Da ließ er mich los und rannte davon; ich hörte noch, wie er drüben die Kirchhofspforte zuschlug; und gleich darauf war auch meine Mutter vor die Haustür getreten und rief nach mir. — ‚Er wird sich morgen schon besinnen‘, sagte sie, nachdem ich ihr alles, so gut als ich es vermochte, erzählt hatte; ‚da kann er auch sein Gold sich selber wieder fischen.‘ Dann holte sie ein Vorlegeschloß und legte es vor den Brunnendeckel, den einst mein Großvater ungebetener Gäste wegen hatte machen lassen; es hätte ja jemand anders den Beutel im Eimer mit heraufziehen

können. — — Als wir ins Haus gegangen waren, legte meine Mutter sich ins Bett, und ich setzte mich wieder an meine Arbeit. Draußen stürmte es noch immer fort; mitunter hörte ich unten im Dorf den Wächter blasen; im Kirchturm schlug die große Glocke an. Mir war ganz unheimlich; aber es ließ mir keine Ruh'; ich dachte immer, er könne sich ein Leids angetan haben. Als ich merkte, daß meine Mutter eingeschlafen war, nahm ich mein Umschlagetuch und schlich mich fort. — Es begegnete mir niemand; die meisten Häuser waren schon dunkel; nur auf der Fehseschen Stelle sah ich vom Wege aus noch Licht durch die Öffnung der Fensterläden scheinen. Ich nahm mir ein Herz und ging den Wall hinauf und in die Gartenpforte. Als ich mich an das Fenster stellte, hörte ich drinnen die Spinnräder schnurren, bisweilen auch ein Wort von der alten Fehse. — ‚Was sie nur sprechen mögen!‘ dachte ich und legte das Ohr an den Laden, aber ich konnt' es nicht verstehen. Da gewahrte ich unter dem anderen Fenster eine umgestürzte Schubkarre, und als ich hinaufgestiegen war und mich auf den Zehen hob, reichte mein Auge bis an das Herz des Ladens[1]. Ich konnte dort das Wandbett übersehen; auch sah ich, daß jemand darin lag, und als der Kopf sich auf dem Kissen umwarf, erkannte ich, daß es Hinrich war. Mit einemmal aber richtete er sich in den Kissen auf und stierte mit den Augen auf mich zu. Da befiel mich die Angst, ich sprang von der Karre herab und rannte fort, über den Weg, über den Kirchhof; — um die Turmecke pfiff und heulte es; der alte Finkeljochim sagt dann immer, die Toten schreien in den Gräbern. Mir grauste, ich weiß nicht mehr, wie ich wieder ins Haus und ins Bett gekommen bin. — Am anderen Morgen aber hieß es, Hinrich Fehse sei in der Nacht verschwunden; ich habe nichts wieder von ihm gesehen."

Sie schwieg. — Es war inzwischen dämmerig geworden. Als ich durch die kleinen Scheiben einen Blick ins

---

[1] Die herzförmige Öffnung im Fensterladen.

Freie tat, war fern am Horizont nur noch ein schwacher Abendschein; die Bäume im Garten standen schwarz, unten über dem Moor aber zogen die Nebel wie weiße Schleier. — Ich ließ zwei Talgkerzen anzünden und vor mir auf den Tisch stellen; dann rief ich die Fehseschen Frauen in das Zimmer.

„Soll denn die dabei sein?“ fragte die alte Bäuerin, indem sie einen halb scheuen, halb haßerfüllten Blick auf das Mädchen warf, die nach meinem Geheiß sich in die eine Fensterecke gesetzt hatte.

„Die wird Sie nicht stören, Frau Fehse!“ erwiderte ich.

„Nun, meinethalb; was ich zu sagen habe, kann Gott und alle Welt hören; aber“ — und sie erhob drohend ihren dürren Finger — „die Bösen werden ihren Lohn bekommen!“

Das Mädchen schien von diesen Worten nichts zu hören; sie hatte wie erschöpft den Kopf so weit gegen die Wand gelehnt, daß ihr das schwarze Haar von den Schläfen zurückgefallen war. — „Lassen Sie das, Frau Fehse!“ sagte ich. „Erzählen Sie mir, wie sich die Sache zutrug.“

Sie schien wie aus tiefen Gedanken aufgestört zu werden.

„Ja“, sagte sie, „er war auch den Abend drüben gewesen, da, bei der! Aber er kam doch früh nach Haus; denn Ann-Marieken lag so schlecht, der Doktor hatte ihr eben ein neues Glas verschrieben; da hat er die ganze Nacht an ihrem Bett gesessen, gewiß, das hat er! und ihre Hand gestreichelt. ‚Ann-Marieken‘, sagte er, ‚du bist nicht schuld daran; verklag' mich nicht zu hart da oben; du wirst's da besser haben als bei mir.‘“

Die junge Frau, die eben ihr Kind in die Wiege legte, brach in bitterliche Tränen aus.

„Ich meine, Frau Fehse“, erinnerte ich, „wie es an dem letzten Abend war, da Euer Sohn das Haus verlassen hat?“

„Ja, wie war's?“ erwiderte sie. „'s war am letzten Sonntagabend; das Essen hatten wir abgeräumt, und die Magd war in ihre Kammer gegangen — nein, es muß

schon hin um zehn Uhr gewesen sein; Ann-Marieken und ich saßen noch bei unserem Spinnrad. Mein Hinrich war vordem ganz verstürzt nach Hause gekommen; nun lag er schon lange in dem Wandbett da. Aber er schlief wohl nicht, denn er warf sich fleißig herum und stöhnte auch wohl so vor sich hin; wir waren das schon an ihm gewohnt, Herr Amtsvogt. — — Draußen war's Unwetter, wie das jetzt im November wohl zu sein pflegt; der Nordwest war zu Gang und riß die Blätter von den Bäumen; mir bangte immer, er sollte auch den Birnbaum an der Scheune umstürzen; denn mein Vater selig hat ihn bei der Taufe von meinem Hinrich selbst gepflanzt. Da hör' ich's draußen leise vor dem Fenster trotten, und ich horchte darauf; denn, Herr Amtsvogt, ich wußte nicht, war es ein Tier oder war es eines Menschen Fußtritt. Ich frag': ‚Hörst du das, Ann-Marieken?' frag ich. Aber sie greift in ihr Spinnrad und sagt: ‚Nein, Mutter, ich höre nichts!' — Nun rückt' ich 'nen Stuhl zum Fenster und sehe durch das Herz des Fensterladens; denn wir hatten wegen des Unwetters die Läden angeschroben. Da stand der Birnbaum gegen den grauen Nachthimmel und ächzte und wehrte sich zum Erbarmen gegen den Sturm; auch über die Koppeln und die Wischen[1] hinunter konnte ich sehen und sah auch hinten im Moor die Wassertümpel blenkern, denn die Luft war hell dazumalen. Lebiges war nichts zu sehen. Aber das merkt' ich wohl, es drückte sich was unter das Fenster, und es rutschte, als scheuere ein Zottelpelz an der Mauer lang. Da ich vom Stuhl herabsteige, kratzt es draußen an dem anderen Laden, und sogleich hör' ich auch drüben in der Wand das Bettband knacken, und mein Hinrich sitzt steidel[2] aufrecht in den Kissen und starrt mit ganz toten Augen nach dem Fenster zu. — Als ich ruf': ‚Herr Jes', Hinrich! was ist denn?' da ist auch hinten im Stall das Vieh in die Unruhe gekommen, und durch all das Unwetter hör' ich den Bullen brüllen und mit Gewalt an seiner Kette reißen. Aber mein Hinrich sitzt noch immer so

[1] Wiesen. — [2] Steil.

tot und glasig, daß mir ganz graulich wurde, und als ich mich nun selber umwende — Herr, du mein Jesus Christ! da guckt ein Tier durch den Fensterladen! ich sah ganz deutlich die weißen, spitzen Zähne und die schwarzen Augen!“

Die Alte wischte sich mit der Schürze den Schweiß von der Stirn und begann leise vor sich hinzumurmeln.

„Ein Tier, Frau Fehse?“ fragte ich; „habt Ihr denn so große Hunde im Dorf?“

Sie schüttelte den Kopf: „Es war kein Hund, Herr Amtsvogt!“

„Aber Wölfe gibt's hier doch nicht mehr bei uns!“

Die Alte drehte langsam den Kopf nach dem Mädchen und sagte dann mit scharfer Stimme: „Es mag auch wohl kein rechter Wolf gewesen sein!“

„Mutter, Mutter!“ rief das junge Weib; „Ihr habt mir doch gesagt, es sei die Hebammen-Margret gewesen, die ins Fenster gesehen habe!“

„Hm, Ann-Marieken, ich sage auch nicht, daß sie es nicht gewesen ist.“ Und die alte Frau verfiel wieder in ihr unverständliches Klagen und Murmeln.

„Was faselt Ihr, Mutter Fehse!“ rief ich. Und doch, als ich das Mädchen so leblos mit ihrem kreideweißen Gesicht und den roten Lippen dasitzen sah — der weiße Alp fiel mir ein aus der Heimat ihres Großvaters, und ich hätte fast hinzugefügt: Ihr irrt Euch, ich weiß es besser, Mutter Fehse, sie hat ihm die Seele ausgetrunken; vielleicht ist er fort, um sie zu suchen! Aber ich sagte nur: „Erzählt mir ordentlich, wie wurde es denn weiter mit Eurem Hinrich?“

„Mit meinem Hinrich?“ wiederholte sie. „Er griff ans Bettband und war auf einmal mit beiden Füßen auf der Diele. ‚Laß mich, Hinrich!‘ sagte ich. Aber er fuhr hastig in die Kleider: ‚Nein, nein, Mutter, Ihr haltet den Bullen nicht!‘ und dabei hatte er immer die Augen nach dem Fensterladen. Als er dann im Fortgehen an die Wiege stieß, die so wie heut dort neben dem Bette stand, da streckte das Kleine im Schlaf seine Ärmchen auf und

griff mit den Fingerchen in die Luft. Mein Hinrich blieb noch einmal stehen und bückte sich über die Wiege, und ich hörte, wie er bei sich selber sagte: ‚Das Kind! das Kind!‘ Er streckte auch schon seine Hand nach den kleinen Händchen aus, als just der Sturm wieder gegen die Läden stieß und das Rumoren draußen im Stalle wieder anhub. Da tat er einen tiefen Seufzer und ging wie taumelig zur Türe hinaus.“ — —

Schon länger hatte ich bemerkt, daß Margret den Kopf wie lauschend gegen das Fenster hielt; jetzt hörte ich auch das dumpfe Rumpeln eines Wagens, der den Weg vom Moor heraufzukommen schien. —

„Und seitdem“, fragte ich die Alte wieder, „habt Ihr Euren Sohn nicht mehr gesehen?“

Ich erhielt keine Antwort. Die Stubentür knarrte, und durch die Türspalte drängte sich ein graues Hündchen, naß und beschmutzt; es lief zu der alten Bäuerin und sah sie einen Augenblick wie fragend an, schnoberte winselnd an der Bettstelle herum und lief dann ebenso wieder zur Tür hinaus. Die beiden Frauen, welche atemlos das Tier mit den Augen verfolgt hatten, brachen in laute Klagen aus. Es war, wie ich daraus entnehmen konnte, der Hund des Vermißten, den er selber aufgezogen und dann immer um sich gehabt hatte; das kleine Tier war seit jenem Abend ebenfalls verschwunden gewesen.

Das Rumpeln des Wagens kam indessen näher, und zugleich sah ich, wie am Fenster das Mädchen ihren Kopf aufreckte und mit weit aufgerissenen Augen hinausstarrte. Die Unschlittkerzen leuchteten nicht so weit, aber es fiel von außen eine Mondhelle durch die Scheiben. Gleich einer Schlange glitt sie in die Höhe und blieb dann mit offenem Munde stehen. In demselben Augenblick fuhr auch der Wagen dröhnend auf die Tenne des Hauses.

Eine Weile war es lautlos still, dann wurden Männerstimmen auf dem Hausflur laut, die Stubentür wurde weit geöffnet, und ein breitschulteriger Mann trat auf die Schwelle. „Wir sind mit der Leiche da“, sagte er; „hinten im Moor in der schwarzen Lake hat sie gelegen.“

Das Zetergeschrei der Frauen brach herein; das junge Weib hatte sich mit beiden Armen über die Wiege ihres Kindes geworfen, das jetzt, vom Schlafe aufgestört, sein schrilles Stimmchen mit darein mischte.

Aber die alte Bäuerin besann sich plötzlich; ihre knochige Hand schüttelnd, trat sie vor das Mädchen hin, die noch immer wie versteinert in die leere Nacht hinausstarrte. „Hörst du's!" rief sie; „er ist tot! Geh nun! Du hast hier weiter nichts zu schaffen."

Das Mädchen wandte den Kopf, als habe sie nichts davon verstanden; aber trotz des verhüllenden Gewandes sah ich, daß ein Schauder über ihre Glieder lief, während sie schweigend zur Tür hinausging. Durch das Fenster sah ich sie den Hof hinabschreiten; sie hatte den Kopf im Nacken, als sei er ihr herumgedreht, der Scheune zugewendet, worin der Tote lag. Plötzlich, als sie den Weg erreicht hatte, begann sie zu laufen, mit aufgehobenen Armen, als sei was hinter ihr, dem sie entrinnen müßte. Bald aber verschwand sie in den weißen Nebeln, die vom Moor herauf den Weg überschwemmt hatten.

Ich ließ anspannen, mein Geschäft war für heut zu Ende. Als ich durch das Dorf fuhr, kam der Küster von seiner Hofstelle mir entgegen und legte die Hand auf meinen Wagen. „Es tut mir leid um den Hinrich, Herr Amtsvogt!" sagte er. „Aber wer weiß, ob es nicht so am besten ist; wir müssen jetzt nur sehen, daß wir einen tüchtigen Setzwirt[1] bekommen, der die Witwe heiraten und die Stelle für den kleinen Hinrich Fehse bewirtschaften kann. Es soll schon alles besorgt werden, Herr Amtsvogt!" Und in seiner alten Unerschütterlichkeit grüßte er gravitätisch mit der Hand, während ich, diese tröstlichen Worte noch im Ohr, aus dem Dorfe hinausfuhr, an dem dunstenden Moor entlang, das von einem trüben Mond beleuchtet wurde.

* *
*

[1] Ein Setzwirt ist einer, dem die Stelle nicht gehört, der sie nur für den Besitzer verwaltet. Hier also der Bauernfrau zweiter Mann; wenn der junge Fehse erwachsen ist, wird dieser Besitzer.

Um mit meinem Bericht zu Ende zu kommen: der Brunnen der Hebammensleute wurde schon am anderen Tage ausgeschöpft, und der versenkte Schatz kam wirklich wieder an das Tageslicht. Auch der Mann für die junge Witwe fand sich, nachdem das Kind noch binnen Jahresfrist mittelst eines Bräuneanfalls seinem Vater in jenes unbekannte Land gefolgt war. Hans Ottsen zog es vor, statt die verrufene Hebammen-Margret zu seinem Weibe zu machen, zu der väterlichen Hufe auch noch die Fehsesche Stelle auf dem einfachen Wege der Heirat zu erwerben. Und so war denn, nach dem Rezept der Küsterin, mit ein paar Handvoll Kirchhofserde wieder alles in seinen Schick gebracht.

Will man noch nach dem Slovakenmädchen fragen, so vermag ich darauf keine Antwort zu geben; sie soll in ich weiß nicht welche große Stadt gezogen und dort in der Menschenflut verschollen sein.

Im Nachbarhause links

(1875)

Einleitung des Herausgebers.

Die spukhafte Erzählung „Im Nachbarhause links" mutet wie ein Nachklang der Märchen an. Unverkennbar ist die Ähnlichkeit mit „Bulemanns Haus". Ein paar Striche ins Spukhafte mehr, und die Erzählung hätte märchenhafte Färbung erhalten; wie umgekehrt das Märchen durch wenige Züge in eine wirklichkeitstreue Novelle zu verwandeln wäre. Auch im Stoffe sind beide Werke verwandt; die Lieblosigkeit bestraft sich selbst. Aber wenn bei Bulemann der Geiz die treibende Kraft ist, so erscheint er bei der Alten nur als eine Folge des Verbrechens an der Heiligkeit der Liebe. Storm nimmt damit einen Lieblingsstoff wieder auf, den er in „Posthuma" und im „Hinzelmeier" schon in verschiedener Weise behandelt hatte. „Posthuma" erzählte von einem frevelhaften Spiel mit der Liebe und war erfüllt von einer fast krankhaften Todesdichtung, in „Hinzelmeier" wurde unter märchenhaftem Aufputz von einem Unglücklichen erzählt, den sein törichtes Streben nach Erkenntnis vom wahren Glücke, von der Liebe entfernte. Hier geht Storm seiner alten Neigung zu grauenvollem Spuk nach und findet Gelegenheit, seine im Erzählen von Gespenstergeschichten erprobte Begabung ins hellste Licht zu setzen. In dem Auftritt, der im verschlossenen Prunksaale spielt, erreicht Storm eine grausige Wirkung: fester umrissen, wenn auch weniger spukhaft als manche Gestalt E. T. A. Hoffmanns, steht das alte, geizige Weib vor uns. Sie kann wirklich den Atem versetzen und im Schlaf erscheinen.

Leider ist der Aufbau nicht fehlerfrei und die Behandlung nicht durchweg von gleicher künstlerischer Kraft. Die Angabe, daß die Geschichte vorgetragen wird, ist ohne jede Bedeutung für die Erzählung selbst, und die Einführung des Erzählers scheint nicht ganz gelungen. Storm läßt am Anfang selbst sagen, daß er nur den Schluß einer Geschichte gebe, also die von ihm selten ge-

wählte rückwärts auflösende Gestaltungsweise benutzen wolle. Dabei wirkt es nun recht störend, daß der Leser, sobald er von der Liebe des Großvaters liest, sofort weiß, um was es sich handelt; denn das großväterliche Liebesabenteuer hat so geringe Beziehung zu dem geizigen Weibe, daß sich jeder die Verbindung zwischen der Alten und dem übermütigen Mädchen selbst herstellt. Jede Spannung und unheimliche Wirkung wird erschwert. Auch der Gegensatz zwischen der einstigen blühenden Schönheit und dem möckrigen Weiblein ergreift nicht in dem Maße, wie es geschehen wäre, wenn der Leser noch nicht Bescheid gewußt hätte. Die treue Liebe der großsinnigen Nichte, die künstlerisch als Gegensatz zu dem frevelhaften Spiel der Greisin wirken soll, nimmt einen zu breiten Raum ein, und der Spott über den eingebildeten Stolz hat nur mittelbar mit der Geschichte zu tun. Vor allem paßt der heitere Ton in den Teilen, in denen die Greisin nicht auftritt, nicht zu dem grausigen Geschehen. Schrill läßt Storm das Ganze enden: die Schätze der Greisin werden wirklich dazu dienen, den Schnapsbrüdern die Gurgel zu kitzeln.

Die mit Hoffmanns Nachtstück „Das öde Haus“ verwandte Erzählung wurde 1875 im Oktoberhefte von „Westermanns Monatsheften“ veröffentlicht und von Heyse mit großer Freude und dem eigentlichsten poetischen Gruseln gelesen. Sie beruht wahrscheinlich auf einer Geschichte aus dem schleswig-holsteinischen „Volksbuch“ für 1848, „Die fünf Geschwister“, dem ersten Stücke der „Charakterbilder aus dem vorigen Jahrhundert“. Dort wird von einer unfreundlichen Frau Magdalene erzählt, die in ihrem alten Hause allein lebte, nachdem sich ihr Mann wegen ihres herrischen Wesens von ihr entfernt hatte. „Ich habe sie oft aus der Ferne beobachtet, wenn sie mit eiligen, unsicheren Schritten in ihrem Garten altmodisch und unreinlich gekleidet auf und ab ging.“ Als sie gestorben war, mußte ihr Bruder, der Bürgermeister, die Haustür aufbrechen lassen, ehe man den von Mäusen angefressenen Leichnam mit den in die Fliesen gegrabenen Händen auffinden konnte.

„Wenn du es hören willst", sagte mein Freund und streifte mit dem kleinen Finger die Asche von seiner Zigarre. „Aber die Heldin meiner Geschichte ist nicht gar zu anziehend; auch ist es eigentlich keine Geschichte, sondern nur etwa der Schluß einer solchen."

„Danke es", versetzte ich, „unserer heurigen Novellistik, daß mir das Letzte jedenfalls besonders angenehm erscheint."

„So? — Nun also!

„Es sind jetzt dreißig Jahre, daß ich als Stadtsekretär in diese treffliche See- und Handelsstadt kam, in welcher die Groß- und Urgroßväter meiner Mutter einst als einflußreiche Handelsherren gelebt hatten. Das derzeit von mir gemietete Wohnhaus stand zwischen zwei sehr ungleichen Nachbarn: an der Südseite ein sauber gehaltenes Haus voll lustiger Kinderstimmen, mit hellpolierten Scheiben und blühenden Blumen dahinter; nach Norden ein hohes, düsteres Gebäude; zwar auch mit großen Fenstern, aber die Scheiben derselben waren klein, zum Teil erblindet und nichts dahinter sichtbar, als hie und da ein graues Spinngewebe. Der einstige Ölanstrich an der Mauer und der mächtigen Haustür war gänzlich abgeblättert, die Klinke und der Messingklopfer mit dem Löwenkopf von Grünspan überzogen. Das Haus stand am hellen Tage und mitten in der belebten Straße wie in Todesschweigen; nur nachts, sagten die Leute, wenn es anderswo still geworden, dann werde es drinnen unruhig.

„Wie ich von meinem Steinhofe aus übersehen konnte, erstreckte sich dasselbe noch mit einem langen Flügel nach hinten zu. Auch hier war in dem oberen Stockwerke, das

ich der hohen Zwischenmauer wegen allein gewahren konnte, eine stattliche Fensterreihe, vermutlich einem einstigen Festsaal angehörig; ja, als einmal die Sonne auf die trüben Scheiben fiel, ließen sich deutlich die schweren Falten seidener Vorhänge dahinter erkennen.

„Nur eine einzige Menschenseele — so sagte man mir —, die uralte Witwe des längst verstorbenen Kaufherrn Sievert Jansen, hause in diesen weitläuftigen Räumen; wenigstens glaube man, daß sie noch darin lebendig sei; gesehen wollte sie keiner von denen haben, welche ich zu befragen Gelegenheit hatte. Aber ich möchte nur aufpassen, ob nicht frühmorgens, bevor die anderen Häuser aufgeschlossen würden, eine alte Brotfrau dort an die Haustür komme. Dann werde diese, nachdem die Frau ein dutzendmal mit dem Löwenklopfer aufgeschlagen, eine Spalte weit geöffnet, und eine dürre Hand lange daraus hervor und nehme sich ein paar trockene Semmeln aus dem Korbe.

„Ich habe diese Beobachtungen nicht angestellt. Doch ging bald darauf bei einer amtlichen Durchsicht der Depositen ein von meiner unsichtbaren Nachbarin bei dem Stadtgerichte niedergelegtes wohlversiegeltes Testament durch meine Hände. Sie lebte also und hatte ohne Zweifel auch noch ihre Beziehungen in das Leben; nur im Munde des Volkes war sie fast zur Sage geworden.

„Als ich und meine Frau, der hier noch bestehenden guten Sitte folgend, der Kaufmannsfamilie in dem freundlichen Hause rechts unseren Nachbarbesuch abstatteten, wurden wir von den heiteren Leuten fast ausgelacht, daß wir es wagen wollten, auch zur Linken an die Nachbarstür zu klopfen.

„‚Sie kommen nicht hinein!‘ sagte der Hausherr; ‚ich glaube, es ist seit Jahren niemand hineingekommen, denn Gott weiß, wie sie es macht, aber die alte Dame wirtschaftet ganz allein. Wenn es Ihnen aber auch gelänge, den Eingang zu erzwingen, so würden Sie mit Ihrer Aufmerksamkeit nur den Verdacht erwecken, Sie hätten es auf die nachbarliche Erbschaft abgesehen.‘

„‚Aber ihr Testament‘, bemerkte ich, ‚liegt ja seit Jahren schon im Stadtgerichte; und überdies — wie mir erzählt wurde — ein Viertel an die Stadt, drei Viertel an eine milde Stiftung; das lautet doch nicht eben menschenfeindlich.‘

„Mein Nachbar nickte. ‚Freilich! Aber zum ersten war sie durch das Testament ihres Seligen gezwungen; das andere — eine schöne Stiftung, dieses Land- und Seespital!‘

„Ich fragte näher nach.

„‚Sie werden‘, fuhr der Nachbar fort, ‚es bei der Kürze Ihres hiesigen Aufenthalts noch kaum gesehen haben: es ist eine reich dotierte Versorgungsanstalt für ausgebrauchte Seeleute und Soldaten, das heißt für die unterste Klasse derselben. Die Stiftung rührt von einem reichen, kinderlosen Geschwisterpaare her, einem alten Major und einer Seekapitänswitwe. Unter den Linden vor dem schönen Hause, draußen auf einem Hügel vor dem Nordertore, das sie in den letzten Jahren gemeinschaftlich bewohnten, sieht man jetzt reihenweis die alten Burschen mit ihren blauroten Nasen vor der Tür sitzen; die einen in alten roten oder blauen Soldatenröcken, die anderen in schlotterigen Seemannsjacken, alle aber mit einem Pfeifenstummel im Munde und einem Schrotdöschen in der Westentasche. Bleibt man ein Weilchen auf dem Wege stehen, so sieht man sicher bald den einen, bald den anderen ein grünes oder blaues Fläschchen aus der Seitentasche holen und mit wahrhaft weltverachtendem Behagen an die Lippen setzen. Die Fläschchen, über deren Inhalt kein gerechter Zweifel sein kann, nennen sie ihre »Flötenvögel«; und für diese Vögel, welche — getreu dem Willen der Stifter — nur zu oft gefüllt werden, sind jene drei Viertel des ungeheueren Vermögens bestimmt worden.‘

„‚Und welches Interesse‘, fragte ich, ‚kann die Testatrix an diesen alten Branntweinsnasen haben?‘

„‚Interesse? — Ich denke, keins; als daß das Geld aus einem Rumpelkasten in den anderen kommt.‘

„‚Hm! Die Alte muß doch eine merkwürdige Frau sein; ich denke, wir versuchen dennoch unsere Visite!‘

„Man wünschte uns lachend Glück auf den Weg.

„Aber wir kamen nicht hinein. Zwar öffnete sich die Haustür; aber nur eine Handbreit, so stieß sie auf eine von innen vorgelegte Kette. Ich schlug den Messingklopfer an und hörte, wie es drinnen widerhallte und in der Tiefe wie in leeren Räumen sich zu verlieren schien; dann aber folgte eine Totenstille. Als ich noch einmal hämmern wollte, zupfte meine Frau mich am Ärmel: ‚Du, die Leute lachen uns aus!‘ Und wirklich, die Vorübergehenden schienen uns mit einer gewissen Schadenfreude zu betrachten.

„So ließen wir es denn an unserer guten Absicht genug sein und kehrten in unser eigenes Heim zurück.

* * *

„Gleichwohl sollte sich bald darauf eine gewisse Beziehung zwischen mir und der Nachbarin links ergeben.

„Es war im Nachsommer, als ich und meine Frau in den Garten gingen, um uns das Vergnügen einer kleinen Obsternte zu verschaffen. Der Augustapfelbaum, an den ich schon vorher eine Leiter hatte ansetzen lassen, befand sich dicht an der hohen Mauer, welche unseren Garten von dem des Jansenschen Hauses trennte. Meine Frau stand mit einem Korbe in der Hand und blickte behaglich in das Gezweige über ihr, wo die roten Äpfel aus den Blättern lugten; ich selbst begann eben die Leiter hinaufzusteigen, als ich von der anderen Seite einen scharfen Steinwurf gegen die Mauer hörte und gleich darauf unser dreifarbiger Kater mit einem Angstsatz von drüben zu uns herabsprang.

„Neugierig über dieses Lebenszeichen aus dem Nachbargarten, von wo man sonst nur bei bewegter Luft die Blätter rauschen hörte, lief ich rasch die Leiter hinauf, bis ich hoch genug war, um in denselben hinabzusehen. — „Mir ist niemals so ellenlanges Unkraut vorgekom-

men! Von Blumen oder Gemüsebeeten, überhaupt von irgendeiner Gartenanlage, war dort keine Spur zu sehen; alles schien sich selbst gesäet zu haben; hoher Gartenmohn und in Saat geschossene Möhren wucherten durcheinander; in geilster Üppigkeit sproßte überall der Hundsschierling mit seinem dunklen Kraute. Aus diesem Wirrsal aber erhoben sich einzelne schwer mit Früchten beladene Obstbäume, und unter einem derselben stand eine fast winzige, zusammengekrümmte Frauengestalt. Ihr schwarzes, verschossenes Kleid war von einem Stoffe, den man damals Bombassin nannte; auf dem Kopfe trug sie einen italienischen Strohhut mit einer weißen Straußenfeder. Sie stand knietief in dem hohen Unkraut, und jetzt tauchte sie gänzlich in dasselbe unter, kam aber gleich darauf mit einem langen Obstpflücker wieder daraus zum Vorschein, den sie vermutlich bei dem Angriff auf meinen armen Kater von sich geworfen hatte. — Obgleich sie das Ding nur mühsam zu regieren schien, stocherte sie doch emsig damit zwischen den Zweigen umher und brachte auch rasch genug eine Birne nach der anderen herunter, die sie dann scheinbar in das Unkraut, in Wirklichkeit aber wohl in ein darin verborgenes Gefäß mit einer gewissen feierlichen Sorgfalt niederlegte.

„Ich beobachtete das alles mit großer Aufmerksamkeit und fühlte erst jetzt, daß meine Frau in ihrer weiblichen Ungeduld mich in höchst gefährlicher Weise von der Leiter zu schütteln suchte; aber ich blieb standhaft und umklammerte schweigend einen derben Ast, denn in demselben Augenblicke war der Alten drüben eine Birne aus ihrem Obstpflücker gefallen, und als sie sich wandte, um sie aufzuheben, war sie mich gewahr geworden. Sie war sichtlich erschrocken und blieb ganz unbeweglich stehen; aus dem verfallenen Antlitz einer Greisin starrten unter dem großen Strohhute mich ein Paar schwarze Augen so grellen Blickes an, daß ich fast gezwungen war, eine unverkennbar scharfe Musterung über mich ergehen zu lassen. Aber auch ich betrachtete mir indessen das Gesicht der alten Dame, das zu beiden Seiten der ziemlich fein ge-

formten Nase mit einigen Rollen falscher Locken eingerahmt war, wie sie vordem auch wohl von jüngeren Frauen getragen wurden. Als ich dann fast verlegen meinen Hut vom Kopfe zog, erwiderte sie dies Kompliment durch einen feierlichen Knicks im strengsten Stile, wobei sie ihren Obstbrecher wie eine Partisane in der Hand hielt.

„Aber meine Frau begann wieder zu schütteln, und nun stieg ich als guter Ehemann zur Erde nieder.

„Natürlich hatte ich Rechenschaft zu geben. ‚Wo sind die Äpfel, Mann?‘

— „‚Wo sie immer waren, droben im Baume.‘

„‚Aber was hast du denn getrieben?‘

— „‚Ich habe der Madame Sievert Jansen unsere Nachbarvisite abgestattet.‘ Und nun erzählte ich.

— — „Am anderen Morgen in der Frühe brachte eine alte Frau, voraussetzlich die bewußte Brotfrau, uns einen Korb voll Birnen und eine Empfehlung von Madame Jansen: der Herr Stadtsekretär möge doch einmal ihre Moule-Bouches probieren; sie hätten immer für besonders schön gegolten.

„Wir waren sehr erstaunt; aber die Birnen waren köstlich, und ich konnte es nicht unterlassen, meinem Nachbar zur Rechten diese kleinen Vorfälle mitzuteilen, als wir uns bald danach vor unseren Häusern begegneten.

„‚Das bedeutet den Tod der Alten‘, sagte er, ‚oder aber‘ — und er betrachtete mich fast bedenklich von oben bis unten — ‚Sie müssen einen ganz besonderen Zauber an sich haben!‘

„‚Der, leider, von jüngeren Augen bisher noch nicht entdeckt wurde‘, erwiderte ich.

„Und wir schüttelten uns lachend die Hände.

* * *

„Im Garten fiel schon das Laub von den Bäumen, und noch immer hatte ich einen Besuch nicht ausgeführt, den ich mir eigentlich als den allerersten vorgenommen hatte.

„Er galt freilich nur einer Erinnerung.

„Aus dem Flur meines elterlichen Hauses führten ein paar Stufen zu einem nach dem Garten liegenden Zimmer, dessen Fenster ich mir noch heute nicht ohne Sonnenschein und blühende Topfgewächse zu denken vermag. Der Pfleger derselben war ein schöner, milder Greis, der Vater meiner Mutter, welcher hier nach einem einst bewegten Leben die stillen Tage seines Alters auslebte. Wie oft habe ich als Knabe neben seinem Lehnstuhl gesessen, wie oft ihn gebeten, mir aus seinem Leben in fernen Ländern zu erzählen! Aber es dauerte immer nicht lange, so waren wir in seiner Vaterstadt, auf den Spielplätzen seiner Jugend. Das urgroßelterliche Haus mit allen Treppen und Winkeln kannte ich bald so genau, daß ich eines Tages die sämtlichen drei Stockwerke ohne alle Nachhülfe zu Papier gebracht hatte. Da leuchteten die Augen des alten Herrn. ‚Wenn du einmal dahin gelangen solltest‘, sagte er und legte die Hand auf meinen Kopf, ‚geh nicht daran vorüber!‘

„Plötzlich war er aufgestanden und hatte die Klappe seines an Erinnerungsschätzen reichen Mahagonischrankes aufgeschlossen. ‚Sieh dir doch die einmal an!‘ Mit diesen Worten legte er ein Miniaturbild in silberner Fassung vor mir hin. ‚Das war mein Spielkamerad, sie wohnte Haus an Haus mit uns. Auf ihrer Außendiele hing ein Ungeheuer, ein ausgestopfter Hai; da sah man gleich, daß ihr Vater Kapitän auf dem großen Ozean war.‘

„Ich hatte nichts geantwortet, aber meine Knabenaugen glühten; es war ein Mädchenkopf von bestrickendem Liebreiz.

„‚Gefällt sie dir?‘ fragte der Großvater. ‚Aber hier ist sie als Braut gemalt; in deinen Jahren hättest du den kleinen, wilden Schwarzkopf sehen sollen!‘

„Und nun erzählte er mir von diesem hübschen Spielgesellen. — Allerlei Zeitvertreib, Schmuck und farbige Gewänder hatte der selten daheim weilende Vater dem einzigen Töchterlein von seinen Reisen mitgebracht; von ausländischen goldenen Münzen und Schaustücken hatte

sie eine ganze Sparbüchse voll gehabt. In ihrem Garten war ein seltsames Lusthäuschen gewesen, das der Vater einmal aus den Trümmern eines früheren Schiffes hatte bauen lassen. ‚Dort‘, sagte der Großvater, ‚auf den Treppenstufen saßen wir oft zusammen, und ich durfte dann mit ihr den goldenen Schatz besehen, den sie aus der Blechbüchse in ihren Schoß geschüttet hatte.‘

„Er ging, während er so erzählte, langsam auf und ab; an seinem Lächeln konnte ich sehen, wie eine Erinnerung nach der anderen in ihm aufstieg. ‚Min swartes Mäusje!‘ sagte er. ‚Ja, so pflegte der alte Seebär das verzogene Kind zu nennen; aber wenn sie so im goldgestickten griechischen Jäckchen, mit allerlei Federschmuck ausstaffiert, in ihrem Gärtchen umherstolzierte, dann hätte man sie wohl noch mehr einem bunten, fremdländischen Vogel vergleichen mögen. O, und auch fliegen konnte sie! Über der Tür des Lusthauses war die frühere Gallion[1] des Schiffes angebracht, eine schöne, hölzerne Fortuna, die mit vorgestrecktem Leibe aus dem Frontespize[2] hervorragte. Dort oben auf deren Rücken war der Lieblingsplatz des Kindes; dort lag sie stundenlang, ein buntes chinesisches Schirmchen über sich, oder im Sonnenschein mit ihren goldenen Münzen Fangball spielend.‘

„Noch vielerlei erzählte mir der Großvater, aber nur jenes eine Mal; auch das verführerische Bildchen zeigte er mir niemals wieder. Obgleich meine Augen oft begehrlich an dem Schranke hingen, so wagte ich doch nicht, ihn darum anzugehen; denn als er es mir damals endlich wieder aus der Hand genommen hatte, war der alte Herr so seltsam feierlich gewesen und hatte es in so viele Seidenpapierchen eingewickelt, daß das Ganze einer symbolischen Beisetzung nicht ungleich war.

— — „Wie es nun geschieht, seit Monden war ich jetzt hier in der Geburtsstadt meines Großvaters, und doch, erst heute ging ich zu diesem Besuche der Vergangenheit in den schon winterlichen Tag hinaus.

[1] Das Bild, das man am Vorderteile des Schiffes anbrachte. — [2] Vordergiebel.

„Absichtlich hatte ich jede Erkundigung unterlassen; wenn auch der Name der Straße mir nicht mehr erinnerlich war, ich hoffte mich schon allein zurechtzufinden. So hatte ich schon verschiedene Stadtteile kreuz und quer durchwandert, als mir plötzlich durch eine offene Haustür die schwebende Ungestalt eines Haies in die Augen fiel. — Ich stutzte; — aber weshalb sollte denn der ausgestopfte Hai nicht noch am Leben sein? Das Haus sah völlig danach aus, als sei es mit allen seinen Raritäten von einem Besitzer auf den anderen fortgeerbt. Und richtig! als ich in die Höhe blickte, da drehte sich auch ein Schiffchen auf der Wetterstange des Daches! Das war das Haus des schönen Nachbarkindes; das urgroßelterliche mußte nun dicht daneben sein! Aber — es war überhaupt kein Haus mehr da; nur ein leerer Platz mit Mauerresten und gähnenden Kellerhöhlen; auch frisch behauene Granitblöcke zum Fundament eines Neubaues lagen ringsumher.

„Ich sah es wohl, ich war zu spät gekommen. Sinnend schritt ich über die wüste Stätte, die einst für Menschen meines Blutes eine kleine Welt getragen hatte. Ich ging in den dahinter liegenden Steinhof und blickte in den Brunnen, mit dessen Eimer der Großvater einmal, wie er mir erzählt hatte, in die Tiefe hinabgeschnurrt war; dann trat ich auf einen Haufen Steine, von wo aus ich über eine Grenzplanke in den Nachbargarten sehen konnte. Und dort — kaum wollte ich meinen Augen trauen — stand, unverkennbar, noch das seltsame Lusthäuschen, und auch die hölzerne Fortuna streckte sich noch gar stattlich in die Luft; ja die Wangen waren noch ganz ziegelrot, und lichtblaue Perlenschnüre zogen sich durch die gelben Haare; sie war augenscheinlich erst neulich wieder aufgemuntert.

„Wie lebendig trat mir jetzt alles vor die Seele! Jener Efeu, der die Mauer des Gartenhäuschens überzog, war schon damals dort gewesen; an seinen Trieben war der kleine, wilde Schwarzkopf auf und ab geklettert; drüben von dem Rücken der Fortuna herab war ihr neckendes Stimmlein erschollen, wenn der gutmütige

Nachbarsjunge unten im Gebüsche des Gartens nach ihr gesucht hatte. Ich mußte plötzlich eines Wortes gedenken, das der Großvater, so vor sich hin redend und wie mit einem Seufzer über Unwiederbringliches, seiner damaligen Erzählung beigefügt hatte. ‚Sie war eigentlich schon damals eine kleine Unbarmherzige‘, hatte er gesagt; ‚das eine Füßchen mit dem roten Saffianschühchen baumelte ganz lustig in der Luft; aber ich stand unten und mußte ihr die goldenen Stücke wieder zuwerfen, wenn sie bei ihrem Spiel zur Erde fielen, und oft sehr lange betteln, bis das Vögelchen zu mir herunterkam.‘

— „Schon damals unbarmherzig? — Es war mir niemals eingefallen, den Großvater zu fragen, inwiefern oder gegen wen sie es späterhin gewesen, oder wie überhaupt das Leben seiner schönen Spielgenossin denn verlaufen sei. — Freilich hätte auch wohl der Knabe keine Antwort darauf erhalten, denn als nach seinem Tode das kleine Bild noch einmal durch meine Hand ging, vertraute mein Vater mir, daß dieses schöne Mädchen nicht nur die Jugendgespielin, sondern ganz ernstlich die Jugendliebe des alten Herrn gewesen sei. Zuletzt, als junger Kaufmann, sei er in Antwerpen mit ihr zusammengetroffen, habe aber bald darauf — wie es geheißen, durch ein Zerwürfnis mit ihr getrieben — einen Platz in einem überseeischen Handlungshause angenommen, von wo er erst in reiferen Mannesjahren zurückgekehrt sei. — Weiteres wußte auch er nicht zu berichten; nur daß die gute Großmutter, die er dann geheiratet habe, mitunter wirklich eifersüchtig auf das kleine Bild gewesen sei.

— — „Voll Gedanken über das schöne, schwarzköpfige Mädchen war ich zu Hause angelangt; immer sah ich sie vor mir, bald auf dem Rücken der Fortuna mit den goldenen Münzen spielend, bald in ihrer üppigen Mädchenschönheit, wie jenes Bild sie mir gezeigt hatte, mit dem übermütigen Füßchen den armen Großvater in die Welt hinausstoßend.

„‚Seltsam‘, sagte ich zu meiner Frau, ‚woran ich als Knabe nie gedacht, — jetzt brenne ich vor Begierde, noch

einmal den Vorhang aufzuheben, hinter dem sich jenes nun wohl längst verrauschte Leben birgt.'

„,Vielleicht', erwiderte sie, ,wenn du die Ureinwohner dieser Stadt zu Protokoll vernimmst!'

„,Zum Beispiel, unsere Nachbarin links!' sagte ich lächelnd.

„,Warum denn nicht? Sie wird ja doch einmal deine Visite par distance erwidern.'

„Wir sprachen nicht weiter von der Sache; aber im stillen dachte ich selber auch: ,Warum denn nicht?'

* * *

„Es war Winter geworden. Ein klingender Frost war eingefallen, der eisige Nordost blies durch alle Ritzen. Ich schüttete eben eine Ladung Steinkohlen in meinen Ofen und verhandelte dabei mit meiner Frau, ob wir nicht aus schierer Barmherzigkeit unsere Hühner schlachten sollten, denen wir keinen warmen Stall zu bieten hatten; da — es war noch früh am Morgen — trat fast ohne Anklopfen mein jetzt verstorbener Freund, der Bürgermeister, in das Zimmer. Auf meine Frage, was ihn schon jetzt aus Schlafrock und Pantoffeln herausgebracht habe, erklärte er, meine Nachbarin, die alte Madame Jansen, sei soeben besinnungslos und fast verklommen auf ihrer Bodentreppe gefunden worden. ,Der alte Geizdrache', setzte er hinzu, ,heizt nur mit dem Fallholz aus dem Apfelgarten, es ist kein warmer Fleck in dem ganzen Rumpelkasten; und nachts, wenn ehrliche Leute in ihren Betten liegen, kriecht sie vom Boden bis zum Keller, um ihre Schätze zu beäugeln, die sie überall hinter Kisten und Kasten weg gestaucht hat.'

„,So sagt man', ließ ich einfließen.

— „,Freilich, und so wird's auch sein! Wie ein toter Alraun[1] huckte sie in dem dunklen Treppenwinkel, ein ausgebranntes Diebslaternchen noch in der erstarrten Hand. Das Schlimmste bei der Geschichte ist, sie hat das

[1] Ein winzig kleines, aus einer Wurzel geschnittenes, unheimliches Wesen.

Leben wiederbekommen; aber nach Angabe des Polizeimeisters, der — glaub' ich — ein Verwandter von ihr ist, soll der Verstand zum Teufel sein; sonderbar genug, daß der die alte Hexe nicht auf einmal ganz geholt hat!'

„,Nun aber, Verehrtester', sagte ich, als der Bürgermeister innehielt, ‚was können wir beide bei der Sache machen?'

„,Wir? — Hm, sie könnte in diesem Zustande Unheil anrichten; es wird schon der Stadt wegen unsere Pflicht erheischen, ihr causa cognita[1] einen Kurator zu bestellen.'

— „,Sie meinen des Vermächtnisses wegen? Aber ich dächte, das beruhe auf einer Disposition des seligen Herrn Sievert Jansen!'

„,Da liegt es gerade; die Sache ist nicht völlig außer Frage.'

„So mußte ich denn in den sauren Apfel beißen und versprach, die alte Dame noch heute zu besuchen.

„Indem der Bürgermeister sich entfernte, fragte ich noch: ‚Was war denn der Selige für ein Mann?'

„,Hm! Ich denke, ein Lebemann!' erwiderte er. ‚Es ist einst flott hergegangen dort; man sagt, das Ehepaar habe sich einander nichts vorzuwerfen gehabt. Ich war damals ein Junge; aber sie sah noch nicht so übel aus, als der Alte in die Grube fuhr, und es gab noch manches Gläserklingen mit jungen, vornehmen Herren in dem großen Saale des Hinterflügels; aber endlich — das Lustfeuerwerk ist verpufft, der schmucke Leib verdorrt; statt der Gläser läßt sie jetzt ihre Gold- und Silberstücke klingen.'

— — „Bald darauf trat ich ohne Hindernis in das Haus und in das Zimmer der Kranken, zu welchem letzteren eine von der Stadt bestellte Wärterin mir die Tür geöffnet hatte.

„Es war ein seltsamer Anblick. Auf den Stühlen, von deren Polstern die Fetzen herabhingen, lagen auf den einen verschlissene Kleider und Hüte, auf den anderen standen Töpfe und Pfannen mit kärglichen Speiseresten;

[1] Nach Untersuchung der Sache.

an der schweren Stuckdecke und an den gardinenlosen Fenstern hing es voll von Spinngeweben. Eine seltsam tote Luft hielt mich einen Augenblick zurück, so daß ich mich nur langsam dem großen, an der einen Wand stehenden Himmelbette näherte.

„Als die Wärterin die bestäubten Vorhänge zurückzog, hörte ich ein Klirren wie von einem schweren Schlüsselbunde, das, wie ich nun sah, von einer kleinen, dürren Hand umklammert war, und eine winzige, in einen alten Soldatenmantel eingeknöpfte Gestalt suchte sich aus den Kissen aufzurichten. Das kleine, runzelige Gesicht meiner Nachbarin starrte mich aus seinen grellen Augen an. ‚Jag' die Hexe fort!' schrie sie und schlug mit den Schlüsseln gegen die Vorhänge, daß die Wärterin erschreckt zurücksprang; dann, sich zu mir wendend, setzte sie in hohem Ton hinzu: ‚Sie wollten sich nach meinem Befinden erkundigen, Herr Nachbar; ich danke für Ihre Aufmerksamkeit, aber — man hat mir eine Person hier aufgedrängt; es scheint, als wolle man mich überwachen!'

„‚Aber Sie hatten einen Unfall; Sie bedürfen ihrer!' sagte ich.

„‚Ich bedarf keiner bestellten Wärterin; ich kenne diese Person nicht!' erwiderte sie scharf. ‚Allerdings, heute nacht — man hat mich berauben wollen; es tappte auf dem Hausboden, vermummte Gestalten stiegen zu den Dachluken herein; es klingelte im ganzen Hause —'

„‚Klingelte?' unterbrach ich sie und mag dabei wohl etwas verwundert ausgesehen haben; ‚das pflegen doch die Räuber nicht zu tun.'

„‚Ich sage, es klingelte!' wiederholte sie mit Nachdruck. ‚Mein Herr Neffe, der Chef der hiesigen Polizei — ich pflege ihn nur das Schaf der Polizei zu nennen — ist zu dumm, um die Spitzbuben einzufangen! Er war höchstpersönlich hier und suchte mir einzureden, daß ich das alles nur geträumt hätte. — Geträumte Spitzbuben!' — Ein unaussprechlich höhnisches Kichern brach aus dem zahnlosen Munde. — ‚Er möchte wohl, daß auch mein Testament nur so geträumt wäre!'

„Der Polizeimeister hatte ein kinderreiches Haus und eine nicht zu große Einnahme. Ich dachte deshalb ein gutes Wort für die Blutsverwandtschaft einzulegen und fragte wider besseres Wissen: ‚Ihr Herr Neffe befindet sich also nicht unter Ihren Testamentserben?‘

„Die Alte fuhr mit dem Arm über die Bettdecke und öffnete und schloß die Hand, als ob sie Fliegen fange. ‚Unter meinen Erben? — — Nein, mein Lieber; mein Erbe ist der, den ich zu bestimmen beliebe; — und ich habe ihn bestimmt!‘

„Sie begann nun mit sichtlicher Genugtuung mir den Inhalt des Testamentes auseinanderzusetzen, wie er mir im wesentlichen schon bekannt war.

„‚Aber jene Stiftung‘, sagte ich, ‚soll ja an sich sehr reich dotiert sein!‘

„‚So, meinen Sie?‘ erwiderte die Alte. ‚Aber es ist nun einmal meine Freude! Die alten Taugenichtse sollen was Besseres in ihre Fläschchen haben; bis jetzt wird es wohl nur Kartoffelfusel gewesen sein. Nach meinem Abscheiden sollen sie Jamaika-Rum trinken, der dreimal die Linie passiert ist.‘

„‚Und die vielen hübschen Kinder Ihres Verwandten?‘

„‚Ja, ja!‘ sagte sie grimmig. ‚Das vermehrt sich und will dann aus anderer Leute Beutel leben! Ich, mein Herr Stadtsekretär‘, — sie schnarrte das Wort mit einer besonderen Schärfe heraus —, ‚ich habe keine Kinder.‘

„Noch einmal strengte ich meine Wohlredenheit an: sie möge wenigstens ein Kodizill[1] machen, um für die Aussteuer der armen Mädchen ein paar tausend Taler auszusetzen.

„Aber da kam ich übel an.

„‚Tausend Taler!‘ Sie schrie es fast, und der greise Kopf zitterte auf und ab. ‚Keinen Schilling sollen sie haben; keinen Schilling!‘

„Sie legte sich erschöpft zurück, und ich betrachtete mit Grauen dies zerbrechliche Wesen, dessen Glieder nur

[1] Zusatz zum Testament.

noch in den Zuckungen des Hasses zu leben schienen. ‚Keinen Schilling!' wiederholte sie noch einmal.

„Der kleine, runde Polizeimeister war ein Mann, der als armer Familienvater stark aufs Karrieremachen aus war, der aber sonst ganz hübsch im großen Haufen mitging. ‚Was haben Sie gegen Ihren Herrn Neffen?' fragte ich. ‚Hat er Sie irgendwie beleidigt?'

„‚Mich? — Nein, mein Lieber', erwiderte sie. ‚Im Gegenteil; er machte mir sogleich die feierliche Visite, als er nur eben seine segensreiche Wirksamkeit in dieser Stadt begonnen hatte; natürlich' — sie schien mit Behagen auf diesem Worte zu verweilen — ‚natürlich, um zu erbschleichen; aber das tut ja nichts zur Sache! O, ein ganz scharmanter Mann! Ich hatte vorher nicht das Vergnügen, ihn zu kennen; aber das ging so glatt: »Liebe Tante« hinten und »Liebe Tante« vorn.' Sie streckte einen Arm unter der Decke hervor und ließ die Hand wie eine Puppe gegen sich auf und ab knicksen.

„‚Ich habe ihn aber nicht eingeladen', fuhr sie fort; ‚ich mache kein Haus mehr, es ist zu unbequem in meinem hohen Alter.'

„Es mochte ihren argwöhnischen Augen nicht entgangen sein, daß bei dieser Äußerung meine Blicke unwillkürlich die traurige Wüstenei des Zimmers überflogen hatten.

„‚Sie wundern sich wohl', sagte sie, ‚wie es hier unten bei mir aussieht! Aber oben in der Beletage habe ich meine Prunkgemächer! Einst, mein Herr Stadtsekretär, waren sie oft genug geöffnet! Karossen mit Rappen und Isabellen hielten vor meiner Tür, und Grafen und Generalkonsuln fremder Staaten haben an meiner Tafel gesessen!'

„Dann sprang sie wieder auf jenen Antrittsbesuch ihres Neffen über. ‚Er hatte mir auch sein ältestes Mädchen hergebracht — eine Dame, sag' ich Ihnen, o, eine ganze Dame! Das müssen reiche Leute sein, der Herr Neffe und seine Demoisellen Töchter; ein Kleid mit echten Spitzen, eine römische Kamee zur Vorstecknadel! Aber

sagen tat sie just nicht viel; sie war auch wohl nur da, damit ich in das schmucke Lärvchen mich verliebe! — Ich!‘ — sie lachte voll Verachtung — ‚ich brauchte einst nicht aus der Tür zu gehen, um ganz was anderes zu erblicken! Aber das Mündchen wurde so süß, so unschuldsvoll; — es tat einem leid, zu denken, daß dadurch auch die liebe Leibesnotdurft, gebratene Hühnchen und Krammetsvögelchen, hineinspazieren mußten. Nicht wahr, Herr Stadtsekretarius, ein schönes Weib ist doch auch nur ein schönes Raubtier?‘

„Sie nickte vor sich hin, als gedächte sie mit Befriedigung einer Zeit, wo auch sie selber beides dies gewesen sei. Plötzlich aber den Kopf zu mir wendend, mit einem Aufblitzen der Augen, als käme es aus dem Abgrund, worin ihre Jugend begraben lag, sagte sie mit einem zitternden Pathos: ‚Sehen Sie mich an; ich bin einst sehr schön gewesen!‘

„Ich erschrak fast, als ich die kleine, dürre Gestalt wie durch einen Ruck sich kerzengerade in den Kissen aufrichten sah; aber schon waren die großen Augen wieder grell und kalt.

„‚Nicht wahr, Sie sehen das nicht mehr? Denn ich bin alt, und‘ — sie sprach das fast nur flüsternd — ‚der Tod ist hinter mir her; des Nachts, immer nur des Nachts! Ich muß dann wandern; es ist nur gut, daß mein Haus so groß ist.‘

„‚Sie leiden an Schlaflosigkeit‘, sagte ich, ‚es ist das Leiden vieler alten Leute!‘

„Sie schüttelte den Kopf. ‚Nein, nein, mein Lieber; ich halte mich gewaltsam wach; merken Sie wohl — gewaltsam! Ich fürchte den Hans Klapperbein auch nur im Schlaf; er hat schon manchen so erwürgt, aber — ich bin nicht so dumm, er soll mich noch so bald nicht kriegen! Die Herren von der Stadt hätten freilich nichts dagegen; — aber sie sollen sich in acht nehmen! Am liebsten, glaub' ich, möchten sie mich gar noch unmündig machen.‘

„Auf einmal schien ihr etwas aufzudämmern. ‚Sie sind auch bei der Stadt angestellt, mein Lieber?‘ sagte

sie und sah mich mit einem unbeschreiblich lauernden Blicke an.

„‚Sie wissen das‘, antwortete ich; ‚Sie haben mich ja mehrfach mit meinem Amtstitel angeredet.‘

„‚Ja, allerdings!‘ Ihr Blick hatte mich noch immer festgehalten. ‚Hat man Sie‘, fragte sie vorsichtig, ‚vielleicht mit einem Auftrage zu mir geschickt?‘

„Ich stutzte einen Augenblick, dann aber beschloß ich, ihr die ganze Wahrheit zu sagen. ‚Man hatte freilich gefürchtet‘, sagte ich, ‚daß Ihre Altersschwäche die Einleitung einer Kuratel erforderlich machen würde.‘

„Sie wurde sehr aufgeregt. ‚Schwach!‘ schrie sie, und es war eine dünne, gläserne Stimme, die mir in die Seele schnitt. — ‚Nein, nicht schwach; reich bin ich — reich! Und plündern will man mich! Aber ich werde mein Haus vermauern lassen, und sollte ich darin verhungern!‘ Sie griff in die Vorhänge und suchte die Füße aus dem Bett zu strecken; sie wollte heraus, sie wollte zeigen, daß sie kräftig und gesund sei.

„Die Wärterin kam herbei, ich redete ihr zu, aber wir suchten vergebens, sie zu beruhigen. Dabei hatte ich meinen Stuhl verlassen, auf dem ich bisher mit dem Rücken gegen die Fenster gesessen hatte, und stand jetzt so, daß mein Gesicht in der vollen Tagesbeleuchtung der Alten gegenüber war. Plötzlich wurde sie still, sie schien sogar meinen Worten zuzuhören. Ich konnte ihr jetzt sagen, daß nach meiner Ansicht zu einer Kuratel bei ihr keine Veranlassung sei, daß aber das unnütze Aufspeichern ihrer großen Zinsenernten den Verdacht einer Unfähigkeit zur eigenen Vermögensverwaltung erregen könne, und schlug ihr endlich vor, einem Mann, dem sie vertraue, dieselbe zu übertragen.

„Schon während des Sprechens hatte ich gefühlt, daß ihre Augen fest auf mein Gesicht gerichtet waren, fast wie bei unserer ersten Begegnung in den beiderseitigen Gärten. ‚Vertrauen! Ja, vertrauen!‘ stieß sie ein paarmal hervor; dabei wand sie die Hände umeinander, als wenn sie einen inneren Kampf zu überstehen habe. Plötzlich

griff die eine Hand nach meiner und hielt sie fest. ‚Sie!' sagte sie hastig. ‚Ja, wenn Sie es wollten!'

„‚Ich, Madame Jansen! Sie kennen mich ja nicht!'

„Wieder sah sie mir musternd in die Augen.

„‚Nein', sagte sie dann; ‚Sie sind ein junger Mann; aber ich weiß es, Sie werden ein armes, altes Weib nicht hintergehen.'

„Ob das der Zauber war, den mein heiterer Nachbar bei mir voraussetzte! Aber ich gab meine Einwilligung und machte nur zur Bedingung, daß die Überlieferung unter Zuziehung eines Notars geschehen solle; Tag und Stunde möge sie mir selbst bestimmen.

„Noch immer hielt sie meine Hand, und als ich jetzt gehen wollte, schien sie sie nur zögernd loszulassen.

„Beim Abschiede fragte ich sie, ob ich ihr einen Arzt besorgen dürfe, damit sie rascher wieder zu Kräften komme.

„Sie blickte mich an, als suche sie in meinen Augen die Bestätigung einer Teilnahme, die sie in dem Ton meiner Worte gefühlt haben mochte; dann aber streckte sie mir lachend ihre linke Hand entgegen, in der, wie ich jetzt sah, zwei Finger steif geschlossen lagen. ‚Ein Meisterstück unseres berühmten Dr. Nicolovius!' sagte sie in ihrer alten bitteren Weise. ‚Hat er denn noch nicht, wie seine Kollegen, die Quacksalber, einen trompetenden Hanswurst vor seiner Bude stehen? — — Nein, nein, mein Lieber, keinen Arzt! Ich selber kenne meine Natur am besten.'

„So war meine Aufgabe für heute denn beendet.

* * *

„Wenigstens das rätselhafte Klingeln schien nicht nur geträumt zu sein. Eine große Schleiereule hatte sich — mit einigem Rechtsgrund, wie mir schien — auf den einsamen Böden einquartiert und mochte bei einer vergeblichen Mausjagd die Klingeldrähte gestreift haben, die durch das ganze Haus und auch dort hinauf liefen. Die alte Dame selbst war schon am zweiten Tage wieder auf-

gestanden, ja sie hatte sich sogar mit Hülfe der Wärterin aus der Stange ihres Obstpflückers und einem Tonnenbande einen Ketscher angefertigt und solcherweise den keine Miete zahlenden Vogel wie einen Nachtschmetterling ebenso eifrig als vergeblich über alle Böden hin verfolgt.

„Ich erfuhr dies alles, als ich eines Vormittags zu dem verabredeten Geschäfte mit einem befreundeten Notar wieder in das Haus trat. Wir wurden in den dritten Stock hinaufgeführt; hier öffnete die Wärterin eine Tür, an der von einer eisernen Krampe ein schweres Vorlegeschloß herabhing.

„Es war eine mäßig große, düstere Kammer; in deren Mitte stand die alte Madame Jansen vor einem Tische und sortierte emsig allerlei Päckchen, wie sich nachher ergab, mit den verschiedensten Wertpapieren; rings herum an den Wänden, so daß nur wenig Platz neben dem Tische blieb, standen eine Menge straff gefüllter Geldbeutel, von denen die meisten aus den Resten alter, sogar seidener Frauenkleider angefertigt schienen.

„So gesprächig die Alte bei meinem ersten Besuche gewesen war, so wortkarg war sie heute; mit zitternden Händen setzte sie einen Beutel nach dem anderen vor uns hin, mit stummen, fast schmerzlichen Blicken verfolgte sie das Zählen des Geldes, das Versiegeln der Beutel, das Numerieren der Etiketten. — Obwohl die einzelnen Münzsorten sorgsam voneinander gesondert waren, so dauerte die Aufnahme der Wertpapiere und des Barbestandes doch bis in den Abend hinein; zuletzt arbeiteten wir bei dem Lichte einer Talgkerze, die in einem dreiarmigen Silberleuchter brannte.

„Endlich wurde der letzte Beutel ausgeschüttet. Er enthielt jene schon derzeit seltenen Vierschillingstücke mit dem Perückenkopfe Christian des Vierten[1], welche in dem Rufe eines besonders feinen Silbergehaltes standen. Als auch der beseitigt war, fragte ich, ob das nun alles, ob nichts mehr zurück sei.

---

[1] König von Dänemark (1577—1648), derselbe, der erfolglos in den Dreißigjährigen Krieg eingriff.

„Die Alte blickte unruhig zu mir auf. ‚Ist das nicht genug, mein Lieber?‘

— „‚Ich meinte nur, weil sich gar keine Goldmünzen unter dem Barbestande finden.‘

„‚Gold? — In Gold bezahlen mich die Leute nicht.‘

— „Somit wurde das Protokoll abgeschlossen, und nachdem die Alte in zwar unsicherer, aber immer noch zierlicher Schrift ihr ‚Botilla Jansen‘ daruntergesetzt hatte, war das Geschäft beendet; die Wertpapiere wurden in eine Kiste gelegt, deren Schlüssel ich an mich nahm; diese selbst und die Barbestände sollten am anderen Tage in mein Haus geschafft werden.

„Als ich mit dem Notar auf die Straße hinausgetreten war, bemerkte ich, daß mir ein silberner Bleistifthalter fehle, den ich bei dem Notieren der Geldsummen benutzt hatte. Ich kehrte sofort um und lief rasch die Treppen wieder hinauf; aber ich prallte fast zurück, als ich nach flüchtigem Anklopfen die Tür der Kammer öffnete. Im Schein der Unschlittkerze sah ich die Alte noch immer an dem Tische stehen; ihre eine Hand hielt einen leeren Beutel von rotem Seidendamast, die andere wühlte in einem Haufen Gold, der vor ihr aufgeschüttet lag.

„Sie stieß einen Schreckensruf aus, als sie mich erblickte, und streckte beide Hände über den funkelnden Haufen; gleich darauf aber erhob sie sie bittend gegen mich und rief: ‚O, lassen Sie mir das! Es ist meine einzige Freude; ich habe ja sonst gar keine Freuden mehr!‘ Eine scharfe, zitternde Stimme war es und doch der Ton eines Kinderflehens, was aus der alten Brust hervorbrach.

„Dann griff sie nach meiner Hand, riß mich an die Tür und zeigte in das dunkle, gähnende Treppenhaus hinab. ‚Es ist alles leer!‘ sagte sie; ‚alles! Oder glauben Sie, mein Lieber, daß die Tochter aus Elysium hier diese Stufen noch hinaufmarschiert? — Nur das Gold — nehmen Sie mir es nicht — ich bin sonst ganz allein in all den langen Nächten!‘

„Ich beruhigte sie. Ich hatte kein Recht zu nehmen, was sie mir nicht gab; und übrigens — das Spielwerk

war zwar kostbar, aber weshalb sollte die reiche Frau es sich denn nicht erlauben! — Rasch nur noch meinen Bleistift, und dann fort aus dieser erdrückenden Umgebung, die ich den ganzen Tag hineingebannt gewesen war.

„Als ich im Vorbeigehen einen Blick auf die blinkenden Goldhaufen warf, bemerkte ich, daß auch Schaustücke und fremde, namentlich mexikanische und portugiesische Goldmünzen darunter waren. Das erinnerte mich an die Spielgesellin meines Großvaters: der reizende Mädchenkopf, der schon mein Knabenherz erglühen machte, tauchte plötzlich mit all dem erlösenden Zauber der Schönheit vor mir auf, und einen Augenblick dachte ich daran, jetzt meine Erkundigungen nach ihr anzustellen; aber die arme Greisin mir gegenüber befand sich in so fieberhafter Aufregung, daß ich nicht dazu gelangen konnte. Ich verschob es auf gelegenere Zeit und eilte, daß ich in die frische Winternacht hinauskam.

* * *

„Es war inzwischen Frühling geworden; die Buchenwälder um die schönen Ufer unserer Meeresbucht lagen im lichtesten Maiengrün. Zwischen uns und der Familie des Polizeimeisters hatten sich gewisse Beziehungen ergeben; besonders hatte sich dessen älteste Tochter meiner Frau in jugendlicher Freundschaft angeschlossen. Das frische Mädchen mit den weitblickenden Augen gefiel uns beiden wohl; mir niemals besser als an einem Sonntagmorgen, da wir mit einer größeren Gesellschaft auf einem Dampfschiffe über die blaue Föhrde hinfuhren.

„An der Schanzkleidung standen junge Damen mit ebenso jungen Offizieren in einer jener wohlgezirkelten Unterhaltungen, die meistens harmlos genug, mitunter aber auch um desto übler sind, je mehr die jungen Köpfe nur die gedankenlosen Träger der Armseligkeiten zu sein pflegen, die darin zutage kommen. Der Gegenstand mußte diesmal sehr anregend sein; die Gesichter der hübschen Frauenzimmer strahlten vor Entzücken.

„Unsere junge Freundin — sie trug den etwas ungewöhnlichen Namen ‚Mechthild‘ — war nicht darunter; sie stand unweit davon, die Hände auf dem Rücken, an dem Schiffsmast und wiegte wie im Vollbehagen ihrer Jugendkraft den schlanken Oberkörper auf und ab, wie die Wellen das Schiff, von welchem sie getragen wurde. Die Stattlichkeit dieser Mädchengestalt war mir noch niemals so in die Augen gefallen wie hier unter dem blauen Frühlingshimmel, wo der Seewind ihr in Haar und Kleidern wühlte und ihre blauen Augen in die Ferne nach den waldbekränzten Ufern schweiften.

„Drüben unter der jungen Gruppe war das Gespräch indessen lauter geworden: eine Majorstochter erzählte eben, Mama wolle noch eine große Tanzgesellschaft geben; einige Kaufmannstöchter würden dann natürlich auch mit eingeladen, aber das mache ja gar nichts! — O nein, das mache ja nichts, so in größerem Zirkel! Die jungen Damen hatten alle nichts dagegen. — Die jungen Herren vom Degen und ein junger, auf Besuch anwesender Gesandtschaftsattaché meinten auch, das gehe ja ganz vortrefflich! So zum Tanzen, und — was freilich nicht gesagt wurde — zum Heiraten, wenn sie reich seien; warum denn nicht!

„Mechthild hatte den Kopf gewandt und schien aufmerksam zu lauschen. Ein überlegenes Lächeln spielte mehr und mehr um ihren schönen, aber keineswegs kleinen Mund; und jetzt mit allem Übermut der Jugend brach es hervor. Es war ein köstlicher Brustton, dieses Lachen; die jungen Damen drüben verstummten plötzlich wie erschrocken.

„Dann rief eine zu ihr hinüber: ‚Was hast du, Mechthild? Warum lachst du so?‘

— „‚Ich freu' mich über euch!‘

„‚Über uns? Weshalb, was hast du wieder?‘

— „‚Daß ihr so allerliebste Wachspuppen seid!‘

„‚Was soll denn das nun wieder heißen?‘

— „‚O, ich meine nur! Und das so hier, unter des lieben Gottes offenem Angesicht.‘

„‚Ach was! Komm her und sei nicht immer so apart!‘

„Aber sie kam doch nicht; ein wilder Schwan mit blendendweißen Schwingen flog, rasch unser Fahrzeug überholend, in der hohen Luft dahin; dem folgten ihre Augen. — Ich betrachtete sie: sie sah gar nicht aus wie die Tochter eines karrieremachenden Vaters; ja, ich schämte mich aufrichtig, mich so kleinlich um eine Aussteuer für sie mit dem alten Alraun umhergezankt zu haben.

„Dennoch reizte es mich; ich trat zu ihr und fragte: ‚Mechthild, möchten Sie wohl eine Erbschaft machen?‘

„Sie sah mich groß an. ‚Eine Erbschaft? Ach, das möcht’ ich wohl!‘ Sie sagte das fast traurig, als ob eine Hoffnung daran hinge.

„Die Stadt, von der wir uns mehr und mehr entfernten, war in der klaren Luft noch deutlich sichtbar. ‚Sehen Sie zwischen den kleineren Häusern das hohe, graue Gebäude?‘ fragte ich. ‚Dort lebt eine alte Frau; die weiß, auch heute, nichts von Licht und Sonnenschein!‘

„‚Ja, ich sehe das Haus; wer wohnt darin?‘

„‚Eine Tante von Ihnen oder Ihrem Vater.‘

„‚O die! — das ist nicht meine Tante; meine Großmutter war nur Geschwisterkind mit ihr; wir sind auch einmal dort gewesen.‘ Sie schüttelte sich ein wenig. ‚Nein, die möcht’ ich nicht beerben.‘

„‚Aber sonst?‘ sagte ich und sah ihr forschend in die Augen.

„‚Sonst? Ach ja!‘ und die helle Lohe schlug dem schönen Mädchen ins Gesicht, daß ihre Augen dunkel wurden.

„‚Vertrauen wir den reinen Sternen, Mechthild!‘ sagte ich und drückte ihr die Hand. Ich hatte wohl gehört, daß sie einem jungen Offizier ihre Neigung geschenkt habe, daß aber die Armut beider einer näheren Verbindung im Wege stehe; jetzt wußte ich es denn.

* *
*

„‚Mamas‘ große Tanzgesellschaft hatte richtig stattgefunden und unter anderem die praktische Folge gehabt, daß einer der Offiziere, der sogenannte ‚blaue Graf‘ — ich weiß nicht, ob so genannt wegen seines besonders blauen Blutes oder weshalb sonst —, sich kurz danach mit einer der zu dieser Festlichkeit befohlenen reichen Kaufmannstöchter verlobt hatte. Die ganze Stadt, namentlich die junge Damenwelt, besprach den Fall auf das gewissenhafteste.

„Aber die Folgen von ‚Mamas Tanzgesellschaft‘ sollten sich noch weiter fortsetzen. Eines Morgens kam die bewußte Brotfrau, vermutlich die Hauptvermittlerin zwischen meiner verehrlichen Mandantin und der Außenwelt, und brachte mir eine Empfehlung von der Madame Jansen, ich möchte doch nicht unterlassen, noch heute bei ihr vorzusprechen.

„Kurz danach trat ich in das bewußte Zimmer; das Haus hatte ich offen gefunden, obgleich die Wärterin schon seit lange von ihr entlassen war. Ich traf meine alte Freundin, unruhig mit einem Krückstock auf und ab wandernd, trotz des heißen Junitages in ihren grauen Soldatenmantel eingeknöpft; dabei hatte sie eine schwarze Tüllhaube auf dem Kopfe, worin eine dunkelrote Rose nickte; die falschen Locken waren auch schon vorgebunden.

„‚Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu besprechen‘, hub sie in ihrer feierlichen Weise an. ‚Man hat mir gesagt, daß eine reiche Kaufherrntochter dieser Stadt einen Grafen heiraten wird. — Ich sehe nicht ein, warum meine Erbin nicht auch eine Grafenkrone tragen sollte?‘

„‚Aber ich dachte‘, wagte ich zu bemerken, ‚die Spitalleute vor dem Nordertore — —‘

„‚Mein Herr Stadtsekretär‘, fiel sie mir ins Wort, ‚wenn Sie gleich mein Mandatar sind —, ich habe volle Gewalt, mein Testament zu ändern.‘

„Ich bestätigte das nach Kräften. Die kleine Greisin schien in großer Aufregung; sie mußte oftmals innehalten beim Sprechen. ‚Es soll hier ja noch so ein hungriger

Graf herumlaufen', begann sie wieder; ,dem könnte auch geholfen werden! Meine Nichte — —'

„,Sie meinen die älteste Tochter des Polizeimeisters!'

„,Freilich, die Tochter des Chefdirektors der hiesigen Polizei. Sie ist eine ganz andere Schönheit als die semmelblonde Grafenbraut von heute; sie erinnerte mich bei dem kurzen Besuche, wo ich das Vergnügen hatte, sie zu sehen, sogar an meine eigene Jugend; die junge Dame scheint eine vorzügliche Bildung genossen zu haben; — ich werde ihr ein fürstliches Vermögen hinterlassen.'

„Ich war sehr erstaunt; aber ich hielt mich vorsichtig zurück und beschloß, der Kugel ihren Lauf zu lassen; die Mechthild sollte schon stillhalten, wenn ihr die Hunderttausende in den Schoß fielen, und der Graf — diese Luftspiegelung würde wohl von selbst verschwinden.

„Während solcher Gedanken ersuchte mich die Alte, auf morgen alles Nötige zur Errichtung eines neuen Testamentes vorzubereiten. ,Denn es hat Eile', setzte sie hinzu. ,Meine Nichte könnte bei ihrer Schönheit sonst gar leicht eine Verbindung unter ihrem jetzigen Stande eingehen. — Schon in nächster Woche werde ich meine Prunkgemächer öffnen: ich werde den Herrn Grafen einladen und ihm meine Erbin vorstellen; mein Neffe, der Herr Chefdirektor, wird es übernehmen, die Honneurs zu machen! — — Aber jetzt, mein Lieber, begleiten Sie mich nach oben; wir wollen doch ein wenig revidieren!'

„Bei diesen Worten hatte sie das große Schlüsselbund unter dem Kopfkissen ihres Bettes hervorgeholt; dann steckte sie ohne weiteres ihre kleine Knochenhand unter meinen Arm, und so krochen wir miteinander die breiten Treppen zu dem oberen Stockwerk hinauf.

„Es war ein großer, nach hinten zu belegener Saal, den wir jetzt betraten, nachdem der Schlüssel sich kreischend und nur mit meiner Hülfe im Schloß herumgedreht hatte; die Wände mit einer verblichenen, gelben Tapete bekleidet, in deren Muster sich kannelierte Säulen zu der mit Rosen verzierten Stuckdecke hinaufstreckten; die Möbeln

alle in den graden Linien der Napoleonszeit, in den Aufsätzen der Spiegel jene Glasmalereien mit auffahrenden Auroras oder einem speerwerfenden Achilleus. Auf den Fensterbänken lagerte dicker Staub und eine Schar von toten Nachtschmetterlingen.

„Die Alte erhob ihren Stock und zeigte nach den beiden Kronleuchtern von geschliffenem Glase und nach den Fenstern auf die verschossenen Seidengardinen, die vorzeiten gewiß im leuchtendsten Rot geprangt hatten; dann ließ sie meinen Arm los und begab sich an eine Untersuchung der mit Schutzdecken versehenen Stuhlpolster.

„Mich hatte indes ein anderer Gegenstand gefesselt. An der Wand den Fenstern gegenüber hingen, je über einem Sofa, zwei lebensgroße, gut gemalte Brustbilder. Das eine zeigte einen schon älteren, etwas korpulenten Mann mit fleischigen Wangen und kleinen, genußsüchtigen Augen. Das andere war das Bild eines bacchantisch schönen Weibes; eine weiße Tunika umschloß die volle Brust, durch das dunkle, kurz verschnittene Haar, von dem nur eine Locke sich über der weißen Stirn kräuselte, zog sich ein kirschrotes Band mit leichter Schleife an der einen Seite; darunter blitzten ein Paar Augen von unersättlicher Lebenslust.

„Fast wie ein Schrecken hatte es mich befallen, als ich dieses Bild erblickte, denn ich kannte es seit lange ganz genau. Es konnte kein Zweifel sein, dies war das Original jenes kleinen Porträts aus der Stube meines Großvaters; es war Zug für Zug dasselbe, nur mit allen Vorzügen eines lebensgroßen und in unmittelbarer Gegenwart gemalten Bildes. Ein bestrickender Sinnenzauber ging von dem jugendlichen Antlitz aus, das hier in wahrhaft funkelnder Schönheit auf mich herabsah. Tausend Gedanken kreuzten sich in meinem Hirn, ich hatte fast vergessen, wo ich mich befand.

„Da rührte der Krückstock der Alten an meinen Arm; sie mußte leise herangeschlichen sein und stand jetzt schmunzelnd neben mir. ‚Es soll den höchsten Grad der Ähnlichkeit besessen haben‘, sagte sie pathetisch, mit ihrer Krücke

nach dem schönen Weiberkopfe deutend, ‚nur wurde derzeit die Meinung ausgesprochen, daß die Frische meiner Farben und der Glanz meiner Augen doch nicht ganz erreicht seien.‘

„‚Es ist Ihr Porträt?‘ fragte ich.

— „‚Wessen sollte es denn sonst sein? — Der berühmte Hamburger Gröger[1] hat mich derzeit als Braut gemalt; mein Gemahl zahlte ihm später sechshundert Dukaten für die beiden Bilder.‘

„Es war freilich eine müßige Frage, die ich getan hatte, aber ich war im Innersten verwirrt; seltsame Gedanken umschwirrten mich: als hätte ich möglicherweise nicht ich selber, als hätte ich der Enkel jener schönen Bacchantin sein können. Die Welt der Erscheinungen fing mir an zu schwanken; die Alte an meiner Seite flößte mir fast Grauen ein.

„Aber ich wollte noch größere Gewißheit haben. ‚Waren Sie je in Antwerpen?‘ fragte ich.

— „‚In Antwerpen!‘ — Sie schien das Unvermittelte meiner Frage nicht zu fühlen; die alten Augen wurden noch greller als zuvor; mit beiden Händen auf der Krücke und vor Erregung mit dem Kopfe zitternd, stand sie vor mir. ‚Ob ich in Antwerpen gewesen bin? — — In der höchsten Blüte meiner Schönheit! — Mein Vater führte eins der größten Kauffahrteischiffe dieser Handelsstadt; er nahm mich mit dahin, sechs Wochen lang verweilten wir dort im Hafen. Ob ich in Antwerpen gewesen bin!‘

„Die Alte begann an ihrem Stabe in dem öden Saale auf und ab zu wandern, immer eifriger dabei erzählend: ‚Es war derzeit ein außerordentliches Leben dort; eine russische Flottille lag auf der Reede, die Offiziere gaben Bälle auf den breiten Orlogschiffen; und gar bald hatten sie denn auch entdeckt, daß am Bord meines Vaters sich eine Schönheit ersten Ranges befinde, wie sie dieselbe unter den niederländischen Juffruwen[2] auch mit der schärfsten Brille nicht hätten entdecken können. Bald war

[1] Der 1766 in Plön als Sohn armer Eltern geborene Gröger erwarb sich in Hamburg als Bildnismaler großen Ruf. — [2] Jungfrauen.

ich zu allen Bällen eingeladen — ich war die Königin des Festes!'

„Sie stieß heftig mit ihrem Stock auf den Fußboden, daß die Glasbehänge der Kronleuchter aneinander klirrten. ‚In einem mit farbigen Wimpeln und Bändern geschmückten Boote wurde ich von meines Vaters Schiff geholt! Unter den russischen Offizieren war ein griechischer Prinz; Konstantin Paläologus[1] hieß er, der letzte Sprosse der alten byzantinischen Kaiserfamilie; — er ließ es sich nicht nehmen, mich selbst auf seinen Armen von Bord zu heben und mich sanft auf den seidenen Polstersitz des Bootes niederzulassen. Nur in französischer Sprache konnten wir uns unterhalten: »Rose du Nord!« sagte er, indem er schmachtend zu mir aufblickte, und breitete mit eigenen Händen einen kostbaren Teppich unter meine Füße. — O, mein Herr Stadtsekretär!' — sie schnarrte das Wort noch schärfer heraus als sonst — ‚wie damals das Meer und meine schwarzen Augen glänzten! Sie lagen alle zu meinen Füßen; alle! Der Prinz, die Offiziere, die Söhne der großen deutschen Handelshäuser, welche damals auf den Kontoren dort ihre Ausbildung erhielten, und von denen die vornehmsten auch zu diesen Bällen eingeladen wurden. — — Ich habe sie alle fortgestoßen, alle! — Und das freut mich noch!'

„Sie focht mit dem Stocke durch die Luft, daß der Soldatenmantel von ihrer Schulter glitt und sie nun in ihrer ganzen dürren Winzigkeit vor mir stand. In dem langen Spiegel drüben, wie in der Ferne, sah ich noch einmal eine solche Gestalt und mich an ihrer Seite stehen; noch einen zweiten Saal mit dem verblichenen Säulenmuster, den steifen Sofas und mit den großen Glaskronen, deren Kristallbehänge vergebens unter dem Staube zu glitzern suchten, womit still, aber emsig die Zeit sie überzogen hatte. Mir war, als befinde ich mich in einer gespenstischen Welt, deren Wirklichkeit seit lange schon versunken sei.

---

[1] Der letzte Paläologus starb 1874.

„Als ich den Mantel aufgehoben und ihn der Alten wieder unter dem Kinn zugeknöpft hatte, sah sie mich lange schweigend an. Die runzeligen Wangen waren gerötet, aber dennoch sah sie erschreckend verfallen aus; und jetzt sagte sie mit einer so milden Stimme, daß ich sie dieser Menschenmumie nicht zugetraut hätte: ‚Wissen Sie, mein Lieber, warum ich Ihnen mein Vertrauen schenkte? Gleich, da ich Sie sah — Ihnen allein von allen Menschen? — — Sie haben eine Ähnlichkeit', fuhr sie fort, als sie keine Antwort von mir erhielt, ‚eine Ähnlichkeit! — — Unter den jungen deutschen Kaufleuten war einer; ich kannte ihn seit lange! — Junger Mann, haben Sie es schon erlebt, daß ein Menschenkind mit sehenden Augen sein bestes Glück mit Füßen von sich stieß? — War er nicht schön? — Ja, er war schön wie ein Johannes! — War er nicht reich? — Freilich, der da hatte mehr!' und sie wies mit dem Stabe auf das Seitenstück ihres Jugendbildes.

„‚Es ist das Bild Ihres seligen Mannes?' fragte ich dazwischen.

„‚Selig?' — Sie lachte grimmig in sich hinein; dann fuhr sie in ihrem Frage- und Antwortspiele fort: ‚Und war er nicht auch gut?' Sie lachte wieder. ‚Ja, ja, er war auch gut; aber da lag es! Ich glaube, ich konnte es nicht leiden, daß er gar so gut war! — — Und er hat mich geliebt, der arme Narr; ich weiß, er ließ sich heimlich eine Kopie von meinem Bilde machen und ging dann in die weite Welt. — — Vorbei, längst vorbei!' murmelte sie leise in sich hinein und begann wieder auf und ab zu wandern.

„Plötzlich blieb sie stehen. ‚Wenn ich wüßte, ob er noch am Leben sei oder seine Kinder oder seine Enkel!' Sie ließ den Krückstock fallen und faltete wie betend ihre Hände; ich sah, wie die ganze Gestalt der kleinen Greisin bebte.

„Ein namenloses Mitleid befiel mich, und schon öffnete ich die Lippen, um ihr zuzurufen: ich bringe dir den Gruß deiner Jugendliebe, ich bin seines Blutes, du sollst nicht sterben in der Verlassenheit deines Hasses!

„Da setzte sie hinzu: ‚Wenn ich es wüßte, ich würde

auch das schöne Lärvchen laufen lassen! Sie, keine anderen sollten meine Erben sein!'

„Das verschloß mir den Mund.

„Sie nannte mir den Familiennamen meines Großvaters.

„,Ich habe ihn nie gehört', sagte ich.

„Die Greisin seufzte. Sie sah sich noch einmal in dem Saale um. ‚Es ist alles vorzüglich wohlerhalten!' sprach sie dann wieder in ihrer alten, hochtrabenden Weise; ‚machen wir das Testament in Ordnung! — Aber, mein Lieber, keine fremden Leute mir ins Haus! Der Mann der alten Brotfrau und ihr Enkelsohn können Zeugen sein; die sind dumm genug dazu!'

„Sie nahm den Krückstock, den ich ihr aufgehoben hatte, und hing sich wieder an meinen Arm; aber sie umklammerte mich jetzt, als fürchte sie zu fallen, und da ich zu ihr hinabblickte, starrte eine wahre Totenmaske mir entgegen: die einstmals schöne Nase stand scharf und hippokratisch zwischen den großen, grellen Augen.

„Ich erschrak und suchte sie nochmals zu bewegen, sich einem Arzte anzuvertrauen: aber sie schüttelte nur den Kopf, obgleich ihre Kinnbacken wie im Fieber aneinander schlugen. ‚Die Ähnlichkeit!' hörte ich sie nochmals vor sich hin murmeln; ‚o, die Ähnlichkeit!'

„Sie war so schwach, daß ich sie die Treppe fast hinuntertragen mußte; dennoch, als wir unten angelangt waren, schleppte sie sich an die Haustür, und ich hörte, wie sie hinter mir die Kette einhakte.

— — „Beim Austritt aus dem Hause sah ich unsere junge Freundin Mechthild die Straße herabkommen. Schon verspürte ich eine Neigung, ihr womöglich zu entweichen — denn ich schämte mich etwas meines Jesuitismus zu ihren Gunsten —, als ich in ihrer heiteren Weise von ihr angerufen wurde.

„‚Nun, Herr Stadtsekretär? Sie kommen aus dem Hause meiner Tante?'

„‚Freilich', erwiderte ich, ‚die, wie Sie sagen, nicht Ihre Tante ist.'

„‚Was hatten Sie dort zu tun? Am Ende sind Sie es, der mir die große Erbschaft wegfischt!‘

„‚Gewiß! Warten Sie nur noch ein paar Tage, da werden sich große Dinge offenbaren.‘

„‚Und Sie glauben wohl, ich werde Ihnen jetzt eine Szene weiblicher Neugierde zum besten geben! Sie irren sich, Herr Stadtsekretär! Aber‘ — und sie zeigte mit ihrem Sonnenschirm nach dem finsteren Hause — ‚wenn Sie dort Gewalt haben, reißen Sie doch einmal alle Fenster auf. Die arme alte Frau — das wird ihr wohltun, wenn diese Frühlingsluft das Haus durchweht!‘

„Sie nickte mir zu und ging die Straße hinab.

„Ich sah ihr lange nach und dachte: ‚Komm du nur selbst hinein! Dir wird auf die Länge auch jenes arme alte Herz nicht widerstehen; du selber bist der rechte Frühlingsschein!‘

* * *

„‚Das Testament! Die Alte sagt, es habe Eile!‘ Mit diesem Gedanken war ich am anderen Morgen schon früh an meinem Schreibtisch, um einen möglichst vollständigen Entwurf desselben auszuarbeiten.

„Während ich damit beschäftigt war, brachte meine Frau mir den Kaffee, den ich mir heute nicht Zeit ließ im Familienzimmer einzunehmen.

„‚Du‘, sagte sie, ‚es soll die Nacht wieder recht unruhig gewesen sein im Hause links.‘

„‚Schön!‘ erwiderte ich. ‚Nächstens soll es darin auch bei Tage unruhig werden!‘

„‚Nein, ohne Scherz! Die Mägde — ihre Kammer liegt ja nach jener Seite hin — sie haben es klirren hören, als wenn ein schwerer Geldsack auf den Boden fiele.‘

„‚Torheit!‘ sagte ich und schrieb, ohne aufzusehen, weiter; ‚die Alte hat gar keinen Geldsack mehr im Hause, nur einen Haufen goldener Spielmarken.‘

„Da klopfte es.

„Auf mein ‚Herein‘ reckte sich ein alter Weiberkopf ins Zimmer. ‚Keine Menschenmöglichkeit, bei der Ma-

dame Jansen reinzukommen!' sagte die Brotfrau, die jetzt völlig zu uns eintrat. ‚Schon Glock sechsen hab' ich mit dem Klopfer aufgeschlagen, daß die Nachbarsleute vor die Tür kamen; es muß absolut was passiert sein, Herr Stadtsekretär!'

„Das machte mich doch von meinem Tische aufspringen, denn das Klopfen hatte ich freilich auch gehört.

„Als wir auf die Straße kamen, war schon ein benachbarter Schlosser mit seinem Werkzeug angelangt. Ich hieß ihn die Haustür öffnen und, als das geschehen war, die innen vorgelegte Kette durchfeilen. Dann traten wir in das untere Zimmer.

„Es sah noch wüster als gewöhnlich aus. Schränke und Kommoden waren von den Wänden abgerückt, das Bettzeug bis auf die unterste Strohmatratze ausgepackt; sogar der große Spiegel, wie beim Auflüpfen verschoben, hing fast quer vor den beiden Fenstern; es mußte hier allerdings recht unruhig zugegangen sein.

„Aber noch mehr des nächtlichen Spukes bestätigte sich: der Fußboden war mit blanken Speziestalern wie besät; in der Mitte desselben lag der alte Soldatenmantel; ein offener, aber noch halbgefüllter Geldsack ragte daraus hervor, augenscheinlich das Füllhorn, dem diese blinkenden Schätze entrollt waren.

„Eine Weile standen wir, ohne eine Hand zu rühren; dann bückte sich der Schlosser und hob den Mantel auf. Ein kleiner, zusammengekrümmter Leichnam lag darunter, die Leiche meiner Nachbarin Madame Sievert Jansen. — Das schöne übermütige Kind, das einst das Knabenherz des Großvaters mit so unvergänglicher Leidenschaft erfüllt hatte, das lebensprühende Frauenbild, dessen Scheingestalt noch jetzt von der Wand des öden Saales herabblickte — was hier zu meinen Füßen lag, es war der Rest davon.

* * *

„Was soll ich weiter erzählen! Eine förmliche Haussuchung, die nach dem Begräbnis der alten Dame abgehalten wurde, ergab, daß überall, im Keller wie auf den Böden, hinter Dachsparren und Paneelen, noch mancher Jahrgang ihrer Zinsenernten versteckt lag; nur der rotseidene Beutel mit den fremden Goldmünzen ist niemals aufgefunden worden.

„Das neue Testament war nicht zustande gekommen; und so ist das bedeutende, wenn auch nicht fürstliche Vermögen, wie vorher bestimmt war, mit drei Vierteln an das Land- und Seespital gefallen. — Ob die blaunasigen alten Burschen jetzt alten Jamaikarum in ihren Flötenvögeln haben, bin ich nicht in die Lage gekommen zu untersuchen; nur weiß ich, daß sie jetzt in doppelten Reihen auf den Bänken sitzen und ihren Vogel nach wie vor recht fleißig aus der Tasche holen.

„Und Mechthild? — Sie hat dennoch ihren Leutnant geehelicht, der jetzt sogar ein Oberstleutnant ist. Da sie bald nach ihrer Verheiratung unsere Stadt verließ, so vermag ich Näheres über sie nicht zu berichten; hoffen wir indes, daß sie auch in ihrem späteren Alter ein wenig höher geblieben ist als das um sie herum. Mitunter ist ja doch dergleichen vorgekommen.

„In dem alten Hause spukt es selbstverständlich, zumal wenn sich die Todesnacht der armen Greisin jährt; dann hört man sie auf Trepp' und Gängen stöhnen, als jammere sie über die vergrabenen Schätze ihrer Jugend.

„Und daß es noch dergleichen in der Welt gibt" — so schloß mein Freund seine Erzählung, indem er sich statt der längst in Rauch aufgegangenen eine neue Zigarre anzündete —, „das und den Dampf einer guten Importierten, beides finde ich unter Umständen außerordentlich tröstlich."

Zur

„Wald- und Wasserfreude“

(Novelle 1878)

Einleitung des Herausgebers.

Die Anregung zu der Novelle „Zur ‚Wald- und Wasserfreude'" erhielt Storm auf einem Ausflug. Er schreibt darüber an Hermine von Preuschen am 26. Mai 1878: „Auf einer Landtour, die ich mit Ernst machte, sah ich ein halberwachsenes, eigentümliches Mädchen, ‚das reine Tingel-Mädchen'! warf ich hin. ‚Ja', meinte Ernst, ‚und sie hat auch die schwermütigen Vagabundenaugen'! Das that's. Aber ob's was wird?" Begonnen war die Arbeit schon, obwohl der Dichter in demselben Briefe meinte: „Ich bin eigentlich müde und möchte immer lieber ruhen als schaffen." Während des Sommeraufenthaltes in Hademarschen schrieb Storm weiter an der schlechten Novelle, wie er sie in einem Briefe an Keller am 29. August 1878 nennt. Aber sie machte dem Dichter viel Mühe; er dachte oft „es ginge nicht mehr" und schlug sich „mit dem Wollen und Nichtkönnen" herum. Zweimal schrieb er sie ins reine und fand sie nach der Beendigung anders geworden, als er sie gewollt habe. Als er im November den Probedruck in der Hand hatte, gefiel ihm der erste Teil noch immer nicht, nur im zweiten glaubte er den Schmetterling doch gefangen zu haben. Dem Zweifel am eigenen Werke gab er mit ähnlichen Worten auch in dem Verse Ausdruck, den er der Novelle bei ihrem Erscheinen im Märzheft der „Deutschen Rundschau" von 1879 voranstellte:

Noch ein Versuch im Schmetterlinge-Fangen,
Allein der Herbst, der Abend macht mich bangen.

Storm dachte daran, wie er am 22. November 1878 an seinen Sohn Karl, am 18. Februar des folgenden Jahres an Keller schrieb, die Novelle, die ihm ebensowenig Ruhm wie „Im Brauerhause" einbringen werde, im Sommer 1879 umzuarbeiten. Aber daraus ist nichts geworden, obwohl er noch am 30. Juni 1880

zu Hermine von Preuschen meinte, „sie taugt nicht viel, trotz einzelner guter Szenen; es ist ein zwiespaltig Ding“.

Als Grund des Mißlingens bezeichnete er selbst zum Teil die Kleinheit des Stoffes. Und in der Tat, sehr bedeutend ist die Handlung und Entwicklung gerade nicht. Storm kehrt in dieser Novelle, in der auch die Klagen des Harfenmädchens aus „Immensee“ wieder anklingen, zu dem Stoffe der Erzählung „Auf der Universität“ zurück, der dann in den achtziger Jahren in „John Riew'“ mit anderer Wendung von neuem aufgenommen wurde. Wiederum ein Menschenkind, das aus der kleinbürgerlichen Umwelt hinausverlangt und an den Kämpfen, in die es diese Sehnsucht führt, zugrunde geht. Aber Kättis Verlangen ist das der Romantiker in die schöne, weite Ferne, nicht das der Lore nach glänzender Gestaltung des äußeren Lebens. Storm gibt ihm aber durch die Liebe zu Wulf Fedders eine ganz bestimmte Richtung und biegt dadurch die Entwicklung um. Statt der Schilderung der Kämpfe des jungen Mädchens um die Verwirklichung des Lebenstraumes erhalten wir eine kleine Eifersuchtsgeschichte. Und der Mann, an dem Kättis Herz hängt, hat so gar nichts an sich, was über die ruhige bürgerliche Welt hinausgeht. Ja, er ist gerade ein ausgesuchter Vertreter dieser tüchtigen, aber ganz und gar unromantischen und durchaus nicht überragenden Schicht gebildeter junger Männer. Keller und Erich Schmidt haben ihn „primanerhaft unbedeutend“ gescholten, aber dieser Tadel wendet sich doch gegen die falsche Person. Man wird dem strebsamen Assessor kaum einen Vorwurf daraus machen, daß er um Kätti Zippels willen die blonde Majorstochter, die sich in ihn verliebt hat, nicht sitzen läßt; denn Liebe hat er für das seltsame Mädchen nie gefühlt, ihr auch nie gezeigt. Daß er sich von der seltsam anziehenden Verführerin beinahe hätte hinreißen lassen, wird man ihm kaum zum Vorwurf machen. Und es will auch nicht recht einleuchten, daß Wulffs Standeshochmut bei seiner endgültigen Ablehnung von entscheidender Bedeutung sein soll. Ferner erhält man nicht den Eindruck, daß der Mann schließlich aus solch äußeren Gründen die wertvollere Frau zurückgestoßen habe. Denn das blonde Majorstöchterlein scheint trotz ihres Dünkels durchaus nicht schlechter zu sein als das heimatlose Kind Herrn Zippels. Daß Kätti gerade in diesem Manne ihr

Schicksal findet, das bleibt das Sonderbare. Auch Heyse hat sich daran gestoßen. Er schrieb seinem Freunde am 19. Mai 1879, indem er einen berechtigten Vorwurf doch wohl wieder übertrieb: „Die Natur lehnt sich dagegen auf, dies prächtige Mädchen so kopfüberherz an den Burschen verloren zu sehen, der ihrer nicht wert ist. Du bevorzugst dies Motiv — ich habe Dir schon früher darüber schreiben müssen — aber es tut weh, weher als im umgekehrten Falle. Den Mann darf der magische Zug zum Weibe dumm machen ... Das Weib aber kommt durch die Liebe erst vollends zu sich, und ihr Instinkt wenigstens darf sich nicht kompromittieren, da er zu ihrem Geschlechtscharakter gehört. Wenn sie weiß, daß sie einen Unwürdigen liebt, gewinnt sie uns wieder, weil sie dann ihr Schicksal mit offenen Augen, aus überfließender Gnade gleichsam, auf sich nimmt.“ Das Irregehen der Gefühle Kättis ist gewiß sehr traurig, aber zu einer erschütternden Wirkung reicht diese Entwicklung nicht. Wenn Storm eine solche erreichen wollte, dann hätte er Kätti tiefere innerliche Bedeutung und mehr Leidenschaft geben oder sie irgendwie über die Grenzen ihres Wesens und der bürgerlichen Sitte hinausführen müssen, wie er es mit Lore Beauregard getan hatte. Darum wird diese Gestalt auch sicher die erschütterndere bleiben und tieferen Eindruck hinterlassen. Auch das Ende ist dort klarer entwickelt, und der selbst gesuchte Tod der gebrochenen Anna in der Novelle „John Riew'“ wirkt trotz aller Bedenken ergreifender. Von Kätti wissen wir nicht, ob sie gestorben oder nur verschollen ist. Keller fand dieses spurlose Verschwinden sehr fein; aber zu leugnen ist doch nicht, daß die eigentliche Entwicklung des seltsamen Mädchens erst nach dem Erlebnis mit dem braven Assessor einsetzen müßte. Mit Recht hat man behauptet, daß die Handlung an der fesselndsten Stelle durch einen Verlegenheitsschluß unterbrochen worden sei.

Aber Storm hat an eine solche Weiterführung nicht im geringsten gedacht und auch eine tiefe, erschütternde Wirkung kaum erstrebt. Ihm kam es mehr auf Erweckung stimmungsvoller Eindrücke an, wie sie etwa das Schicksal Annelenes in der Novelle „Auf dem Staatshof“ ausgelöst hatte. An Heyse schrieb er am 3. November 1878, „es müßte alles aus der Luft herab gesponnen werden“. Ganz gelungen ist auch diese Absicht nicht, und die

dunkle Stimmungsgewalt der Staatshofnovelle wird in dem Ganzen durchaus nicht erreicht. Einzelne wundervolle Schilderungen, stimmungsvolle und entzückend heitere, bleiben im Gedächtnis des Lesers. Andere, wie das Gespräch mit der Hexe, wollen nicht recht eingehen. Ganz ausgezeichnet gelungen sind die Gestalten Herrn Zippels, den Gottfried Keller wohl mit Unrecht als zu lächerlich bezeichnete, und des liebenswürdigen kleinen Geigers; vor allem der letztere hat in seiner rührenden Anhänglichkeit etwas Bezwingendes. Beide Gestalten hat Storm der Wirklichkeit nachgebildet, und die ganze Ortsschilderung gibt getreu das schöne Dorf Schwabstedt und seine Entwicklung vom stillen Dorfe zum städtischen Ausflugsorte wieder.

Im dritten Hause von der Marktecke, wo in dem Schaufenster der Tempel aus weißem Dragant mit Rosengirlanden und fliegenden Amoretten zwischen einer Garnitur von Franz-[1] und Sauerbrödchen prangte, wohnte derzeit Herr Hermann Tobias Zippel. Er hatte vordem in einer anderen Stadt des Landes allerlei Handelsgeschäfte getrieben, war aber, nachdem er sich solcherweise ein kleines Vermögen erworben hatte, seiner unruhigen Natur gemäß von dort verzogen, um einmal anderswo was anderes zu beginnen. In seinem jetzigen Hause hatte er eine Konditorei und eine Bäckerei errichtet, deren notwendige Verbindung dem beschränkten Geiste dieser Stadt bisher noch unentdeckt geblieben war; nach Erbauung des weißen Draganttempels wurde dann auch noch eine Tapetenhandlung angelegt, d. h. was man wirklich so Tapeten nennen konnte; denn vor ihm, wie er händereibend zu versichern pflegte, hatten die Leute sich ihre Stuben nur mit einer Art von buntem Löschpapier verkleistert.

Herr Zippel war ein blasses Männchen mit vollem dunklen Haupthaar, das er, um seinem arbeitenden Gehirne Luft zu schaffen, alle Augenblicke mit seinen fünf gespreizten Fingern in die Höhe zog. Wohl zehnmal in einer Stunde, gleich einem Marionettenmännchen, erschien und verschwand er in dem Rahmen seiner allezeit offenen Haustür; und den an dem gegenüberliegenden Straßenfenster strickenden Damen begann etwas zu fehlen, sobald das gewohnte Spiel einmal versagte.

Das einzige Kind des Hauses war eine Tochter, ein braunes, grätiges Ding mit zwei langen, schwarzen

[1] Kleine runde Brötchen aus Weizenmehl.

Zöpfen und damals kaum dreizehn Jahre alt. In der Taufe hatte sie den Namen „Rosalie“ erhalten, und wenn Herr Zippel, sei es pathetisch oder auch nur zornig war, dann wurde sie auch so von ihm gerufen, für gewöhnlich aber nannte man sie, aus Gott weiß welchem Grunde, „Kätti“. Herr Zippel schickte seine Tochter in die beste Mädchenschule, aber sie war eine berufen schlechte Schülerin. Nur in der Geographiestunde pflegte sie mitunter aufzumerken; der Lehrer war einst in vielen Ländern herumgekommen, und seine Vorträge gewannen zuweilen den Ton der Sehnsucht in die weit, weite Welt; dann starrten ihn die schwarzen Augensterne an, und die mageren Arme des Kindes reckten sich über den Schultisch immer weiter ihm entgegen. Auch in den Klavierstunden, die ihr der Vater geben ließ, blieb sie nicht dahinter; ja sie zeigte bisweilen eine Auffassung, die über ihre Jahre hinauszugehen schien, und es konnte dann wohl geschehen, daß sie mitten im Stücke aufsprang und davonlief, als ob was Fremdes über sie hereingebrochen sei.

Aber der schwere Klavierkasten, der so fest gegen die Wand geschoben stand, war nicht das Instrument, das ihre eigenste Natur verlangte. Ein solches, das sie bis jetzt nur in den Händen durchziehender Künstlerinnen gesehen hatte, sollte ihr erst jetzt zuteil werden.

Auf dem Boden des langgestreckten Hauses befand sich nach dem Hofe zu eine Giebelstube, in welche unlängst bei Beginn des Sommersemesters ein schon älterer Primaner eingezogen war. Aus irgendeinem Winkel hatte Kätti von rotbemützten jungen Herren neben vielen Büchern auch eine Gitarre hineintragen und mit verlangenden Augen hinter der sich schließenden Stubentür verschwinden sehen. Aber eines Nachmittages, da sie ihren Hausgenossen sicher in seiner Gelehrtenschule wußte, und während sie selber freilich in ihrer Mädchenschule sitzen sollte, huschte sie leise über den Boden und blickte durch die geöffnete Tür in die leere Stube. Als sie die Gitarre gegenüber an der Wand hängen sah, schlüpfte sie hinein und zog hinter sich die Tür ins Schloß.

Ebenso ging es am folgenden Nachmittage und noch ein paar Tage weiter; endlich kam Klage aus der Mädchenschule: Kätti hatte die letzte Woche jeden Nachmittag gefehlt. Es war kein Zweifel, sie mußte sich bis dahin zierlich durchgelogen haben; nun aber brach das Wetter über sie herein. Herr Zippel erinnerte sich plötzlich ihres Taufnamens; mit gesträubtem Haupthaar lief er im Hause umher; den Brief der Lehrerin hielt er in der einen Hand und schlug ihn mit der anderen. „Rosalie!“ rief er, „Rosalie! Wo hat das Unglückskind sich wieder hinverflogen!“

Endlich, irgendwoher, erschien sie vor ihm; halb lauernd, halb ängstlich sah sie ihren Vater an. „Weißt du, daß du mein einziges Kind bist“, sprach Herr Zippel nachdrücklich, „und daß deine Mutter in der Erde ruht?“

Kätti ließ das Köpfchen hängen, daß ihr die langen Flechten über die Brust herabfielen.

„Kannst du lesen?“ fragte Herr Zippel wieder.

Sie antwortete nicht.

„Da!“ sagte er und gab ihr den Brief der Lehrerin. „Versuch' es; aber es ist geschriebene Schrift! Wie kann man geschriebene Schrift lesen, wenn man nicht zur Schule geht!“

„Ich kann wohl lesen!“ sagte sie trotzig und erschrak doch, als sie einen Blick hineingetan hatte. Aber sie kannte ihren Vater, sie mußte ihn ruhig austoben lassen.

Er hatte den Brief ihr aus der Hand gerissen und vollzog an diesem aufs neue seine symbolische Züchtigung; dabei sagte er seiner Tochter, sie würde seinen sauer erworbenen Ruf zugrunde richten, sein schwarzes Haar würde vor Weihnachten noch weißer als der Schnee sein, und sie selber würde am Ende ihres Lebens an einem sehr hohen Galgen hängen.

Das war denn doch zu viel; Kätti brach in bittere Tränen aus.

„Aber, Unglückskind, was hast du denn getrieben?“ Herr Zippel hatte ihre Hände ergriffen und blickte zweifelnd und ratlos auf sie hin.

„Ich habe nicht gefaulenzt“, sagte Kätti.

„Nicht gefaulenzt! Aber was denn sonst?"

„Ich hab' nur was anderes getan, als was sie in der Schule tun!" Und dabei zeigte sie ihrem Vater die Fingerspitzen ihrer beiden Händchen.

Herr Zippel besichtigte eine nach der anderen mit wachsendem Erstaunen. „Aber, zum Erbarmen! die sind ja alle wund, die einen noch schlimmer als die andern!"

„Ja", sagte Kätti, „das ist auch nicht so leicht!"

„Aber um des Himmels willen, wo hast du denn gesteckt?"

Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: „Ist der Primaner zu Hause?"

„Der Primaner? Nein, der ist eben fortgegangen. Aber was soll denn der Primaner?"

„Komm!" sagte sie. Und schon hatte sie ihres Vaters Hand ergriffen und zog ihn mit sich fort: die Treppe hinauf, über den Boden, dann in das Giebelstübchen.

Rasch langte sie die Gitarre von der Wand, setzte ihr eines Füßchen auf ein dickes Lexikon, das auf dem Fußboden lag, und ein paar voll gegriffene Akkorde erklangen unter ihren Fingern.

Herr Zippel stand mit untergeschlagenen Armen und weit aufgerissenen Augen gegen die Wand gelehnt. Er hatte eine Lieblingskanzonetta. „Kätti", sagte er mit vor Erwartung bebender Stimme: „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus!"

Kätti hatte es tausendfach von ihrem Vater singen, pfeifen und brummen gehört; es war auch das erste gewesen, wozu sie sich die Begleitung auf dem Instrument zusammengelesen hatte. Und nun, während die kleinen Finger aufs neue das Griffbrett faßten, hub sie an und sang mit ihrer etwas schrillen Kinderstimme: „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus, ade!"

„Ade!" sang Herr Zippel schüchtern und wie fragend mit.

„Und wenn es denn soll geschieden sein —"

Herr Zippel hatte sich hoch aufgerichtet; seine Augen begannen zu leuchten, bald schlug er die Hände über dem

Rücken ineinander, bald fuhr er damit durch seine aufgeregten Haare; dann aber, als der Refrain wiederkehrte, setzte er mutig mit seiner scharfen Tenorstimme ein, und bald sangen Vater und Tochter miteinander, daß es durch Haus und Boden schallte:

Ade, ade, ade!
Ja, Scheiden und Meiden tut weh!

„Rosalie! Mein Kind, mein Genie!" Herr Zippel schloß das winzige Geschöpfchen in seine Arme und betaute es mit seinen Tränen. „Ja, ja, die alte Schulmamsell mit ihrem Strickstrumpf, mit ihrer trockenen, gelben Jungfernnase, was weiß auch die —"

Als er infolge eines Geräusches umblickte, stand die dicke Magd mit ihrem Kochlöffel in der offenen Stubentür. „Herr Zippel, vorm Laden ist ein Junge, der will für 'n Schilling Butterkringel!"

„Der Junge soll zum Teufel gehen!"

„Aber Herr Zippel!"

„So ruf' den Burschen!"

„Herr Zippel, ich weiß nicht, wo der Bursche ist."

„Nun, so gib ihm selbst die Kringel!"

„Aber ich bin nicht für den Laden, Herr Zippel!"

Er stieß die dicke Magd zur Seite und rannte scheltend über den Boden in das Unterhaus hinab. Die Magd sah ihm ruhig nach und watschelte dann langsam hinterdrein.

Kätti war allein. Sie setzte sich ans Fenster, hauchte auf ihre Fingerchen, stützte dann ihr Köpfchen an den Hals der Gitarre und blickte nachdenklich in das Gezweige des großen, im Hofe stehenden Walnußbaumes, wo ihr grauer Kater „Nickebold" sich mit der Sperlingsjagd beschäftigte. Was half das alles! Das häusliche Ungewitter war zwar vorübergezogen; aber in die dumme Schule mußte sie ja nun doch wieder jeden Nachmittag; und außer den Schulstunden — wann war sie da vor dem Überfalle des Primaners sicher? — Plötzlich trat ein entschlossener Zug um ihren hübschen Mund; aber da sie eben wie zur Ermutigung einen nach dem anderen ihrer

eingelernten Akkorde griff, schallten junge Männerstimmen von unten und jetzt schon aus dem Treppenhaus hinauf.

Im Nu hing die Gitarre an der Wand, und Kätti war wie fortgeblasen.

* * *

Ein paar Stunden später saß der hübsche Primaner — Wulf Fedders hieß er — in voller Arbeitstätigkeit an seinem Tische. Vor sich hatte er die Tür nach dem weiten Boden offen stehen; vermutlich nur weil der geschlossene Stubenraum ihm seinen Geist beengte; denn er blickte nicht hinaus, sondern war emsig bemüht, für seinen deutschen Aufsatz eine Kette von Satzfolgen zu Papier zu bringen, welche er eben auf einem Spaziergange in Gedanken sich zurechtgelegt hatte. Anmutig schwebte ihm bei seiner Arbeit das sonst so griesgrämige Gesicht des alten Rektors vor; er hatte ihm heute bei seiner Verdeutschung des Thukydides so wohlgefällig zugenickt; Wulf Fedders sah schon deutlich dasselbe Nicken bei Rückgabe dieses Aufsatzes. Und die Feder des jungen Primaners arbeitete behaglich weiter.

Als er aufblickte, stand Kätti ihm gegenüber; es war ihr eigen, plötzlich da zu sein, ohne daß man sie hatte kommen hören.

„Du!“ rief er. „Bist du schon lange da?“

Sie nickte.

„Was willst du, Kind?“ sagte er und betrachtete das braune Köpfchen, das er bisher nur ein paarmal flüchtig hatte vorüberhuschen sehen.

Kätti zeigte auf das vor ihm liegende Papier und sagte: „Haben Sie noch mehr darauf zu schreiben?“

Er schüttelte sein blondes Haar aus der Stirn und lachte. „Noch ein paar Sätze; dann ist's vorläufig genug.“

„Darf ich solang hierbleiben?“

„Weshalb nicht? Setz' dich!“ sagte er, indem er schon wieder weiter schrieb.

Sie setzte sich auf den Stuhl am Fenster; aber ihre Augen ruhten unablässig auf dem Antlitze des Schreibenden, als wolle sie erwägen, was hinter den gesenkten Lidern sich verbergen möge. Als er dann die Feder wegwarf, schrak sie fast zusammen. „Fertig!" rief er. „Nun, Kätti? — Du heißt doch Kätti?"

„Ja, Kätti."

„Nun, so komm her und sprich, was du auf dem Herzen hast!"

Sie war zögernd wieder vor den Tisch getreten. „Wollen Sie auch nicht böse werden?"

„Das werd' ich nicht so leicht; aber ich kann's dir doch im voraus nicht versprechen."

Sie besann sich eine Weile. „Dann mögen Sie auch böse werden", sagte sie und zeigte nach der Wand; „ich habe alle Nachmittag auf Ihrer Gitarre da gespielt."

„Und weshalb erzählst du mir das jetzt? Nur weil es die Wahrheit ist?"

Sie schüttelte heftig mit dem Kopfe.

„Nein? Aber weshalb denn?"

„Ich möcht' es lernen", sagte sie leise; „aber es ist hier keiner, der darin Stunden gibt."

„Ja so! — Nun, Fräulein Kätti, was ich davon verstehe, ist zu Diensten!"

Freudenrot und zitternd folgte das Kind mit seinen dunklen Augen, wie er jetzt die Bücher fortschob und die Gitarre von der Wand herunterlangte.

* * *

Und somit wurde das erste Ringlein fertig als Glied zu einer feinen, unsichtbaren Kette.

Wie von selbst waren die Stunden herausgefunden, in denen der kleine musikalische Verkehr sich ungestört entfalten konnte; Kätti säumte nicht zu kommen, und auch Wulf Fedders blickte mitunter über seine Bücher nach der halb offenen Stubentür, ob denn das braune Köpfchen noch nicht durch die Spalte gucke. Wenn sie dann eintrat,

hatte er oftmals Mühe, seine bewundernden Augen abzuwenden, damit — so warnte er sich selber — das Kind nicht eitel werde. Er hatte freilich nicht gesehen, wie sie kurz zuvor an ihrem aufgezogenen Schubfache kniete, um ein bestes Krägelchen oder ein anderes Putzstück daraus hervorzukramen; hatte er doch nicht einmal bemerkt, daß erst seit ein paar Tagen eine rote Seidenschleife gleich einem angeflogenen Schmetterling auf ihrem schwarzen Haare saß.

Übrigens waren Kättis musikalische Fortschritte unverkennbar; was der junge Lehrer an Griffen und Fingersatz ihr beizubringen wußte, war alles rasch erlernt worden. Dagegen kam eines Tages wieder Klage aus der Mädchenschule; als Wulf Fedders nach der Klasse in das Haus trat, zog Herr Zippel ihn in die Stube und rief ihn gegen das ungelehrige Kind zu Hülfe. Und der blonde Primaner, unter dessen Scheitel sich neben anderem auch ein Quintchen Altklugheit versteckte, redete zu Herrn Zippels Entzücken in das arme Ding hinein, daß sie schier verblasen[1] dastand und in den nächsten Tagen brennend fleißig war.

Ganz anders freilich geschah es, wenn sie oben in der Giebelstube saßen, wo die grünen Zweige des Nußbaumes in das offene Fenster nickten und wo von solchen heiklen Dingen nie die Rede war. Zwar hatte bei Wulf Fedders die Gitarre keine weitere Bedeutung als das Vögelsingen, wenn es Frühling ist; dennoch hörte es sich anmutig, wenn er mit seinem weichen Bariton aus seinem Liederschatz zum besten gab.

Ein Vöglein singt so süße
Vor mir von Ort zu Ort!

Wenn er das anhub, saß Kätti gewiß auf ein paar übereinandergepackten Büchern zu seinen Füßen, und wenn er geendet hatte, sprach sie ebenso gewiß: „Noch einmal, bitte!" Und dann sang er es noch einmal. Der Worte dieses Liedes wurde sie sich kaum bewußt, es war ihr nur

[1] Ermattet; wie einer, dem die Luft ausgegangen ist.

die Melodie zu der sich dunkel regenden Empfindung, mit der sie in das hübsche Jünglingsantlitz blickte.

Eine unschuldige Heimlichkeit begleitete dies Beisammensein. Kätti schwieg gegen jedermann, aus unbestimmter Furcht, es könne ihr geraubt werden; den jungen Primaner aber hielt eine sehr bewußte Scheu zurück, seinen Verkehr mit dem eigenartigen Backfischchen der Kritik seiner Kommilitonen auszusetzen. Und da Kätti für jeden Ton das feinste Ohr hatte, so entging es ihr nie, wenn unten durch die Haustür ein Gymnasiastenschritt hereinstürmte. Bevor er noch die unterste Treppenstufe erreicht hatte, war sie jedesmal verschwunden und huschte später aus irgendeinem Bodenwinkel in das Unterhaus hinab.

Und dennoch einmal! Wulf Fedders hatte eben ihr Lieblingslied gesungen, und Kätti saß vor ihm auf ihren dicken Büchern, die dunkeln Augen wie im Traum auf ihn gerichtet, die eine ihrer schwarzen Flechten um die Hand geschlungen.

Die Blumen in dem Walde,
Die Blumen auf der Halde,
Die blühn im Dunkeln fort.

Er hatte kaum geendet, da trat, ohne daß einer von beiden es bemerkte, der „forscheste“ aller künftigen Studenten in das Zimmer und warf mit einem derben „'n Morgen!“ — es war nicht einmal Morgen — seine rote Mütze neben ihnen auf den Tisch.

Im Nu war Kätti aufgesprungen und flog an ihm vorüber.

„Was war denn das für eine schwarze Katze?“ rief der Forsche.

„Es ist die Wirtstochter“, entgegnete Wulf nicht ohne sichtbare Verlegenheit.

Der andere klopfte ihm vertraulich auf die Schulter. „Ja so! — Du scheinst mit ihr zu schwärmen, alter Freund!“

„Sie ist ein Kind; sie hatte mir den Tee gebracht.“

Kätti stand noch hinter der halboffenen Stubentür und machte mit ihren kleinen Händen ein paar Krallen gegen den groben Eindringling, bevor sie ganz verschwand. Mit ihrem Freunde war sie wohl zufrieden. „Wirtstochter!“ Nur „die Wirtstochter!“, das Wort war ihr eben recht; auch er hatte nichts verraten wollen.

— — Aber das letzte Semester des Schülerlebens ging zu Ende. Als Wulf Fedders, um von seinem Wirte Abschied zu nehmen, in dessen Wohnzimmer trat, kam ihm dieser mit einer Tapetenrolle in der Hand entgegen. „Leben Sie wohl, Herr Fedders“, rief er; „es ist ganz recht, daß Sie dem Nest den Rücken kehren! Sehen Sie da!“ und er entrollte eine wirklich prächtige Tapete. „Zehn Mark Kurant per Stück, ich hab’ sie selbst für feste Rechnung; aber glauben Sie, daß diese knickerige Gesellschaft auch nur zu einem Ofenschirm davon gekauft hat? Wenn Sie wieder diese werte Stadt besuchen sollten, nach Hermann Tobias Zippel brauchen Sie nicht mehr zu fragen.“

Kätti wurde vergebens gerufen; erst als das Fortrollen des Wagens durch das Haus dröhnte, schlüpfte sie oben aus einem dunkeln Seitenraume des Bodens.

In der Giebelstube war alles ausgeräumt; nur die Gitarre hing noch an der Wand. „Für Kätti“ stand auf dem Zettel, der durch die Saiten geschlungen war. Jetzt wurde leis die Tür geöffnet, und auf den Zehen, als fürchte es auch jetzt noch überrascht zu werden, schlich das Kind herein. Als sie die Worte auf dem Papierstreifen gelesen hatte, drückte sie ihre Lippen darauf und brach in lautes Schluchzen aus.

* * *

Zum Amtsbezirke der Stadt gehörig, aber reichlich eine Meile südwärts, lag ein großes Dorf; im Rücken Buchen- und Tannenwälder, vor sich das breite, silberne Band eines Flusses, der ein weites Wiesental durchströmte. Auf einem Vorsprunge oberhalb des Wassers stand der Kirchspielskrug mit seinem alten, wetterbraunen

Strohdache, den seit Menschengedenken stets der Sohn von dem noch immer rüstigen Vater überkommen hatte. Land- und Gastwirtschaft gingen Hand in Hand: die Gäste fanden neben bäuerlicher Behaglichkeit billige Preise, frische Butter zum selbstgebackenen Brode und goldgelben Rahm zum wohlgekochten und geklärten Kaffee.

Unterhalb des Gartens, der sich schräg abfallend bis fast an das Flußufer hinabzog, war das Abnahmehaus[1], wo noch vor kurzem der Vater des letzten bäuerlichen Wirtes wohnte. Zwar hatte auch er, gleich seinen Vorvätern, den Staven[2] mit allen Gerechtigkeiten seinem Sohne abgetreten; aber an Sonn- und Festtagen, wenn die Gäste zu Wasser und zu Lande aus den benachbarten Städten heranzogen, stieg er in seinem besten Staate nach seiner alten Wirtschaft hinauf, um vorne in der kleinen Gaststube den Ausschank zu verwalten und dabei seine Geschichten von Anno damals an den Mann zu bringen. Und selbst die Stammgäste hörten es gern noch einmal, wie er im Walde drüben den großen Wildeber von seines Vaters gelben Sauen abgejagt oder wie er drunten am Flusse den Ottern aufgelauert hatte, die in mondhellen Nächten an dem Dorf vorbeigeschwommen waren.

Aber die bäuerlichen Besitzer hatten Haus und Garten verkauft und sich weit vom Dorfe auf ihr Land hinausgebaut; und mit ihnen verschwanden neben den alten Geschichten auch die billigen Preise, der goldgelbe Rahm und die frisch gekarnte[3] Butter.

— — Der neue Wirt war Herr Zippel. Es schien unglaublich, was er alles leistete, noch mehr, was er alles leisten wollte. Sein jetzt schon ziemlich angegrautes Haar befand sich stets im Zustande höchster Aufgeregtheit; er wollte zeigen, was aus diesem Erdenfleck zu machen sei, den seine dummen Vorgänger so lange als totes Kapital von Hand zu Hand gegeben hatten; nicht einmal einen Namen hatten sie für ihr „Etablissement" ersinnen können. Es sollte gründlich anders werden!

[1] Altenteil. — [2] Bauernstelle mit den dazugehörigen Ländereien. — [3] Karnen = aus Milch Butter machen.

Und schon war der hinter der Gaststube liegende Tanzsaal durchbrochen worden und daran nach der Flußseite eine große Veranda in den Garten hinausgebaut. Eben wurde von den Zimmerleuten eine schwere Bekrönung darauf befestigt, welche auf blauem Grunde in goldenen Buchstaben eine fußhohe Inschrift in die Welt hinausstrahlte.

Herr Zippel selber stand betrachtend der Veranda gegenüber neben einem alten Bauer aus der Nachbarschaft. Der Alte rauchte behaglich seine kurze Pfeife; Herr Zippel hatte die vor fünf Minuten angezündete Zigarre schon bis zur Unkenntlichkeit zerbissen, seine Augen leuchteten, seine Finger spielten unruhig in der Luft; als nun aber endlich da droben der letzte Hammerschlag verhallt war, las er halblaut mit vor Erregung bebender Stimme: „Hermann Tobias Zippels Wald- und Wasserfreude!“ Dann nickte er bestätigend mit dem Kopfe, ergriff den Arm seines Nachbaren und zeigte nach dem Fluß hinab, wo an zwei neuen, weiß und grün gestrichenen Böten dieselbe Inschrift auf dem Wasser schaukelte.

„Ja, ja, Nawer“, sagte der Bauer in seinem Platt, „dat kost't wat!“ dann nickte er auch und rauchte ruhig weiter.

Herr Zippel sah ihn fast entsetzt an. „Kost't was, meint Ihr? — Bringt was ein, lieber Freund! Bringt was ein!“ Und liebreich, aber mit begeisterter Überlegenheit klopfte er dem Alten auf die Schulter.

„Ihr versteht das nicht“, fuhr er fort, da jener statt der Antwort nur ein paarmal hustete; „wird auch kein Mensch von Euch verlangen!“

Damit führte er den ruhig Fortrauchenden durch die offene Veranda in den Tanzsaal und blieb derselben gegenüber vor einem Pianino stehen, dessen Deckel er mit gewandter Hand zurückklappte.

„Hm!“ sagte der Alte, nachdem er sich die Sache eine Zeitlang angesehen hatte.

„Nun?“ frug Herr Zippel.

Und endlich kam die ersehnte Gegenfrage, ob denn die Tochter, „dat lütt Deern“, auf diesem Ding da spiele.

Jetzt aber war Herr Zippel in seinem Fahrwasser: das Kind, das Genie, das sie in ihren roten, fünf Zoll langen Schühchen schon gewesen! Sein unerschöpfliches Thema war angebrochen.

Der alte Nachbar betrachtete unterdessen eine seitwärts angebrachte Einrichtung; es war eine Estrade mit einem kleinen Sitz und einem beweglichen Notenpult davor, alles hübsch in Holzmanier gestrichen und lackiert. Diese Einrichtung war für ein zweites Genie, das der neue Wirt schon innerhalb der ersten acht Tage hier im Dorfe selbst entdeckt hatte. Es steckte in einem kleinen, hinkenden Schneider, welcher die Violine spielte und von dem einmal ein Musikfreund gesagt hatte, es sei schade, daß er nichts gelernt habe. In der Tat aber hatte er sich zu einer Art natürlicher Fertigkeit hinaufgearbeitet, ja mitunter brach durch seine ungeschulten Töne etwas, das aus der Tiefe der Menschenbrust zu kommen schien und selbst den kundigen Hörer stutzen machte. Er hieß Peter Jensen; die Bauern aber, vielleicht in unbewußter Anerkennung, nannten ihn „Sträkelstrakel". — Das dürre Männchen saß jetzt fast alle Feierabend auf dem Bänkchen der Estrade und blickte auf ein dunkelfarbiges Mädchen, das schräg ihm gegenüber am Klaviere saß. Und nicht nur Tänze und Liedermelodien, selbst eine Mozartsche Sonate hatte die junge Virtuosin mit ihm einstudiert. Herr Zippel unterstützte das nach Kräften, denn es gehörte mit zu seiner „Wald- und Wasserfreude"; während draußen in der Veranda die Gäste seinen Wein tranken und seine „Soupers" und „Dejeuners" verzehrten, sollte vom Saale aus die Kunst ihre höhere Natur ergötzen.

„Seht Ihr, Nachbar", schloß er seine beredte Auseinandersetzung; „das ist es, was in der Bauernwirtschaft hier gefehlt hat!"

Der Alte nickte ein paarmal, während er wie prüfend mit seiner rauhen Hand das Notenpult betastete. „Süh, süh!" sagte er endlich, ohne aufzublicken, „ward uns' Sträkelstrakel noch up sin olen Dagen en Staatsmus'kant!"

Aber Herr Zippel wurde von einem Arbeiter in den

Garten gerufen, und der Alte wanderte langsam hinterher, um zu sehen, was es denn dorten wieder Neues gäbe.

Statt ihrer traten aus der Tür der Gaststube zwei andere Gestalten in den dämmerigen Raum des Saales. Kätti, sie war die eine, obgleich jetzt volle siebzehn Jahre alt, glich fast noch einem halberwachsenen Kinde; nur ihre Wangen waren jetzt sanft gerundet, und das bleiche Braun derselben war von einem roten Hauch durchbrochen. Ihr schwarzes Haar aber trug sie noch immer in zwei langen Zöpfen; sie war eigensinnig, sie wollte es nicht anders, und auch die rote Schleife an der linken Seite durfte niemals fehlen.

Mit ihr, Geige und Bogen in der Hand, war der kleine Musikant hereingetreten. Er pflegte sonst nicht so früh am Nachmittage, sondern erst zu dem stets für ihn bereiten Abendbrot sich einzustellen; aber heute galt es, die Mozartsonate zu dem Einweihungsfeste der Veranda einzuüben. Nun hatte er auf den Ruf seiner jungen Meisterin mitten im Tagewerke Nadel und Bügeleisen fortgeworfen.

Es war etwas Stilles in der Erscheinung des Mädchens, wie sie jetzt ans Klavier schritt und die Noten auflegte, während der kleine Mann schweigend seinen Platz erkletterte und, den Bogen im Anstrich, erwartend nach ihr hinblickte.

Plötzlich, „Allegro, Sträkelstrakel!“ rief eine junge Stimme, und dahin brausten die Töne der ungeschulten, aber tapferen Musikanten. Mitunter freilich, wenn es gar zu sorglos überhin ging, gebot dieselbe auch wohl „Halt“, und wieder „Halt“; und der Geigenbogen stockte endlich, nachdem er noch eine Weile feurig in die Figuren der nächsten Takte hinausgeschossen war.

Der kleine Geiger hörte sich nicht gern bei seinem Übernamen nennen; wenn aber bei solcher Gelegenheit Kätti ihren Finger hob und mit einer eigentümlich lieblichen Betonung sagte: „Sträkel — Strakel“, dann krümmte er sich vor Wohlbehagen auf seinem lackierten

Holzbänkchen, und unermüdlich wurden hierauf die hapernden Takte wiederholt, bis das dunkle Köpfchen nickte und es wiederum mit losen Zügeln weiter ging.

Als sie mit der Sonate fertig waren, hob Kätti sich auf den Fußspitzen und langte über dem Klaviere ihre Gitarre von der Wand. „Nun zur Belohnung!" sagte sie, lächelnd auf ihren Spielgenossen blickend, und dieser, als ob er nun das Höchste leisten müsse, drehte emsig an den Stimmwirbeln, klimperte und strich und drückte fast das Ohr an seine Geige.

„Sträkel — Strakel!" rief wiederum die junge Stimme; da kletterte er eilig von seinem Thron herab, und bald wanderten die beiden nebeneinander im Saale auf und ab; sie leicht dahinschreitend und mit ihrer lichten Sopranstimme singend, daß es von den leeren Wänden schallte; er mit seinem lahmen Fuße stets nach einer Seite wippend und zu ihrer Gitarre begeistert seine Geige streichend. Was hatten sie nicht alles schon gesungen, den „Jäger aus Kurpfalz" nicht weniger als „So viel Stern' am Himmel stehen". Plötzlich mitten in einem Schelmliedchen brach sie ab; „Sträkelstrakel!" rief sie, indem sie stehenblieb.

Er war in seinem Perpendikelgange schon um ein paar Schritte weiter; als er Posto gefaßt hatte, wandte er sich um, und das schlichte, staubfarbene Haar von seiner mageren Nase streichend, erwartete er ehrerbietig das Orakel aus ihrem jungen Munde.

„Peter Jensen!" sagte Kätti feierlich und nannte ihn bei seinem vollen Taufnamen; „was kann Er geigen!"

„O, aber Mamsellchen!"

„Und ist Er auch noch niemals draußen in der Welt gewesen?"

„Draußen in der Welt? — Was sollt' ich da, Mamsellchen?"

„Ja", sagte sie träumerisch und heftete die Augen auf das arme Körperchen des Musikanten, als wolle sie selbst das Wunder nun vollbringen; „wenn Er doch jung und hübsch wär', Sträkelstrakel!"

Er nickte nachdenklich, als ob ihm das schon wohl gefallen mochte. „Was dann, Mamsellchen?“ frug er schüchtern.

„Dann — aber das versteht Er nicht, dann wollten wir beide miteinander in die Welt hinaus!“

Er sagte nichts; er kniff die dünnen Lippen zusammen und sah sie halb anbetend und halb traurig an.

„Nun?“ frug sie endlich.

Der arme kleine Musikant hatte sie wirklich nicht verstanden, er fand es hier im Dorfe jetzt so schön wie niemals noch zuvor bei seinen jetzt bald vierzig Jahren. „Warum denn in die weite Welt, Mamsellchen?“

„Warum?“ — Aber sie blieb selbst die Antwort schuldig; der Anfang eines Liedes tauchte plötzlich in ihr auf, dessen Worte sie kaum jemals recht gefaßt hatte. Wie tastend griff sie einen Akkord und hob mit halber Stimme an:

Ein Vöglein singt so süße
Vor mir von Ort zu Ort;
O meine müden Füße!
Das Vöglein singt so süße;
Ich wandre immer fort.

Sträkelstrakel hatte sich selig lauschend gegen die Wand gelehnt, Geige und Bogen müßig in der herabhängenden Hand. „Geht es nicht weiter?“ frug er leise, als Kätti nach dieser ersten Strophe schwieg.

„O doch! Aber ich weiß nur noch das Ende!“ Dann griff sie wieder in die Saiten und sang aufs neue:

Wo ist nun hin das Singen?
Schon sank das Abendrot —
Die Nacht hat es verstecket,
Hat alles zugedecket;
Wem klag' ich meine Not?

Kein Sternlein blinkt im Walde,
Weiß weder Weg noch Ort;
Die Blumen an der Halde,
Die Blumen in dem Walde,
Die blühn im dunkeln fort.

Von der offenen Veranda her erscholl ein lautes Händeklatschen: „Bravo, bravissimo!" — Herr Zippel war während der letzten Strophe ein ungesehener Zuhörer gewesen und jetzt im besten Ansatz, seiner Begeisterung Luft zu machen. Aber Kätti hatte wohl diesmal keine Neigung gehabt, den Reden ihres Vaters standzuhalten; als er in den Saal trat, fand er nur noch den kleinen Musikanten, der sich mit seinem blaukarierten Taschentuch die Augen wischte.

* * *

Das Einweihungsfest und noch verschiedene andere Feste, Wald- und Wasserfahrten, waren unter lebhafter Beteiligung vorübergegangen; als dann der Winter seine dunkle Eisdecke über den Fluß breitete, standen Herrn Zippels fröhlich bewimpelte Zelte auf derselben, und aus der an der Flußmündung belegenen Nachbarstadt flogen Schlitten und Schlittschuhläufer ab und zu. Der hagere, milzsüchtige Pastor, der die neue Wirtschaft nie anders als „Zipperleins Wald- und Wasserleiden" nannte, hatte in seiner Sonntagspredigt schon die deutlichsten Anspielungen auf Sodom und Gomorra fallen lassen.

Dann aber kam die trübe Zeit, wo alles in Tau- und Schlackerwetter untergeht, und dann der Frühling und der neue Sommer. Die goldene Inschrift über der Veranda hatte nun schon fast eines vollen Jahres Glut und Winterungemach bestehen müssen, sie leuchtete nicht mehr so lustig wie im vorigen Sommer, und vielleicht mochte es damit zusammenhängen, daß jetzt selbst an Sonntagen die Zahl der Gäste nur eine dürftige war, ja daß man allerlei unbillige und bedenkliche Vergleiche zwischen dem neuen und dem alten bäuerlichen Wirte anzustellen begann. So viel war gewiß, Kätti hatte eine Menge Zeit und wußte nicht recht, wohin damit. Sie musizierte wohl noch an einzelnen Abenden mit Sträkelstrakel in dem leeren Saale, sie sang und spielte auch wohl einmal, wenn Gäste unter der Veranda saßen; aber sie

tat das eine mehr, um die schüchtern fragenden Augen des kleinen Musikanten zu befriedigen, das andere nach dem Willen ihres Vaters, dem sie nicht entgehen konnte. Mit den Töchtern der Bauern wußte sie nichts zu reden und diese nichts mit ihr; nur der junge Unterlehrer, ein gutmütiger Mensch mit Plattfüßen und gelbblonden Haaren, saß oft stundenlang neben ihr am Klavier und blickte, gleich Sträkelstrakel, in stummer Anbetung zu ihr auf. Aber was kümmerten sie eigentlich diese beiden Menschen!

Manchmal nahm sie das kleinste der beiden weiß und grün gestrichenen Böte und ruderte den Fluß hinauf, bis wo am Ufer entlang sich große Binsenfelder streckten. Durch einige führte eine Wasserstraße wieder auf die Flußbreite hinaus; in anderen gelangte sie nach einer schmalen Öffnung, durch welche das Boot nur mit eingezogenen Rudern hindurchglitt, auf einen stillen, rings umschlossenen Wasserspiegel. Hier, an schwülen Sommernachmittagen, legte sie gern ihr Fahrzeug in den Schatten einer hohen Binsenwand; auf dem Boden des Bootes hingestreckt, die schmalen Hände über dem schwarzen Haar gefaltet, konnte sie ganze Stunden hier verbringen. Die Abgeschiedenheit des Ortes, das leise Rauschen der Binsen, über denen das lautlose Gaukeln der Libellen spielte, versenkte sie in einen Zustand der Geborgenheit vor jener doch so nahen Welt ihres Vaterhauses, in der sie immer weniger sich zurechtzufinden wußte.

Da sie nach einer solchen Ausflucht eines Nachmittags durch den Garten ging, sah sie in einer der Lauben den Unterlehrer vor einem leeren Bierglas sitzen. Bei ihrer Annäherung stand er schüchtern auf. „O bitte, Fräulein“, sagte er, „ich habe Ihrer lange hier gewartet.“ Da sie aber frug, was er denn von ihr begehre, stammelte er etwas und bat sie endlich, ihm ein Seidel Bier zu bringen.

Kätti ging mit dem Glase in das Haus; als sie in die leere Gaststube trat, sah sie ihren Vater vor einem Papiere sitzen, auf dem er lebhaft mit einem Bleistift hin und wieder arbeitete. „Unauslässlich!“ murmelte

er. „Unausläßlich! Das reine Wald- und Wiesenwasser! Daß einem das nicht schon im vorigen Sommer eingefallen ist!“

„Was denn, Vater?“ frug Kätti.

Aber er beachtete sie gar nicht; sein schon recht grau gewordenes Haar mit allen Fingern in die Höhe ziehend, fuhr er fort zu murmeln und zu stricheln.

Kätti zapfte das Bier ein und ging mit ihrem vollen Seidel fort. Als sie im Garten zu der Laube kam, stand dort der Unterlehrer und hatte gleichfalls einen beschriebenen Bogen in der Hand, den er eben auseinanderfaltete, in der offenbaren Absicht, seinen Inhalt vorzutragen. „Fräulein“, sagte er demütig, „Sie werden mich nicht verkennen!“

„Gewiß nicht, Herr Petersen“, erwiderte Kätti, indem sie das Bier neben ihm auf den Tisch stellte; der Unterlehrer erschien ihr noch wunderlicher als ihr Vater.

Herr Petersen räusperte sich und begann hierauf zu lesen; aber schon nach den ersten Versen — denn Verse waren es —, die von der Seligkeit des Himmels handelten, geriet er ins Stocken und wurde von irgendeiner ihn bestürmenden Erregung so kirschbraun im Gesicht, daß Kätti sich im Ernst um ihn zu ängstigen begann.

„Lesen Sie doch weiter, Herr Petersen“, bat sie; „es klingt ganz hübsch; haben Sie das selbst gemacht?“

Aber er wagte keinen weiteren Versuch; noch einmal, wie in gewaltsamer Ermutigung, sah er sie mit aufgerissenen Augen an; dann drückte er hastig das Papier in ihre Hand, und Bier und Mütze auf dem Tisch im Stiche lassend, stolperte er auf seinen Plattfüßen eiligst die Steige nach dem Fluß hinab.

Kätti sah ihm ziemlich gleichgültig nach; als sie jedoch in dem anvertrauten Schriftwerk weiter las, schlug eine flammende Röte ihr ins Angesicht; auf dem großen Papierbogen in schulgemäßer Schrift und zwischen ausgelöschten Bleistiftlinien stand hinter der Seligkeit des Himmels eine unverkennbar irdische Liebeserklärung, der ein gut bürgerlicher Heiratsantrag folgte.

Ihre Hand ließ das Papier zur Erde fallen, und fast zuckte eins der flinken Füßchen danach hin; aber es kam nicht weiter: Kätti schüttelte sich nur ein wenig; dann hob sie das verachtete Schriftstück auf und trug es sorgsam in die Küche, wo eben ein einsames Feuer unter dem großen Kessel lohte.

Noch einen Augenblick, und die Flammen hatten die ungelegene Liebeserklärung ergriffen; und Kätti schaute sorgsam zu, bis auch das letzte Wort davon vernichtet war.

— — Am Abend dieses Tages hatte ein Bruchteil von einer versprengten Sängerbande sich ins Dorf verschlagen, und Herr Zippel versäumte nicht, mit derselben für den folgenden Tag eine jener Festivitäten zu veranstalten, die so wenig den Beifall seines Seelenhirten fanden. Die Gesellschaft bestand zunächst aus einem Geschwisterpaare, einem Geiger und einer Harfenspielerin; letztere wenig hübsch und mürrisch um sich schauend, aber, gleich dem ansehnlicheren Bruder, von geschmeidigem Wuchse. Neben ihnen war noch eine Gitarrspielerin, ein blondes, bewegliches Ding, mit zwei blauen verliebten Augen; sie lief sogleich durch Hof und Haus und machte sich überall zu schaffen. Als draußen der Mond am Himmel stand, schob sie ihren Arm in Kättis Arm und zog diese mit sich in den Garten. „Komm", sagte sie, „ich muß meinen Mund einmal wieder laufen lassen; da drinnen die Gundel und ihr Bruder könnten einen schier zu Tode schweigen!"

„Was schauen Sie mich denn so an?" fuhr sie fort, als Kätti ihre dunkeln Augen auf dem hübschen lachenden Antlitz ruhen ließ. „Meine Schwester hätten Sie sehen sollen; ach, war die schön! Nur gut, daß ich nicht mehr neben der zu singen brauche; sie hat einen reichen Mann geheiratet; o, es heiraten viele von uns sehr reiche Männer!"

„So?" sagte Kätti. „Wo wohnt denn Ihre Schwester?"

„In Wien in einem sehr schönen Hause; ihr Mann ist ein berühmter Uhrenhändler."

„In Wien?" Kättis Aufmerksamkeit wurde jetzt doch rege. „Kommen Sie so weit herum?"

— „So weit? Wir kommen allenthalben. Aber Sie singen und spielen ja auch; Sie sollten mit uns kommen; was wollen Sie hier länger auf dem Dorfe sitzen! Ich freilich muß noch morgen von den anderen fort; ich muß zu meinem schwedischen Grafen, der erwartet mich!"

„Ein Graf!" wiederholte Kätti voll Verwunderung. „Werden Sie sich mit dem verheiraten?"

„Weshalb denn nicht? Erst reisen wir zusammen auf ein paar Monate nach Baden-Baden."

Kätti kannte den Ort aus ihren Geographiestunden. „Nicht wahr", sagte sie, „da, wo die vornehmen Leute hinreisen und ihr Geld verspielen?"

Die andere nickte. „Ich bin schon einmal dort gewesen; das sollten Sie sehen, die schönen Menschen, die großen Feuerwerke, als ob auf einmal alle Sterne vom Himmel herunterfallen; wie in einem Märchen, sagt mein Graf!"

Noch lange gingen Kätti und die Gitarrspielerin Arm in Arm auf den mondhellen Gartensteigen; der hübsche Plaudermund des fahrenden Mädchens wußte immer Neues zu erzählen; vor Kättis Augen stiegen die Zauber der Ferne auf.

Ein Vöglein singt so süße
Vor mir von Ort zu Ort;

sie wußte nicht, warum die Melodie ihr immer vor den Ohren summte.

* * *

Etwa vier Wochen später und etwa zwanzig Meilen weiter südlich ins deutsche Land hinein geschah es, daß eines Vormittages Wulf Fedders, der einstige Primaner, jetzt doctor juris utriusque, in einer mittelgroßen Stadt aus einem Wochenwagen stieg. Eine Weile sah er die Straße hinauf, wo eben Jahrmarkt war, warf noch einen Blick auf das Schild Zum blauen Löwen, unter dem der Wagen hielt, und trat dann ins Haus, um sich zur Weiterreise auf der von hier nach Norden hin beginnenden Eisenbahn zu stärken.

In der Tür zur Gaststube ging ein etwas bleicher, aber stattlich aussehender Herr an ihm vorüber, der sich sein weißes Schnupftuch gegen die eine Wange drückte. Der junge Doktor sah das; aber er achtete nicht weiter darauf, sondern setzte sich an einen Tisch und ließ sich auftragen.

Außer einigen Gästen, welche aus und ein gingen, bemerkte er nur ein Musikantenpaar, einen Geiger und eine Harfenspielerin, welche neben dem Eingang saßen und der Stunde zu harren schienen, wo der leere Raum sich wieder füllen würde. Wulf Fedders hatte freilich wenig Teilnahme für seine Umgebung, er schmeckte vielleicht nicht einmal die Speisen, die dessenungeachtet rasch genug von seinem Teller verschwanden; denn in seinem Kopfe kreuzten sich allerlei Gedanken. Er hatte eben seinen „Doktor“ cum laude absolviert, und da der Tod beider Eltern ihn in die Lage gebracht hatte, ein paar Jahre vom eigenen Kapital zu zehren, so stand die akademische Lehrkanzel als längst geplantes Ziel vor seinen Augen. Zunächst freilich nach all der angestrengten Arbeit mußte er sich ein paar Monden Ruhe gönnen; das heißt, was solche junge Büchermenschen Ruhe nennen; denn die Doktorabhandlung, die nur eine Quintessenz enthielt, sollte zu einem epochemachenden Werke ausgearbeitet, allerlei emsig gesammelte Drucke und Exzerpte nun erst gründlich benutzt werden. — Als den Ort seiner Sommerfrische hatte er sich das große, wald- und wasserreiche Dorf ersehen, in dessen patriarchalischer Krugwirtschaft es ihm an manchem Sommersonntag seiner Primanerzeit so wohl gewesen war. Er dachte es sich lebhaft, wie in solch ländlicher Ruhe das neue Werk gedeihen und wie er außerdem zu gesundheitstärkenden Wanderungen die Mußezeit benutzen werde. Und dann! Ja, auch das noch kam hinzu: die Stadt seines Schülerlebens war von dort in ein paar Stunden zu erreichen, und in jener Stadt — er wußte das aus bester Quelle — war für die nächsten Monate eine junge Dame auf Besuch, eine blonde, blauäugige Majorstochter, die er im letzten Winter bei einem Professorentee gesehen hatte und die seitdem mit dem

epochemachenden Buche sich geschwisterlich in sein Herz teilte. — —

Der Doktor Wulf Fedders hatte es nicht bemerkt, daß während seiner nachdenklichen Mahlzeit zwar nicht zwei blaue, aber doch zwei glänzendschwarze Augen unablässig auf ihn gerichtet waren. Als er jetzt aufblickte, sah er eine junge Gitarrspielerin, welche abgesondert mit ihrem Instrumente in der Ofenecke saß. Er erschrak fast, als ihre Blicke sich begegneten; wie um erst sich zu besinnen, wandte er seine Augen ab; dann blickte er wieder hin, um schärfer zu betrachten. Plötzlich stand er auf und ging gerade auf das Mädchen zu, während sie, ohne sich zu regen, ihn näher kommen ließ.

„Kätti!“ rief er, als er vor ihr stand.

Sie ließ den Kopf auf ihre Brust sinken. „Ja, Kätti“, sagte sie leise.

Als sie dann die Augen langsam zu ihm aufhob, machte die eigentümliche Schönheit des Mädchens ihn fast verstummen. Erst als aus der Musikantenecke ein herrischer Ruf an sie erging, brach es hervor. „Also zu denen da gehörst du?“ rief er — und es war fast derselbe Ton, womit er einst das faule Schulkind abgekanzelt hatte —, „eine fahrende Marktsängerin ist aus dir geworden, und ich selber hab’ wohl gar noch dazu helfen müssen! Ich kann’s mir denken, du hast dich in den jungen Vagabonden da verliebt und bist mit ihm davongelaufen!“

Kätti sah ihn ganz erschrocken an und schüttelte heftig ihr dunkles Köpfchen.

„Nicht? Aber weshalb bist du denn fortgegangen?“

„Ich weiß nicht“, sagte sie schüchtern; „ich glaube, ich mochte nicht mehr mit Sträkelstrakel spielen.“

Er lachte doch. „Was ist das: Sträkelstrakel?“

„Ein kleiner Schneider, der bei uns die Violine spielt.“

„Mamsell!“ rief es wieder aus der Musikantenecke. „Kommen Sie an Ihren Platz!“

„Und weshalb“, frug der Doktor, ohne auf diesen Ruf zu achten, „sitzest du hier so abseits? Hast du Streit mit jenen Leuten?“

Kätti schwieg erst einen Augenblick; dann sagte sie: „Er ist frech gegen mich gewesen; ich will nicht spielen.“

Wulf Fedders trat an den Musikantentisch.

„Wie kommt Ihr zu dem Mädchen?“ frug er drohend; „sie ist guter Leute Tochter.“

Der Bursche sah ihn an und nahm einen Schluck aus dem Glase, das er vor sich hatte. „Weiß schon“, sagte er, „wo sie zu Haus ist!“

„Sie ist ein halbes Kind“, fuhr der Doktor fort, „Ihr könnt dafür bestraft werden, Ihr durftet sie nicht mit Euch nehmen!“

„Sind Sie dabei gewesen, Herr?“ rief der Bursche und stieß mit seiner Geige tönend auf die Tischplatte. „Mitten in der Nacht, da wir mit unserem Fuhrwerk eine Viertelstunde hinterm Dorfe waren, ist sie mit ihrer Gitarre aus dem Busch hervorgesprungen; sie hat sich meinem Bräunchen an den Zügel gehängt, daß ich nicht hab' fahren können, und hat gebettelt und geweint, daß wir sie mit uns nehmen möchten.“

Der Geigenspieler hielt einen Augenblick inne; denn der Herr, der zuvor hinausgegangen war, setzte sich draußen vor dem Fenster auf die Bank.

„Nun?“ rief Wulf Fedders ungeduldig.

„Nun, Herr? — Es fand sich just ein leerer Platz im Karren, weil unsere vorige Mamsell uns durchgegangen war. Da ließ ich sie drauf hinsitzen, um dem Lamento nur ein End' zu machen.“

„Der Tausch mag Euch schon angestanden haben“, sagte der Doktor; „Ihr habt Euch wohl nicht gar zu lang bedacht!“

„Meinen Sie, Herr? — Nun, allzuviel hat sie uns just nicht zugebracht; sie trägt schon meiner Schwester Hemd am Leibe, und die Schuhe werden auch wohl bald zerrissen sein!“

Der junge Doktor warf unwillkürlich einen Blick in die andere Ecke, wo Kätti, den Kopf an ihre Gitarre lehnend, unbeweglich mit geschlossenen Augen saß. Die Schuhe an ihren über Kreuz gelegten Füßchen waren freilich in erbarmungswertem Zustand.

„Aber“, sagte er und wandte sich wieder zu dem Geiger, „Ihr seid unehrerbietig gegen das Kind gewesen; was habt Ihr mit ihr vorgehabt?“

Der Bursche stieß lachend seine Schwester an, eine Dirne mit harten Zügen, welche, ihre Harfe im Arm, die Pause zur Verspeisung eines Butterbrots benutzte. „Da hör', Gundel!“ rief er. „Hörst du, was ich gewesen bin?“

Dann wandte er sich wieder zu seinem jungen Gegner und sagte nachdrücklich: „Ich weiß eben nicht, warum ich Euch hier Antwort steh'; aber der Herr da draußen ist einer von unseren Freunden; er hatte sein Späßchen mit der neuen Mamsell, wie er's mit der anderen auch gehabt hat; aber der schwarze Fratz tat wild wie eine Katze und hat ihm seine Wange aufgerissen!“

„Und dann?“ frug Wulf und faßte krampfhaft seinen Ziegenhainer, den er vorhin fast unwillkürlich in die Hand genommen hatte.

„Dann? — Nun, Herr, Ihr seht's ja, daß ich sie nicht gefressen habe!“ Der Mensch zeigte seine weißen Zähne und stieß sein Trinkglas auf den Tisch, daß die Scherben dem Doktor ums Gesicht flogen.

Wulf Fedders verlor für einen Augenblick seine sonstige Besonnenheit; ein zorniges Wort, ein Schlag mit dem geschwungenen Ziegenhainer war die augenblickliche Erwiderung. Aber der Schlag ging fehl; Kätti, die bei den heftigen Worten auf ihn zugeflogen war, taumelte mit blutender Stirn an seine Brust.

Der junge Vagabond, eine breite, muskulöse Gestalt, war hinter seinem Tische aufgesprungen. Er hatte die Faust, aus der er die Geige fallen ließ, schon dräuend über seinen Kopf erhoben; aber es kam nicht weiter, er schien sich zu besinnen, der Handel mochte ihm doch bedenklich scheinen. „Mag der Herr die Mamsell behalten, wenn sie sonst noch zu kurieren ist“, rief er höhnend; „es laufen der Dirnen noch genug herum!“

* * *

Das leicht rieselnde, jungfräuliche Blut hatte indessen die Sache schlimmer erscheinen lassen, als sie war. Die kleine Streifwunde hatte keine Bedeutung, und auch der Schrecken war bald überwunden; für den Doktor aber erschien nun die Pflicht, sich der Verlassenen anzunehmen, nur um so deutlicher; und schon am anderen Nachmittage langten beide wohlbehalten vor der Wald- und Wasserfreude an.

Die dicke Magd, welche als perfekte Köchin aus dem früheren Wohnorte mit herübergenommen war, schlug die Hände über den Kopf zusammen, da sie ihren alten Primaner so plötzlich mit ihrer verschwundenen Mamsell aus einem Wagen steigen sah. Übrigens enthielt sie sich aller unnützen Reden, und als der Doktor nach dem Hausherrn frug, streckte sie die Hand nach der Flußseite und sagte: „Ich bin bloß für die Küche; aber gehen Sie nur dreist hinunter!“

Und wirklich, hier stand Herr Zippel barfuß bis an die Knie im Wasser, und um ihn her eine Schar von Arbeitern, welche Pfähle in den Flußgrund rammten. Sein Haar flog im Winde, und Kätti, die hinter ihrem Beschützer herschlich, spähte voll Angst, ob es — wie ihr Vater einstens prophezeit hatte — vor Kummer über sie nicht schon schneeweiß geworden sei. Aber er sah nicht anders aus, als da sie fortgegangen war. Dagegen schien der Augenblick nicht eben angetan, um eine besondere Erregung des Wiedersehens in Herrn Zippels Herzen zu erwecken. Erst als der Doktor ihn wiederholt mit lautem Ruf begrüßt hatte, kam er an das Ufer gewatet, nachdem er noch zweimal seinen Arbeitern einen Befehl zurückgerufen und ihn dann zum dritten Male widerrufen hatte.

Er erkannte sogleich seinen alten Mietsmann und machte ihm einige rasch hervorgestoßene Komplimente über seine stattlichere Gestalt und seinen Backenbart; dann aber, zur Hauptsache kommend, beschrieb er mit ausgespreizten Fingern einen Halbkreis nach dem Lande zu. „Das hier“, sagte er, „wenn Sie es früher gesehen haben, Sie werden es nicht wiedererkennen! Nun wollen wir

dem Fluß noch seine Ehre tun! Dort sehen Sie die Böte; hier entsteht das neue Bad; in all den tausend Jahren ist das keinem eingefallen! Das reine Wald- und Wiesenwasser, das Entzücken aller Ärzte auf zehn Meilen in die Runde!“

In diesem Augenblicke erst bemerkte er seine Tochter, welche ein paar Schritte seitwärts stand. „Kätti! Rosalie! Beim Himmel, die Rosalie!“ rief er und schleuderte beide Arme in die Luft. „Herr Fedders“, wandte er sich an diesen, „haben Sie meine Aufrufe in den Blättern gelesen? Die Dummheit hat mir einen Haufen Geld gekostet!“ — Aber damit schien auch die Sache abgetan; das von dem Mädchen so sehr gefürchtete Wiedersehen ging nach einigen weiteren Ausrufungen wie ein beiläufiges Zwischenspiel in dem großen Werke des Wald- und Wiesenwasserbades beinahe unbemerkt vorüber.

Erst nach Stunden, da er zufällig ins Haus hinaufgelaufen kam, frug Herr Zippel seine Tochter, ob sie denn mit dem Primaner Fedders — „Doktor“ sagte Kätti — also dem Doktor Fedders heimgereist sei, und ob sie unterwegs wohl ein so wundersam belegenes Bad gesehen habe, als dieses bisher unbekannte Dorf ihm jetzt verdanken werde. „Wenn wir nur auch den Sträkelstrakel wieder hätten!“ setzte er hinzu. „Ich hab' es ausprobiert; die Badenden werden es im Wasser hören können, wenn ihr hier oben musiziert!“

„Sträkelstrakel!“ rief Kätti; „was ist mit dem?“

Herr Zippel lachte. „Als die Gitarre fort war, ist die Violine hinterdrein gelaufen; er war ohne dich doch auch nur eine magere Verzierung für die Wald- und Wasserfreude!“

Kätti sprang voll Schrecken von ihrem Stuhle auf. „Er ist fort? und noch nicht wieder da?“

„Nein, noch nicht. Aber der Tausend, ich muß nach meinen Leuten sehen!“

* * *

Dem Doktor, welcher sich entschlossen hatte, hier seine Sommerfrische zu genießen, waren in dem unten am Flußufer belegenen Abnahmehause ein paar Zimmer eingeräumt, in denen für die künftigen Badegäste die erste Einrichtung schon getroffen war. Seine Aufwartung hatte Kätti übernommen, und sie tat alles mit einer so stillen, nie nachlassenden Aufmerksamkeit, daß er dem sonst so flüchtigen Mädchen oft verwundert zusah; auch als nach einigen Tagen seine Kiste mit Büchern und Papieren anlangte, ging sie so anstellig ihm zur Hand, als wüßte sie von selbst, wohin er jegliches geordnet haben wollte.

„Wie dir das ansteht, Kätti!" sagte er scherzend. „Nicht wahr, du läufst nicht wieder in die Welt hinaus?"

Bei ihrer schmächtigen Gestalt und den herabhängenden Zöpfen, die sie in seiner Primanerzeit schon ebenso getragen, konnte er sich nicht entwöhnen, sie auch jetzt noch gleich einem halben Kinde zu behandeln; aber sie stand bei diesen Worten plötzlich todbleich vor ihm. „O bitte!" sagte sie und hob flehend die Augen zu ihm auf.

Er warf einen fast erstaunten Blick auf sie. „Verzeih', Kätti", sagte er dann; „wir reden niemals mehr davon."

Zum Singen, wie einstens in der Giebelstube, wurde sie nicht mehr von ihm aufgefordert, er selber hatte sein Musizieren wie eine Jugendtorheit hinter sich gelassen; zum Ausgleich schädlichen Studierensitzens fand er es weit ersprießlicher, statt der Gitarre sich eine Botanisiertrommel umzuhängen und so, zugleich lernend und marschierend, seine Mußestunden zu verwerten.

Zu solchen Wanderungen war hier die weiteste Gelegenheit; aber es waren nicht die einzigen, welche von ihm unternommen wurden; schon mehrere Male war er in der Stadt gewesen und dann immer erst am nächsten Tage heimgekehrt.

Bei solcher Rückkunft fand er stets einen frischen Blumenstrauß auf seinem Tische; aber obgleich er wissen mußte, daß nur Kätti ihn dahin gestellt haben konnte, so erhielt diese doch nie ein freundliches Wort darüber. An-

fänglich verwunderte sie sich nur; dann aber begann es sie lebhaft zu beschäftigen, und endlich beschloß sie, ihm an solchen Tagen lieber gar nicht mehr vor Augen zu kommen; und so fand er denn künftig neben dem Blumenstrauß auch sein Abendbrot als wie von unsichtbaren Händen aufgetragen. Sie dachte nicht, daß er auch hierin nichts Besonderes fand.

Einmal aber, da er von solcher Wanderung in sein Zimmer trat, fand er das Mädchen weinend an der Haustür stehen. Nun sah er sie denn doch.

„Kätti! Kind! Was fehlt dir?“ frug er.

Ihr fehlte nichts; aber Sträkelstrakel war vor einer Stunde per Schub von der Polizei ins Dorf zurücktransportiert worden. „Um meinetwegen!“ rief Kätti, und ihre Tränen brachen reichlicher hervor. „Und seine Geige — er hat sie versetzen müssen, weil er gehungert hat; er hat nicht einmal spielen dürfen, denn er hat keine Konzession gehabt!“

Der Doktor hörte schon nicht mehr, was sie noch weiter sprach; was kümmerte ihn der kleine Fiedelmusikante, den er nie gesehen hatte!

„Aber er muß seine Geige wieder haben!“ sagte Kätti; und da der Doktor hierauf nur wie in Gedanken mit dem Kopfe nickte, rief sie, ihre schmalen Hände ringend: „Ich habe kein Geld; ich habe nichts, gar nichts!“

Sie wollte dem jungen Mann zu Füßen fallen; da schüttelte er die Träume, die er von der Stadt mit hergebracht hatte, aus seinen blonden Haaren und fing sie mit beiden Armen auf. „Kätti, Kätti! Besinne dich! Wie heißt der Mann? Ich will ihm seine Geige wiederschaffen!“

Bis sie plötzlich fort war, blieb er wie gefangen in der Glut der stummen Dankbarkeit, die aus den dunklen Augen ihm entgegenströmte. Bald aber, da er allein an seinem Arbeitstische saß, schalt er sich selbst darüber und suchte seine Gedanken auf den Weg zur Stadt zurückzubringen.

* * *

Schon am anderen Tage ging er selbst dahin, ja er blieb dort auch den folgenden; als er am dritten Tage endlich wiederkam, schien er absichtlich Kättis Gegenwart zu meiden. Gekränkt und grübelnd ging das Kind umher: was hatte sie ihm denn getan? Sie verlangte ja nichts weiter als freundlichen „guten Tag“ und „guten Weg“!

Da geschah es eines Nachmittags, daß Herr Zippel seinen Wachtelhund vermißte. Da das Tier schon seit gestern nicht mehr gesehen war, so lief Kätti von Haus zu Haus, um es zu suchen, denn es war fast mit ihr aufgewachsen. Aber sie erfuhr nichts Bestimmtes; nur ein Kind behauptete, es habe die lange Trina, die dort hinterm Holze wohne, mit einem schwarz und weiß gefleckten Hündchen auf dem Weg gesehen.

„O weh!“ sagte die dicke Magd, als Kätti mit diesem Bericht nach Hause kam.

„Warum o weh, Anngretje?“

„Darum“, sagte die Magd, „weil das Fidélchen immer Buttersemmeln aß und sehr gut bei Schicke war.“

„Deshalb?“ — Kätti mußte lachen.

„Ja, ja, Kättichen; die lange Trina schlachtet die kleinen, fetten Hunde; das Fett verkauft sie an den Apotheker in der Stadt und macht auch Sympathie damit.“

Nun erschrak das Mädchen ernstlich; aber Herr Zippel, der eben hinzutrat, langte in die Tasche und drückte ihr ein Geldstück in die Hand. „Geh selbst und kauf's der alten Hexe ab“, sagte er; „Fidélchen wird schon noch am Leben sein!“

— — Es führte durch den Wald ein Weg und von diesem ein Fußsteig zu der Wohnung der langen Trina; Kätti aber fürchtete sich zu verirren und ging lieber im weiten Bogen um den Wald herum. Als sie nach stundenlanger Wanderung die Kate erreicht hatte, welche im Schatten eines Tannenschlages lag, fiel ihr Blick zuerst auf ein gegen die Mauer gelehntes Brett, an dem die Felle von allerlei kleinem Getier, dem Anscheine nach zum Trocknen, festgeheftet waren; Kätti besah eines nach dem anderen, doch schien Fidélchens Fell noch nicht dabei zu sein.

Bei ihrem Eintritt in die Wohnung saß die hagere Alte vor einer dampfenden Kaffeetasse. Sie hatte früher einmal bei einer verwitweten Kammerherrin in der Stadt gedient und nach deren Tode nebst anderem Plunder auch die schwarzen Krepphauben der Dame zum Geschenk erhalten, welche sie seitdem, mit bunten Bänderfetzen verziert, auf ihrem eigenen Kopfe trug. Kätti, obwohl vom Dorfe her die lange Trina ihr nicht unbekannt war, erschrak hier in der Einsamkeit doch etwas vor dem knochigen Bauernantlitz, das so grotesk unter dem Flitterputz hervorschaute.

Aber die Alte rückte ihr einen Stuhl zum Tische und nötigte sie wiederholt, wenn auch vergebens, ein Schlückchen aus ihrer Tasse zu probieren; von dem Hunde aber wollte sie nichts gesehen haben. „Es ist meine Katze gewesen“, sagte sie; „die läuft mir oftmals nach; sieh nur, dort liegt sie unterm Ofen!“

Und wirklich lag dort eine schwarz und weiß gefleckte Katze, die sich, wie ihr behagliches Schnurren zu erkennen gab, um all die abgezogenen Fellchen draußen wenig zu bekümmern schien.

Aber Kätti traute doch nicht; sie drückte dem Weibe das Geldstück in die Hand und sagte: „Da habt Ihr ein Trinkgeld; mein kleiner Hund heißt Fidél, und wenn Ihr ihn uns wiederbringt, so gibt mein Vater Euch gern das Doppelte!“

„Ich weiß nichts von deinem Hund“, rief die Alte unwirsch. „Aber“, fuhr sie wie in plötzlichem Besinnen fort, „du sollst den Weg doch nicht umsonst gemacht haben! Kennst du, was man den Speiteufel heißt?“

Kätti schüttelte den Kopf.

„Es ist ein Pilz, und es gibt deren blaue, rote und auch grüne; aber von dem roten muß es sein; er wächst hier im Holze, just um diese Zeit.“

Das Mädchen sah gespannt die Alte an.

„Wenn du dir wieder ein Hündchen ziehen willst, so tupfe mit dem Finger in den roten Schaum, der auf dem Hute liegt, und netze das mit deinen Lippen! Es brennt

ein wenig; aber das schadet nicht. Warte nur, es ist auch ein Spruch dabei!“ Sie zog ihre Tischschublade auf, kramte darin umher und holte endlich einen schmutzigen Zettel daraus hervor, den sie Kätti vor die Augen hielt. „Das muß dabei gesprochen werden“, sagte sie; „wenn dann das Hündchen davon frißt, so wird es nimmer von dir weichen.“

Die lange Trina rückte näher und fuhr mit ihrer harten Hand über die Wange des Mädchens. „Es hilft nicht bloß für Hündchen“, sagte sie heimlich; „die gelbe Marthe weiß wohl, warum sie jetzund auf der großen Hufe sitzt; der Niklas hatte zwei und wußte nicht, an welche er sich hängen sollte.“

Kätti saß plötzlich wie mit abwesenden Augen; ihr dunkles Gesicht war merklich bleich geworden.

Die Alte sah sie schmunzelnd an; dann ergriff sie eine ihrer schwarzen Flechten und zog den Kopf des Mädchens an den ihren, während ein lüsterner Zug den groben Mund umspielte. „Du“, flüsterte sie, „du bist wohl gar um dessenwillen hergekommen; du hast wohl auch so einen Hin-und-wieder-Burschen! Streich's ihm auf ein Brödchen, auf ein Stückchen Zucker; es gibt Rat für alles in der Welt! Nur merk's dir, fürsichtig mußt du sein; ein wenig macht lebendig, zu viel — da könnt' der Teufel leicht sein Spiel gewinnen!“

Wie aus einem bösen Traume sprang das Kind empor. „Nein, nein! Laßt mich los; ich will nichts von Euren Teufelskünsten wissen!“

Sie war schon draußen vor der Haustür; aber das Weib kam hinterher. „Narre, Narre, wohin läufst du?“ rief sie, als sie das Mädchen auf dem Wege sah, der um das Holz herumführte. Sie war zu ihr getreten und zeigte auf einen Eingang in den Tannenschlag: „Dort“, sagte sie, „und immer geradeaus, so kommst du auf den Fahrweg!“ Sie führte Kätti an der Hand, bis wo der Fußsteig deutlich zu erkennen war. „Nun lauf; und wenn du dich besonnen hast, in einem halben Stündchen kannst du bei mir sein!“

Fast willenlos hatte Kätti sich in den finsteren Tannensteig hineinführen lassen. In ihrem Köpfchen war kein Raum jetzt für die Furcht; das Hündchen freilich war vergessen, aber statt seiner hatte ein Menschenbild sich unerbittlicher als je der jungen Phantasie bemächtigt. Schon vordem, mit der qualvollen Spürkraft der Eifersucht, hatte sie herausempfunden, wohin die Stadtbesuche ihres Gastes zielten; bei den aufregenden Worten des argen Weibes hatten plötzlich alle Zweifel sie verlassen; aber zugleich auch war eine wilde Hoffnung in ihr aufgestiegen, die sie vergebens zu verjagen strebte. Wie betäubt ging sie jetzt dahin auf dem einsamen Waldsteige; immer wieder schwebte der schmutzige Zettel ihr vor Augen, und mechanisch murmelten ihre Lippen die unverständlichen Worte, die sie darauf gelesen hatte.

Dann wieder sah sie jäh empor, als suche sie Zuflucht in dem reinen Ätherblau, das hoch über ihr am Himmel stand; sie schüttelte wie zornig ihr dunkles Köpfchen, als könne sie so die unheimlichen Gedanken von sich werfen; aber immer wieder und immer unabwehrbarer drang es auf sie ein. Unwillkürlich suchten ihre Blicke hin und wieder, und bald folgten auch die Füße seitwärts vom Wege ab; ihre Augen streiften alles, was hier durcheinander aus dem Dunst des Bodens aufgeschossen war; auch Pilze von allerlei Form und Farben sah sie, nur waren es die rechten nicht. Und weiter ging sie, ohne auf den Weg zu achten, ohne aufzusehen; da, am Rande einer feuchten Lichtung, stockten ihre Schritte. Sie glaubte erst, es sei eine Blume, was so zinnoberrot unter dem grünen Farrenkraut hervorleuchtete; aber bald sah sie es deutlich, es war der Hut eines großen Pilzes, der hier jetzt dicht vor ihren Füßen stand.

Ein Laut gleich einem Stöhnen kam über ihre Lippen; sie schloß die Augen wie vor einem bösen Trugbild; aber als sie sie wieder öffnete, stand es noch immer da und bot, wie in einem Näpfchen, ihr den roten Schaum entgegen. Ohne daß sie es wollte, hatte sie sich hinabgebückt; in ihren Gedanken rief es: „Gift! Gift! Es ist Gefahr

dabei!" aber ihre stürmenden Pulse antworteten: „Es ist um desto besser!"

Ihre Lippen begannen wieder die unsinnigen Worte herzusagen, und schon hatte sie den Arm, den Finger ausgestreckt, da bewegte sich der Hut des Pilzes; ein Schauer zog durch den Wald, und die Bäume rauschten wie vom Odem eines Unsichtbaren angehaucht.

Es war nur der Abendwind, der sich erhoben hatte; aber das Mädchen war aufgesprungen; vom Schrecken der Einsamkeit erfaßt, rannte sie ohne Aufhör in den Wald hinein; ohne umzusehen, ohne zu achten, daß die Fetzen ihrer Kleider an den Büschen blieben, bis sie endlich in gutem Glücke auf den ihr bekannten Fahrweg hinauskam.

Ihr wurde plötzlich leicht ums Herz; sie atmete auf, als ob sie jetzt dem Zauberbann der argen Frau entronnen wäre. Ihr fiel nicht bei, daß noch ein anderer sie gefangen halte, aus dem sie nicht so leicht entrinnen sollte.

* * *

Am nächsten Sonntage, es war schon gegen Abend, fuhr in drei Wagen eine Gesellschaft feiner Leute an der „Wald- und Wasserfreude" vor. Herr Zippel, dem vorher nichts angemeldet worden, geriet in große Aufregung, als man ihm ankündigte, hier sei die letzte Station der heutigen Lustfahrt; man wolle nun mit Abendbrot und Tanz den Kehraus machen. Der Doktor dagegen schien von allem unterrichtet; er war sogleich zur Stelle, half den alten und jungen Damen vom Wagen und schalt die jungen Herren, daß sie sich unterwegs so lange aufgehalten.

Kätti stand, nach der Flußseite, halbverdeckt hinter der Ecke des Hauses. Untätig, mit düsteren Augen und herabhängenden Armen, hörte und beobachtete sie alles, was hier vorging; dann, als die Gäste von ihrem Vater in das Haus hineinkomplimentiert waren, schlich sie sich zögernd durch den Garten in die Küche.

Nicht lange nachher erschien sie mit Tischzeug und Geschirr in der Veranda und begann unter Herrn Zippels

kreuz und quer fliegenden Befehlen die Abendtafel herzurichten. Während sie leicht und sicher eines nach dem anderen an seinen Platz setzte, wandelte die Gesellschaft plaudernd und lachend auf den Gängen des sich unterhalb ausbreitenden Gartens, und Kätti konnte es nicht lassen, mitunter halbbeklommen einen Blick hinauszuwerfen. Die jungen Damen waren ihr fast alle bekannt, mit mehreren hatte sie einst auf derselben Schulbank gesessen, und — sie zog grübelnd eine ihrer schwarzen Flechten über die Brust hinab — von keiner war sie noch begrüßt worden. Aber freilich, sie war bei ihrer Ankunft ja auch hinten um das Haus herumgelaufen! — Nur eine, die hübscheste, ein schlankes, blondes Mädchen, war ihr fremd; sie hatte was Vornehmes in dem lässigen Neigen ihres Kopfes, und Kätti selber mußte immer die Augen nach ihr wenden. Aber es war noch ein anderes, wodurch die blonde Dame wie magnetisch die Blicke des braunen Mädchens auf sich zog. Es war nicht zu verkennen, daß sie sich immer wieder wie von selber mit dem Doktor Fedders zusammenfand, und eben jetzt gingen beide ohne Begleitung den Seitensteig zum Flusse hinab und konnten der überhängenden Büsche wegen von der Veranda aus nicht mehr gesehen werden. Kätti blickte auf die Stelle, wo die jugendlichen Gestalten verschwunden waren, bis sie vor der scharfen Stimme ihres Vaters aufschreckte und nun emsig in ihrer Arbeit fortfuhr.

Als sie die letzte Schüssel aufgesetzt hatte, sah sie das Paar aus der Tiefe des schon dämmerigen Gartens auf dem an der Veranda vorbeiführenden Steige heraufkommen. Das blonde Mädchen hatte eine feine, weiße Hand erhoben und redete lebhaft zu dem jungen Doktor. Gewiß, sie war die Hübscheste; aber — Kätti wußte nicht recht weshalb — auch wohl die Stolzeste!

Und jetzt näherten die beiden sich der Veranda, und da sie auf dem Steige langsam vorübergingen, ließ die junge Dame ihre blauen Augen eine Weile betrachtend auf Kättis Antlitz ruhen und fragte dann wie gleichgültig, sich wieder zu ihrem Begleiter wendend: „Wer ist das

Mädchen?“ Sie hatte laut genug gesprochen, und in dem Ton der Frage lag kein Bemühen, sie vor ihrem Gegenstande zu verbergen.

„Es ist die Wirtstochter“, sagte der Doktor leise und schien rascher vorübergehen zu wollen.

Aber Kättis feine Ohren hatten auch das gehört.

Die junge Dame hob den blonden Kopf und sprach lächelnd ein paar Worte auf Französisch, und Wulf Fedders erwiderte ihr in derselben Sprache. Dann gingen sie vorüber, und Kätti hörte sie von hinten in den Saal treten.

Der Garten drunten hatte sich geleert; die übrige Gesellschaft war am Flußufer auf und ab gegangen und kam jetzt die große Felstreppe wieder herauf, welche zu der Anfahrt des Hauses führte.

Die braune, schmächtige Wirtstochter stand noch immer in der Veranda, unbeweglich an derselben Stelle; sie wußte selbst nicht, was sie überkommen war; aber sie fühlte, wie ihr das Herz fast schmerzhaft schlug und wie ihr ganzer Körper bebte. Plötzlich warf sie, was an Gerät noch in ihren Händen war, fort und lief in den Garten hinab. — Noch eine Weile saß sie unten vor der Abnahmewohnung auf dem großen Feldstein, der unter den Fenstern ihres Gastes lag. Es war ganz einsam hier; nur der Fluß rollte in dem Abendwind, der sich erhoben hatte, eintönig seine Wellen an dem Uferrand hinauf. Kätti starrte auf das immer wiederkehrende Spiel des Wassers; sie hatte keinen Gedanken, sie fühlte sich nur ganz verachtet und vernichtet. Aber jetzt hörte sie oben vom Hause her die Stimme ihres Vaters: „Kätti! Kätti!“ rufen und dann schärfer und lauter: „Rosalie!“ und noch einmal: „Rosalie!“

Sie wußte wohl, jetzt, während die Gäste in der Veranda tafelten, sollte sie mit Sträkelstrakel spielen und zur Gitarre ihre Lieder singen. Aber — vor jenem blonden Mädchen? Sie hätte sich eher die Zunge abgebissen. Und selbst vor ihren früheren Schulkameradinnen — auch vor denen nicht; nein, nun und nimmer wieder!

Vorsichtig stand sie auf; aber sie ging nicht, wohin sie gerufen wurde. Seitwärts unter alten Nußbüschen war ein niedriges Rohrdach auf dem Boden hingebaut, ein Aufbewahrungsort für allerlei Gerümpel, noch von dem vorigen Wirte her. In dem hintersten Winkel, hinter leeren Tonnen und Bienenkörben hatte Kätti sich zusammengekauert. Sie hörte noch einmal ihren Vater rufen, aber sie achtete nicht darauf; sie hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu und stützte die Arme auf ihre Kniee. Doch saß sie jetzt nicht mehr in dumpfem Hinbrüten; „die Wirtstochter!" sprach sie halblaut vor sich hin, „nur die Wirtstochter!" — Er hatte vor Jahren auf dieselbe Frage ja ganz dieselbe Antwort gegeben, und sie hatte sich damals kindisch darüber gefreut; warum denn brannte heut das Wort wie eine Kränkung in ihrer jungen Brust? — Aber es war ja auch nicht jenes Wort allein; wie anders als gegen sie war sein Benehmen jenem blonden Mädchen gegenüber? Sie hatte früher nie daran gedacht; aber jetzt wallte es siedend in ihr auf: er hatte keinen Anstand genommen, sie noch immerfort zu duzen, so wie sie selber es bisweilen mit dem armen Sträkelstrakel machte!

Sie richtete sich jäh empor, daß sie den Kopf an einen Sparren stieß. — War das eine Mahnung, daß sie sich nicht zu hoch erheben sollte? — Freilich, sie hatte nichts gelernt, sie konnte nicht französisch mit ihm sprechen, in der Schule war sie immer faul gewesen. Aber sie besaß noch ihre Bücher; es war noch Zeit, um das Versäumte nachzuholen; nur das Lexikon fehlte ihr — aber unter des Doktors Büchern hatte sie eins gesehen; gleich morgen wollte sie ihn darum bitten! Nein, keine Teufelskünste, wozu die lange Trina sie verführen wollte; aber lernen, lernen! Er sollte sehen, daß sie keiner etwas nachgab.

Sie legte wieder den Kopf in ihre Hände. Da hörte sie es von oben aus dem Garten herabkommen, und bald darauf unterschied sie ein Saitenklimpern und daneben den ungleichen Tritt des kleinen Musikanten. Gewiß, mit seiner Geige unter dem Arme wanderte er umher, um sie zu suchen. Aber sie regte sich nicht, und die Schritte

entfernten sich wieder. Einmal flog es durch sie hin, und ihr war, als stocke jählings ihr Herz, ob denn nicht er, er selber sie vermissen würde? — Aber es kam niemand mehr. Statt dessen hörte sie bald vom Saal herab das Getöse des Tanzes, Geigenstriche und fröhliches Lachen.

Qualvolle Stunden vergingen; endlich wurde es still, und die Wagen fuhren ab. Kätti schlüpfte aus ihrem Versteck, ließ einen Augenblick noch den feuchten Nachtwind über ihre Wangen gehen und schlich sich dann im Dunkeln fort auf ihre Kammer.

* * *

Am andern Tage, da es noch morgenfrisch vom Fluß heraufwehte, kam Kätti wie gewöhnlich mit dem aus Brot und Milch bestehenden Frühstück des Doktors nach dem Abnahmehaus herab; vor der Haustür aber zögerte sie und holte ein paarmal tiefen Atem. Sie sah etwas bleich und anders aus als sonst; die dunkelrote Schleife saß zwar noch in dem glänzendschwarzen Haar; aber die langen Zöpfe waren am Hinterkopf zu einem Knoten aufgesteckt. Sie wollte nicht mehr wie ein Kind vor ihm erscheinen.

Als sie eintrat, stand der Doktor vor einer aufgezogenen Schublade und kramte in seiner Wäsche, wandte aber auf das Geräusch des Türöffnens den Kopf und sah die Eintretende voll Erstaunen an. „Kätti! Fräulein Rosalie!“ rief er scherzend. „Du bist ja ganz verwandelt. In welchem Zauberwinkel warst du gestern uns verschwunden?“

Sie hob den Kopf, und aus dem Spalt der halbgeschlossenen Lider flog es wie ein Blick des Hasses auf ihn hin. „Ich bin krank gewesen“, sagte sie düster. Als sie aber den plötzlichen Ausdruck der Teilnahme auf seinem Antlitz sah, öffnete sie die Augen weit und blickte mit kindlicher Hülflosigkeit zu ihm auf.

„Du hättest noch ruhen sollen“, sagte er; „ich hätte mein Frühstück mir schon selbst geholt!“

Sie schüttelte den Kopf und zeigte auf ein kleines Diktionär, das zwischen anderen Büchern auf einem Seitentische lag. „Wollen Sie mir das leihen?“ frug sie. „Darf ich es mit nach Haus nehmen?“

„Das? Was willst du damit?“

„Ich will Französisch lernen.“

Das Antlitz des jungen Mannes verriet eine flüchtige Verlegenheit, die Kättis scharfen Augen nicht entging. Sie dachte: „Was mag er gestern über dich gesprochen haben?“

Aber der Doktor lachte schon wieder. „Wäre es nicht besser“, sagte er, „du bliebest beim Nähen und Stricken? Mich dünkt, du warst früher gerade kein Held darin.“

Sie antwortete ihm nicht darauf; sie wiederholte nur ihre Frage, ob er das Diktionär ihr leihen wolle.

„Gewiß, Kätti“, sagte er harmlos, „und behalte es, solange es dir gefällt.“

Sie nahm das Buch und wollte eben gehen, als sie von ihm zurückgerufen wurde. „Sieh da“, sagte er und zeigte ihr einige auf dem Tische liegende Leinwandstücke, die augenscheinlich Teile eines zugeschnittenen Hemdes waren; „ich habe bei meiner plötzlichen Abreise das letzte vom Dutzend so mit fortnehmen müssen; habt ihr eine leidliche Näherin im Dorf?“

Sie schüttelte erst den Kopf; dann aber sagte sie hastig: „O ja, doch, es wird schon gehen; ich weiß doch eine.“

— „Dann sei so gut, es zu besorgen!“

Sie packte rasch die Leinewand zusammen und ging mit dieser und dem Buche fort. Als sie draußen am Fenster vorüberschritt, sah er ihr durch die Scheiben nach, ja er öffnete das Fenster, um ihr noch weiter nachzusehen, und er tat es, bis das feine Köpfchen mit dem glänzendschwarzen Haarknoten droben im Gebüsch verschwunden war. „Vraiment, une petite princesse dans son genre!“ Halblaut wiederholte er sich diese Worte, durch welche gestern die blonde Majorstochter sich mit der eigentümlichen Anmut des Mädchens abgefunden hatte.

Er stieß auch noch die anderen Fensterflügel auf, um

die frische Morgenluft hereinzulassen. „Dans son genre?“ murmelte er vor sich hin. — „Nur dans son genre?“ Und nachdenklich setzte er sich an den Tisch, um das ihm von der petite princesse gebrachte Frühstück zu verzehren.

— — Inzwischen schritt Kätti, nachdem sie oben am Hause das Diktionär in ein offenes Fenster gelegt hatte, die Dorfstraße hinab, bis sie an das niedrige Strohdach des Musikanten kam. Als sie zu ihm in die Stube trat, rutschte er mit möglichster Behendigkeit von seinem Schneidertisch herab und stand in seinen wollenen Strümpfen vor ihr auf dem Lehmboden.

„Sträkelstrakel!“ sagte Kätti, während der kleine Mann sie halb verwundert, halb besorgt betrachtete. „Er kann doch Weißzeug nähen, Sträkelstrakel?“

Seine schmalen Lippen zogen sich zu einer harmlosen Selbstverspottung zusammen. „Ei freilich, Mamsellchen; ein Schneider im Dorf kann alles nähen: Hemden und Pudelmützen, und was Sie sonst noch lustig sind, Mamsellchen!“

Sie nickte und kramte ihre Leinwandstücke auf dem Arbeitstische aus. „So hilf mir! Nähen kann ich's schon; ich weiß nur nicht, wie es zusammengeht.“

Bald lehnten beide gegen den Tisch und suchten die zusammengehörigen Stücke aneinander zu passen. Der Schneider geriet wirklich ein paarmal in Verlegenheit, denn so ein Stadtherrending war doch was anderes als ein gewöhnliches Bauernhemd. Endlich aber kam's zurecht. „So!“ rief er und betrachtete jetzt etwas verwundert die Länge und Breite des Gewandes. „Ich hätte noch kaum den Herrn Zippel für eine so ansehnliche Person gehalten!“

Kätti wurde glühendrot. Aber der Schneider bemerkte das nicht, und sie selber sah sich nicht veranlaßt, ihn über ihren Arbeitsgeber aufzuklären. Zärtlich, als verhülle sie ein Geheimnis, rollte sie die Leinwand wieder auf; dann fragte sie noch statt des Dankes: „Was meint Er, wollen wir einmal heut abend unsere Sonate spielen?“

Sträkelstrakel warf einen Blick auf seine Geige, die

glücklich wieder an der Wand hing. „Ach ja, Mamsellchen“, sagte er freudig, „die von dem großen Mozart; und wir haben sie so lange nicht gespielt! — Freilich“, setzte er hinzu, „Sie haben jetzt auch viel zu schaffen; die Aufwartung da drunten bei dem guten jungen Herrn.“ — —

Er sah ihr seufzend nach, da sie mit einem freundlichen Nicken ihn jetzt verließ. Noch immer vermochte er ein neidisches Gefühl nicht ganz zu unterdrücken, daß der junge, vornehme Herr das Mädchen so ohne alle Mühe vom Wege aufgelesen hatte. Aber die angeborene Dankbarkeit seines Herzens trug den Sieg davon. „Pfui! Pfui!“ sagte er zu sich selber. Dann hinkte er an die Wand, langte Geige und Bogen von ihrem Haken, und bald erklangen aus dem niedrigen Stübchen in reinen Tönen die lieblichsten Passagen der Mozart-Sonate.

* *
*

Als es an diesem Abend elf vom Glockenturm geschlagen hatte, stand der Doktor von seiner Arbeit auf und setzte sich auf den großen Stein vor seiner Haustür, um der Nachtkühle zu genießen und vor dem Schlaf noch eine Weile lieblichen Gedanken nachzuhängen, wie sie die zukunftsreiche Jugend zu besuchen pflegen. Nur eine Weile ruhten seine Blicke auf der Landschaft, die in verschwimmendem Umriß sich vor ihm ausbreitete; was sonst getrennt war, die Welt seines Innern und die da draußen, im schützenden Dämmer der Nacht traten sie traulich zueinander und verwebten sich in eins. Wie traumredend durch die weite Stille rauschte der Fluß in seinen Ufern, und in dem silbernen Lichte des Sternenhimmels tauchte die Gestalt des blonden, blauäugigen Mädchens wie Anadyomene aus der Flut. Er sah sie deutlich vor sich; nur der Saum ihres weißen Gewandes verlor sich in den Wellen; mit jenem lässigen Neigen des Hauptes lächelte sie ihn an, und in dem Rauschen des Schilfes unterschied er deutlich ihre Stimme: „Vraiment, une petite princesse dans son genre!“ Aber sie war jetzt nicht mehr drunten über dem Wasser; sie wandelte an seiner Seite,

sie beide vor den Säulen der Veranda; sie flüsterte noch etwas, aber er verstand es nicht.

Als er unwillkürlich den Kopf nach dem Lande zurückwandte, wo droben über dem Gebüsch der Giebel des Haupthauses sich gegen den Nachthimmel abhob, sah er zu seiner Verwunderung noch ein Licht durch die Zweige schimmern, und bald auch, daß es aus dem Fenster strahlte, hinter welchem, wie er wußte, Kättis Kammer war.

Er hatte so spät dort niemals Licht erblickt. Was mochte das wunderliche Mädchen jetzt noch treiben? Französisch? Aber weshalb denn, da sie es als Kind so gründlich doch verabscheut hatte? — Gleichviel; was kümmerte es ihn!

Aber dennoch sah er sie vor sich; das müde Köpfchen auf die Hand gestützt und gleichwohl eifrig in seinem Diktionär blätternd.

Er wandte sich wieder ab. Der Fluß rauschte noch wie zuvor in seinen Ufern; aber die blonde Majorstochter wollte nicht wieder aus seiner Flut emporsteigen, so ernstlich der junge Doktor auch seinen Willen darauf zu richten suchte. Unwillkürlich wandte er immer wieder seine Augen nach dem Lichte, das landwärts durch die Bäume schien; es schlug schon Mitternacht vom Turme; und erst als es längere Zeit nachher erlosch, stand er von seinem Steine auf und ging in seine Kammer.

— — Die nächste und die darauffolgende Nacht war es ebenso. Am Morgen des dritten Tages, da Kätti ihm das Frühstück brachte, legte sie die fertige Näharbeit daneben auf den Tisch.

Er nahm sie und betrachtete sie genau, während das Mädchen gespannt zu ihm hinüberblickte. „Das ist gut!" sagte er. „Lache nur nicht; ich verstehe mich darauf." Er war, wie manche Männer, fast pedantisch in bezug auf seine Leibwäsche. „Und was kostet es?"

„Es kostet nichts", erwiderte sie.

„Nichts? Lassen die Näherinnen hier sich nicht bezahlen?"

„Es gibt hier keine; ich selber habe es genäht. —

Aber wollen Sie mir jetzt auch diese Arbeit durchsehen?“ Und damit legte sie ein mit französischen Themen beschriebenes Heftchen vor ihm hin.

Er nahm es schweigend und begann zu lesen, während sie mit beklommenem Atem vor ihm stand. Einmal zuckte sie erschreckt zusammen, da er einen Bleistift nahm und damit zwischen ihre Schrift hineinschrieb; endlich gab er ihr das Heft zurück. „Das ist auch gut!“ sagte er und sah sie voll mit seinen blauen Augen an, während ein helles Freudenrot über des Mädchens Antlitz flog.

„Aber bist du denn nicht mehr die alte Kätti; wer hätte dich früher an den Nähtisch oder an die Bücher bringen können? Und nun? — Wie geht das zu? Oder ist es am Ende gar ein Wunder?“

Ihre Augen öffneten sich weit und sahen ihn an, bis sie sich mit Tränen füllten. „Ich weiß nicht“, stammelte sie verworren, „aber darf ich mit meinen Themen wiederkommen?“ — —

Und als er ihr das zugesagt hatte, nahm sie ihr Heft und verließ eilig das Zimmer.

* *
*

An Sträkelstrakels Geige war tags vorher die G-Saite gesprungen; nun kam er gegen Mittag aus der Stadt, wo er sich eine neue eingehandelt hatte. Müde, wie er war, bog er dennoch von der Dorfstraße in den Weg zur „Wald- und Wasserfreude“ ein und wollte eben die steile Felstreppe nach dem Fluß hinunter, als Kätti aus dem Hause ihm entgegenkam.

„Wenn's nicht zu viel gebeten ist, Mamsellchen“, sagte er, seine große, tellerrunde Mütze lüftend, „Sie kommen doch nach unten zum Herrn Doktor; Sie könnten mir eine Bestellung abnehmen, die sie in der Stadt mir aufgetragen haben!“

Kätti nickte und begleitete ihn nach der Straßenecke, während er ihr seinen Auftrag mitteilte. Sie nickte dann noch einmal; aber sie fühlte selbst, wie ihr die Hände plötzlich eiskalt geworden waren.

Als sie eben zurückgehen wollte, sah sie die lange Trina aus einem Hause treten; die Alte hatte ihre Kreppहaube auf dem Kopf und einen schmutzigen, gefüllten Sack auf ihrem Rücken; so stapfte sie an einem langen Knotenstock die Dorfstraße hinab.

Kätti machte eine Bewegung des Abscheus, aber Peter Jensen lachte: „Sie hat sich Schnaps gekauft", sagte er; „mit ihrem Kräuterbeutel geht sie in die Stadt, mit einem Haarbeutel[1] kommt sie heute abend wieder!"

„Erst abends?" fragte Kätti; es schien ihr plötzlich etwas durch den Kopf zu gehen.

„O, auch wohl nachts oder morgens! Die schläft am Weg so gut als wie zu Hause! Also, Mamsellchen", setzte er hinzu, „nachmittags fünf Uhr, wenn Sie es nicht vergessen wollen!"

„Nein, nein", erwiderte sie hastig, „geht nur und ruht Euch aus; ich werde Euch was Gut's zu Mittag schicken." Ein heißes Rot hatte ihr Antlitz überzogen, während sie langsam ihrem Hause zuging; der empfangene Auftrag schien sie sehr erregt zu haben.

Aber erst am Nachmittage kurz vor der genannten Stunde stieg sie die Felsentreppe hinab; sie hätte näher durch den Garten gehen können; aber sie schien absichtlich, als wolle sie sich selbst noch einen Aufschub gönnen, diesen weiteren Weg zu wählen. Als sie vor der Schwelle des Abnahmehauses stand, erschrak sie fast, da sie die Haustüre offen sah; auch mußte sie sich erst den einen kleinen Finger mit ihrem Tuche wischen; denn sie hatte ihn blutig gebissen, während sie von der letzten Treppenstufe bis hierher gegangen war.

Als aber Wulf Fedders mit seinem blonden Kopfe etwas verwirrt aus der vor ihm liegenden Arbeit auftauchte, sah er sie plötzlich vor sich stehen, und wie damals in ihrer Kinderzeit rief er: „Du, Kätti? Bist du schon lange hier?"

Sie schüttelte den Kopf; aber als sie sprechen wollte, fehlte ihr der Atem.

---

1 Betrunken.

„Nun“, sagte er; „ich hab' schon so viel Zeit, dich anzuhören!“

Kätti blickte gegen die Wand und erwiderte stockend: „Ich glaube doch, daß die lange Trina unseren Fidél geschlachtet hat.“

„Meinst du? Aber was ist dabei zu machen?“

„Ich möchte bitten, daß Sie mit mir hingehen, ich habe Furcht allein.“

„Aber, Kätti, wenn er tot ist, bekommst du ihn ja doch nicht wieder!“

„Ich möchte es nur wissen“, sagte sie leise. „Wollen Sie nicht mit mir gehen?“

Der Doktor zögerte; es war, wie er sich ausdrückte, „ein Knacken“ in seiner Arbeit, den er heut noch überwinden möchte; als aber Kätti vor ihm stehenblieb, nur die dunkeln Augen in angstvoller Erwartung auf ihn richtend, stand er auf und packte seine Bücher fort. „Wenn es denn sein muß, Kätti!“ sagte er. „Aber was ist dir heute? Deine Wangen wetteifern ja mit deiner roten Schleife!“

Er erhielt keine Antwort; Kätti war schon draußen vor der Haustür.

Kopfschüttelnd nahm der Doktor seine Botanisiertrommel von der Wand, und bald gingen sie nebeneinander über die Felder nach dem Walde zu; sie hörten es eben hinter sich im Dorfe fünf vom Kirchturm schlagen, als sie ihn erreichten.

„Wollen wir nicht etwas rascher gehen?“ sagte der Doktor, da Kätti jetzt absichtlich ihren Schritt zu hemmen schien.

„Ja, ja; ein wenig rascher!“ — Sie tat es auch, bald aber wurden ihre Schritte zögernd wie vorher.

Er schien es nicht beachtet zu haben, daß sie um den äußeren Rand des Waldes herumgingen; denn es wuchs und blühte hier manches, das seine Aufmerksamkeit erregte, und Kätti hatte immer Neues ihm zu zeigen und zu fragen. Plötzlich aber, da er um sich blickte, rief er: „Weshalb gehen wir denn hier? Der Fahrweg durch den Wald muß ja viel näher sein.“

„Der Fahrweg?" — Kätti hatte den Kopf gewandt und sprach es in die Luft hinaus: „Es kann wohl sein; ich dachte nicht daran!"

„Aber du warst vorhin doch selbst so eilig!"

„O nein; ich habe Zeit genug."

„Du bist ein wunderliches Mädchen, Kätti."

Es dauerte lange, bis sie an die Kate der langen Trina kamen. Das baufällige Häuschen lag schon im tiefen Tannenschatten; aber die Tür war verschlossen, und Wulf Fedders trommelte daran mit beiden Fäusten, ohne daß geöffnet wurde. Als er durch die blinden Fenster hineinzublicken suchte, sprang von drinnen die schwarz und weiß gefleckte Katze gegen die Scheiben und sah ihn mit ihren grünen Augen an. „Brr!" sagte er; „nur der Haushund ist da drinnen." In demselben Augenblicke aber, da er einen Schritt zurücktrat, gewahrte er das gegen die südliche Hausmauer angelehnte Brett, woran auch heute noch eine Anzahl von Tierfellen, mit der Rauchseite nach innen, angeheftet hing. „Kätti!" rief er; „wo bist du, Kätti?"

Sie stand seitwärts unter einer einzelnen Tanne und schien auf das Moor hinauszublicken, das sich hier vor der Hütte der Alten in unerkennbare Ferne hinausstreckte; mit der einen Hand hatte sie über sich einen Ast ergriffen, so daß sie ihr Köpfchen an dem eigenen Arme ruhte.

Als Wulf Fedders die schlanke Mädchengestalt so fast wie schwebend gegen den schon goldig angehauchten Himmel sah, zögerte er einen Augenblick; dann rief er noch einmal, aber leise, ihren Namen; da wandte sie sich und kam langsam zu ihm.

„Ist das Fidél?" sagte er und hob mit einem abgerissenen Zweige die Rauchseite eines noch blutigen Felles in die Höhe.

Sie hielt ein Weilchen wie gezwungen die Augen darauf gerichtet und schüttelte dann den Kopf.

Er hob noch andere Felle auf. „Ein Iltis und zwei Katzen! Gott weiß, was die Alte mit dem Unzeug anfängt! — Wir können nun nur wieder heimgehen", setzte

er hinzu. „Und hier führt auch der Fußsteig in die Tannen!"

Sie stutzte erst und blickte unsicher vor sich hin; dann ging sie rasch voran.

Als sie eine Weile zwischen den dunkeln Bäumen fortgeschritten waren, ließen sich ganz deutlich seitwärts aus der Tiefe des Waldes Geigentöne hören.

Kätti fuhr sichtlich zusammen.

„Was hast du?" sagte er. „Bist du so schreckhaft heute? Die neuen Buchen werden nicht weit sein; es ist eine Tanzgesellschaft, und dein Sträkelstrakel spielt die Geige!"

Sie antwortete nicht; aber ein Seitensteig führte hier in die entgegengesetzte Richtung, und sie ging eilig darauf vorwärts, als ob sie vor jenen Tönen fliehen müsse. Und bald auch wieder war um sie her nichts anderes vernehmbar als das eintönige Kochen und Weben in den Tannenwipfeln, die der Abendwind bewegte. Er folgte ihr in einiger Entfernung, doch nicht weiter, als daß er um so besser die anmutige Gestalt betrachten konnte; und seine Augen sahen bald nichts anderes als sie. Im Gehen streifte ein überhängender Zweig die rote Schleife aus ihrem Haar; sie hatte es nicht bemerkt; aber er hob sie auf und zeigte sie ihr. „Warte!" sagte er; „ich weiß wohl, wie sie sitzen soll!"

Sie neigte demütig das Haupt und duldete es, daß seine ungeschickten Finger sich mit dem Bande mühten.

„Habe ich es recht gemacht?" frug er leise; noch einen Augenblick ruhte seine Hand auf ihrem Haar.

Sie nickte nur; es kam kein Hauch von ihrem Munde. Dann gingen sie aufs neue weiter; das Rauschen in den Wipfeln hatte aufgehört, es wurde immer stiller um sie her.

Jetzt öffnete sich eine Lichtung, in der das Gold des Abendhimmels auf Hülsen- und Farrenkräutern lag, die hier in unberührter Einsamkeit beisammen standen. „Weißt du denn wirklich, wo wir sind?" sagte Wulf, als Kätti vor ihm in das Gewirre hineinschritt. „Mir ist, als kämen wir niemals mehr aus diesem Wald!"

Ein gellender Schrei antwortete ihm.

„Kätti, liebe Kätti!" Er war im Nu an ihrer Seite.

Vor den Füßen des Mädchens lag eine Schlange, auf deren Rücken das Kainszeichen in dem schwarzen Zickzack deutlich zu erkennen war. Der tellerförmig aufgerollte Leib schien wie am Boden festgeheftet; nur die Muskeln spielten in unablässiger Bewegung, und der flache Kopf mit den glühenden Augen war drohend in die Luft emporgerichtet.

„Da, da!" stammelte Kätti und erhob mühsam wie im Traume ihre Hand.

Ein wütender Biß der Schlange zuckte nach ihr hin; aber Wulf Fedders hatte sie schon auf seinen Arm gehoben und trug sie fort, immer weiter, er wußte selber nicht wohin; aus dem Tannen- in den Buchenschlag und aus den Buchen endlich an den Rand des Waldes; sie hatte die Arme um seinen Hals geschlungen und ruhte wie ein Kind mit ihrer Wange an der seinen.

Nun ließ er sie sanft zur Erde nieder; allein sie blieb noch mit geschlossenen Augen an ihm ruhen.

„Kätti", sagte er sanft; „besinne dich, die Gefahr ist jetzt vorüber."

Sie hob den Kopf und sah ihn an, als seien ihre Gedanken ganz wo anders.

„Die Schlange!" sagte er. „Weißt du nicht? Sie hätte dich doch fast gebissen!"

„Ja, ja, die Schlange!" wiederholte sie und trat von ihm zurück; aber das Wort schien keine Bedeutung mehr für sie zu haben.

„Nicht wahr", fuhr er fort; „sie ist weit, ganz weit von uns entfernt; du fürchtest sie nun nicht mehr?"

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn dennoch angstvoll an.

„Kätti", rief er bittend, „mach' nicht so heimatlose Augen!"

Und da sie noch immer stumm blieb, streckte er in heftiger Bewegung beide Arme ihr entgegen.

Einen Augenblick neigte auch sie sich gegen ihn; dann

aber richtete sie sich jäh empor. „Nein, nein“, schrie sie, und ihre kleinen Hände stießen ihn zurück; „ich kann nicht, ich bin falsch gewesen!“

„Falsch? Du, Kätti? Du kannst ja gar nicht falsch sein!“

„Doch“, sagte sie und nickte ein paarmal wie zur Beteuerung ihrer Schuld; „das Weib hat unseren Fidél gar nicht getötet; ich wußte das, denn sie fanden ihn heute in der Trinkgrube neben unserem Garten.“

Wulf Fedders schüttelte den Kopf. „Aber weshalb sind wir dann hier hinausgewandert?“

„Es war eine Gesellschaft aus der Stadt“, entgegnete sie stockend; „sie wollten in unserer Wirtschaft vorfahren; ich sollte es an Sie bestellen.“

„Und das wolltest du nicht?“

„Nein, ich wollte es nicht.“

„Und weshalb?“ frug er gespannt.

Sie schwieg eine Weile; dann sah sie ihn fest mit ihren schwarzen Augensternen an und sagte: „Weil auch die blonde Dame mit in der Gesellschaft ist.“

„Darum also; — die Tochter der Majorin meinst du?“ Es klang ein plötzlich kühler Ton aus diesen Worten; die blonde Dame war auf einmal wieder in der Welt.

Da Kätti keine Antwort gab, so schwiegen beide und gingen langsam nebeneinander auf dem Wege hin. Als sie sich dem Tore des Geheges näherten, hörten sie wiederum die Geige aus dem Walde tönen. Kättis weiße Zähnchen gruben sich in ihre Lippe; aber Wulf Fedders schritt, als habe er nichts gehört, vorüber.

„Wollen Sie nicht hineingehen?“ sagte sie leise. „Sie treffen die Gesellschaft noch beisammen.“

Er schüttelte den Kopf. „Ein andermal, Kätti.“ — Und stumm wie vorhin gingen sie auf dem fast dunklen Wege fort. Als sie das Dorf erreicht hatten, bogen sie von der Straße ab und schritten unten am Flußufer entlang. An der Felstreppe, die zur „Wald- und Wasserfreude“ hinaufführte, blieb der Doktor stehen. „Gute Nacht, Kätti!“

„Gute Nacht“, hauchte sie; sie gaben sich nicht die

Hände; wie ein gescheuchter Vogel flog sie die Stufen hinauf, bis er sie oben in der Dämmerung verschwinden sah.

— — An diesem Abend saß der Doktor noch lange auf dem großen Stein vor seiner Haustür und blickte auf den Fluß hinaus, der ruhig im Sternenlicht dahinzog; aber aus seinen Wellen wollte heute kein anmutiges Mädchenbild emporsteigen. Vor der nahen Wirklichkeit konnte das Spiel der Phantasie sich nicht entzünden; die nüchternen Gedanken hatten allein jetzt die Gewalt. — —

Wulf Fedders war der Sohn eines höheren Beamten, den bei schon reiferer Jungfräulichkeit eine Dame alten Geschlechts geehelicht hatte; und es geschah wie meist in solchen Ehen: da die Frau nicht umhin konnte, ihres Mannes bürgerlichen Stand zu teilen, so suchte sie wenigstens von der früheren „Exklusivität“ noch so viel festzuhalten, als ihre kleinen Hände es vermochten. Die damit durchsetzte Luft des Hauses war auf den Sohn, der seine Mutter nach Verdienst verehrte, nicht ohne Einfluß geblieben; trotz guten Willens wurde es ihm meistens schwer, ja fast unmöglich, den Menschen ohne Rücksicht auf seinen Ursprung oder die ihm angeborene Vergangenheit zu schätzen. So wollte er wohl gern ein bedeutender Rechtslehrer, ein großer Staatsmann werden; aber hätte er dafür der Sohn eines Stallknechts sein und die Jugend eines solchen Kindes als Vorleben mit in den Kauf nehmen müssen, er hätte sich doch sehr bedacht.

Nun saß er in der Einsamkeit der Nacht, in sich erschrocken über die Vorgänge dieses Nachmittages, die mit zudringlicher Deutlichkeit vor seinen Augen standen. Nur Kätti selber hatte ihn zurückgehalten, sich ihr für immer zu geloben; und Wulf Fedders war nicht der Mann, eine deutlich eingegangene Verpflichtung nicht auch mit allen Opfern zu erfüllen. Aber der gefährliche Augenblick war vorüber und konnte niemals wiederkehren. „Hermann Tobias Zippels Schwiegersohn!“ Er schüttelte sich ein wenig, wie einstens Kätti vor dem armen Unterlehrer; dann stand er langsam auf und ging in seine Kammer.

* * *

An einem der nächsten Tage wurde Kätti von einem Glücksfalle betroffen, den sie freilich für den Augenblick wohl kaum zu schätzen wußte. Zufolge Testamentes einer verstorbenen Patin wurde ihr nicht nur ein straffes Beutelchen mit silbernen und goldenen Schaumünzen eingehändigt, es war ihr außerdem eine nicht unansehnliche Summe ausgesetzt, welche zu Herrn Zippels Entrüstung nicht durch ihn als väterlichen Vormund, sondern durch eine dritte Person bis zu ihrer Mündigkeit verwaltet werden sollte.

Und als wäre es noch nicht Glückes genug, so begann auch der Unterlehrer, der seit seiner erfolglosen Liebeswerbung fortgeblieben war, aufs neue in der „Wald- und Wasserfreude“ einzukehren. Da er die sichere Aussicht auf einen guten Schuldienst in der Stadt hatte, so suchte er sich der Tochter des Hauses wiederum mit allerlei Gespräch zu nähern, wobei er allmählich ein ganz munteres und zuversichtliches Wesen angenommen hatte. Als Wulf Fedders einmal darüber zukam, war ihm im ersten Augenblicke, als ob ein Dorftölpel in seinen Blumengarten steigen wolle, und schon saß ein überlegenes Wort gegen den jungen Menschen auf seinen Lippen. Aber er besann sich; was kümmerte es ihn? Er wollte ja kein Recht an dieser Blume haben. Er ging fort, und Kätti sah ihm mit großen Augen nach, während die Reden des Schulmeisters wie leeres Wellengeräusch an ihrem Ohr vorübergingen.

Im übrigen wollte der Sonnenschein, der draußen fortdauernd vom Himmel auf die Erde glänzte, in der „Wald- und Wasserfreude“ nicht zur Geltung kommen. Der Doktor zeigte sich nur selten oben in der Wirtschaft; wenn er nicht an seiner Arbeit saß, so lief er allein durch Wald und Feld, oder er war drüben in der Stadt, oft mehrere Tage nacheinander. Herr Zippel fuhr sich mehr als jemals unwirsch durch die Haare; denn von seinen Badarbeitern war ihm die Hälfte fortgelaufen, sei es, daß Herrn Zippels Anweisungen ihnen unausführbar geschienen, sei es, daß, wie hie und da gemunkelt wurde, der Lohn nicht prompt genug gefallen war. Noch unwirscher

wurde er, wenn er die Tochter ansah: „Seit du vor lauter Eigensinn nicht mehr hast singen wollen, kommen immer weniger Gäste aus der Stadt; was soll denn daraus werden?“ — Es zuckte schmerzlich durch das junge Gesicht; aber sie wußte nichts darauf zu sagen.

Dennoch waren wieder eines Tages Gäste angesagt. Kätti hatte, wie bestellt, den Kaffeetisch in der Veranda hergerichtet; vom Glockenturme schlug es drei, die junge Gesellschaft, welche für diesen Sommer sich zusammengefunden hatte, mußte bald erscheinen. Noch einmal übersah Kätti mit Sorgsamkeit ihr Werk; denn die Bedienung selbst hatte sie der dicken Köchin überwiesen, die eben dabei war, sich in ihren Sonntagsstaat zu werfen. Trotz ihres Vaters Mahnung, sie vermochte es nicht, auch nur zur Aufwartung zwischen diesen Gästen einherzugehen.

Auf ein Geräusch horchte sie hinaus, ob nicht das Rollen der ankommenden Wagen schon vernehmbar sei; aber es war nur der wohlbekannte, ungleiche Schritt des kleinen Musikanten, was jetzt von der Anfahrt den Gartensteig entlang kam. Und bald erschien auch Sträkelstrakels dürftige Gestalt auf den Stufen der Veranda; obwohl eine auffallend milde Sonne heut am Himmel stand, trocknete er sich doch mit seinem karierten Schnupftuch die hellen Perlen von der Stirn.

Schon längst, mit dem Instinkt der Liebe, hatte er herausgefunden, weshalb seit nun schon vielen Tagen sein Liebling so seltsam stumm und blaß einherschlich; als er ihr jetzt in das erregte junge Antlitz blickte, dessen Züge heut eine eigentümliche Schärfe zeigten, ergriff er lebhaft ihre beiden Hände: „O Mamsellchen“, sagte er und hob seine grauen Augen in anbetender Entsagung zu ihr auf; „Sie sollten sich das nicht gar zu sehr zu Herzen nehmen; es gibt noch andere, die es ehrlich meinen!“

Sie blickte ihn traurig, aber freundlich an: „Ich weiß das, guter Sträkelstrakel; aber ich versteh' dich nicht.“

„Wenn ich nur reden dürfte, Mamsellchen!“

„Weshalb denn solltest du nicht reden dürfen?“ — Sie horchte noch einmal hinaus; aber es war nichts zu hören.

Sträkelstrakel hatte sich abermals die Stirn getrocknet. „Der Unterlehrer“, sagte er, „er ist kein feiner Herr; aber ich kenne ihn, er ist ein guter Mensch; Sie wissen, Mamsellchen, er versteht auch seine Orgel recht mit Schick zu spielen, und er hat doch nun das schöne Brot dort in der Stadt bekommen — wenn Sie gütigst ihm erlauben wollten, wieder einmal anzufragen!“

Ruhig hatte Kätti ihm zugehört. „Am Ende bist du schon als Freiwerber an mich abgesandt!“ sagte sie und lehnte müde das dunkle Köpfchen an eine der Verandasäulen.

Sträkelstrakel wurde sehr verlegen. „O Mamsellchen“, sagte er zögernd; „aber wenn es denn so wäre!“

Sie antwortete nicht; sie hatte sich jählings aufgerichtet. Von der Dorfstraße her kam deutlich das rasche Rollen mehrerer Wagen.

Rasch trat sie auf den kleinen Musikanten zu und legte fest die Hand auf seinen Arm: „Schweig, Sträkelstrakel! Sprich nicht mehr; ich will nichts weiter von dem Narren hören!“

Als er sich umblickte, war sie verschwunden; draußen bei der Anfahrt aber erhob sich das Getöse der ankommenden Gäste, und von der Felstreppe herauf erschien der Doktor, um sie zu begrüßen.

— — Der Nachmittag verging, während Kätti hinter verschlossener Tür in ihrer Kammer saß; als es drunten stiller geworden war, ging sie vorsichtig in das Haus hinab. Der Saal war leer, in der Veranda sah sie zwei ältere Damen beim Pikettspiel sitzen; aber hinter dem Garten, vom Fluß herauf scholl ein fröhliches Stimmengewirr. Ein paar Augenblicke stand Kätti, den Kopf vorgeneigt, und mit verhaltenem Atem, als ob sie aus dem fernen Schall sich einzelne Worte aufzuhaschen mühe; dann, fast wider ihren Willen, schlich sie in den Garten.

Die jugendliche Gesellschaft hatte das größte der beiden Böte losgekettet und war jetzt im Begriff, sich einzuschiffen; der Doktor und die blonde Dame waren die letzten, und eben ergriff sie seine Hand, um einzusteigen.

Kätti sah es genau aus ihrem Versteck, und ihre Augen verschlangen alles, was sie sahen. Als das Boot stromaufwärts abgefahren war, blieb sie zuerst in dumpfem Sinnen stehen. Aber nicht lange, so war sie auch zum Fluß hinabgegangen; und bald folgte jenem größeren Boote das zweite kleinere mit gleichmäßigem, leisem Ruderschlag; die Schifferin, die es lenkte, verstand es, stets denselben gemessenen Raum zwischen beiden Böten innezuhalten. — Was wollte sie? — Sie wußte es selber nicht; aber ihre Augen hafteten wie gebannt an dem vollen Nachen, der im Glanz der Abendsonne mit Lachen und Gesang vor ihr den Strom hinauffuhr.

Weiter oben, an derselben Seite, wo auch das Dorf belegen war, erhob sich ein mäßig großer Hügel, den, wie eben jetzt, die Gäste der „Wald- und Wasserfreude“ der schönen Aussicht halber aufzusuchen pflegten, um dann durch Wald und Wiesen wieder heimzukehren. Auch heute hatte man einen Burschen vorausgeschickt, der später mit dem leeren Boot zurückzurudern hatte; denn auf dem Hinwege freilich ließen die jungen Männer es sich nicht nehmen, ihre Damen selbst zu fahren.

Kätti wußte das; es war gewöhnlich so. Und endlich sah sie, wie das Boot vor ihr an jener Anhöhe landete und wie die Damen unter Handreichung der Herren an das Ufer sprangen. — Leise hielt sie ihr Ruder an. Aber was hatte die Gesellschaft dort? Es mußte ein Unfall geschehen sein; man drängte sich zusammen und schien lebhaft zu verhandeln. Dann wurde eine von den Damen — Kätti konnte nicht erkennen, welche — mit Hülfe eines Herren in das Boot zurückgeführt; es war augenscheinlich, daß sie hinkte, sie mochte sich den Fuß vertreten haben. Jetzt gingen wieder alle an das Fahrzeug, und aufs neue schien man hin und her zu reden; die Verletzte schien dankend, aber lebhaft abzuwehren. Bei dem Flimmern der Abendsonne sah Kätti alles wie ein Schattenspiel; jetzt aber gewahrte sie deutlich, wie die Dame, von dem Arm des Herrn gehoben, in das Boot hinübertrat, wie dieser sich dann rasch nach einem Ruder bückte und vom Ufer ab-

stieß, während die übrigen unter Tücherschwenken dem Hügel zugingen.

Kätti fuhr mit der Hand nach ihrem Herzen; sie zweifelte nicht, wer jene beiden waren, die jetzt selbander den einsamen Strom herabgefahren kamen. Ihr eigenes Boot befand sich eben seitwärts von der Einfahrt in den kleinen Binsenhafen; jetzt lenkte sie hinüber, und mit eingezogenen Rudern glitt es durch die enge Öffnung. Aus dem rings umschlossenen Raum war es nicht möglich, den Fluß hinaufzusehen; aber nach der einen Seite standen die Halme weniger dicht, so daß sie das Boot hineindrängen konnte und von hier aus eine Durchsicht nach dem Wasser zu gewann. Von drüben trat gleicherweise eine hohe Binsenwand so nah heran, und die Wasserbahn an dieser Stelle war dadurch so schmal, daß niemand unerkannt vorüber konnte.

Das Mädchen hatte die Hände über ihre Kniee gefaltet und den dunkeln Kopf darauf gelegt; man hätte glauben können, daß sie betete; aber ihr Ohr horchte stromaufwärts in die Ferne, ihre Pulse hämmerten; was sie an Gedanken hatte, ging diesen einen Weg. Und jetzt, jetzt endlich in der ungeheueren Stille erfaßte ihr Ohr das Rauschen eines Ruderschlags. Sie fuhr empor und streckte sich mit dem ganzen Leibe nach jener Richtung, während ihre Hände sich an den Rand des Bootes klammerten. Gierig, als passe sie auf eine Beute, lauschte sie auf das nah und näher tönende Geräusch, das gerade auf sie zukommen schien. Allein sie hörte nichts von dem, was sie zu hören dachte: keine Worte, keinen Laut von Menschenlippen! Jetzt aber — es war, als ob die Ruder eingezogen würden, sie vernahm deutlich das Abtropfen des Wassers; und jetzt, vom Strom getragen, glitt draußen das Boot rauschend an ihrer Binsenwand entlang.

Kätti hatte sich aufgerichtet, zitternd bogen ihre Hände die nächsten Halme auseinander; aber so weit sie ihre Augen öffnete, es ward nicht anders: Wulf Fedders war der Schiffer, das blonde Mädchen lag in seinen Armen. Aber nur noch einen Augenblick, dann fuhr sie jäh empor.

„Es lachte jemand!" rief sie und sah sich mit erschreckten Augen um.

Der Doktor ließ sich nicht so leicht beirren. Aufs neue umschlang er seine Braut und küßte sie. „Du träumst", sagte er zärtlich; „wir sind allein; wer sollte denn auch lachen, daß du mein geworden bist!"

Aber ungesehen hinter der dunkeln Binsenwand war in diesem Augenblick ein verbleichendes, junges Antlitz auf den Rand des Bootes hingesunken. — Das Abendrot überglänzte den Himmel und verging, der Tau versilberte das schwarze Haar des schönen Mädchenkopfes, und fern im lichten Blau des Äthers schimmerte der Stern der Liebe. Da erst richtete sich Kätti wieder auf. Lange blickte sie in den milden Glanz des ruhigen Gestirnes; dann betrachtete sie aufmerksam ihre Hände, ihre kleinen Füße; sie löste ihr schönes Haar und ließ es durch die Finger gleiten, bis sich plötzlich ihre Arme streckten und sie mit beiden Händen nach den Rudern griff. „Nur die Wirtstochter!" rief sie. „Die Tochter aus der ‚Wald- und Wasserfreude'!" Ein bitteres Lächeln flog um ihren Mund; vielleicht auch hat sie wieder laut gelacht; aber niemand hat es hören können, das Fahrzeug, welches die beiden Glücklichen trug, war schon längst den Strom hinab.

* * *

Der Doktor hatte, wie er der Kühle wegen wohl zu tun pflegte, während dieser Nacht ein Fenster seines Wohnzimmers offen gelassen. Als am anderen Morgen sein Blick dahin fiel, gewahrte er auf der Fensterbank das französische Dictionnaire, das Kätti an jenem Morgen so eifrig mit sich fortgenommen hatte. Sie hatte es also schweigend ihm zurückgebracht und wollte es nun nicht mehr gebrauchen.

Da er zögernd das vom Nachttau feuchte Buch in seine Hand nahm, fiel ein Zettel mit Kättis kleiner Schrift heraus:

„Das Beutelchen mit den Gold- und Silbermünzen"—

so hatte das rechtsunkundige Kind geschrieben — „nehme ich mit mir, und es braucht daher keiner meinethalben zu sorgen. Aber meine übrigen Erbgelder soll mein Vater haben; nur soll er davon an Sträkelstrakel hundert Taler geben. Ich darf wohl hoffen, daß Sie dies für mich besorgen werden.“

Und weiter nichts; der Name „Kätti“ stand darunter.

Bestürzt starrte Wulf Fedders auf diese Zeilen; das Lachen, das gestern seine schöne Braut erschreckt hatte, fiel ihm plötzlich schwer aufs Herz. Grübelnd sann er nach, ob er irgendeine Schuld an sich entdecken könne; aber er fand keine. Eine heftige Sehnsucht nach dem Mädchen wallte in ihm auf; aber er sagte sich mit Nachdruck, daß das nur Mitleid sei.

Noch ein paar Augenblicke; dann ging er durch den Garten nach dem Haupthause hinauf, wo er Herrn Zippel, wie zur Reise gerüstet, mit Hut und Stock im Gastzimmer antraf. „Ist Kätti hier?“ frug er hastig.

„Kätti?“ entgegnete Herr Zippel zerstreut. „Sie wird noch in den Federn liegen.“

„Nein, nein! Sie ist fort!“

„Fort?“ Herr Zippel rannte aus der Tür und kam nach ein paar Augenblicken wieder. „Ja, ja! Ihr Bett ist unberührt! Aber weshalb? Warum?“

„Ich weiß es nicht“, erwiderte der Doktor mit etwas unsicherer Stimme; „aber lesen Sie das!“

Herr Zippel nahm ihm den dargebotenen Zettel aus der Hand. „Hm, richtig! Richtig!“ rief er, indem er mit ausgespreizten Fingern sich alle Haare in die Höhe zog. „Wieder die alte Dummheit! Aber wissen Sie, dies da mit dem Gelde, das ist eine neue! Auf das Gekritzel zahlt mir niemand auch nur einen Schilling. Nun, es schad't nichts; leben Sie wohl, Herr Doktor; ich will in die Stadt!“

Der Doktor hielt ihn noch zurück. „Was wollen Sie dort? Wollen Sie es wieder in die Blätter setzen lassen?“

„Wie meinen Sie das? Ja freilich wird es in die Blätter kommen! — Aber meine Kätti ist dennoch ein

Genie; sie hat das rechte Teil erwählt; mit diesem Publikum ist nichts zu machen! Glauben Sie, daß die ‚Wald- und Wasserfreude‘ existieren kann, wenn keine Gäste kommen? Oder glauben Sie es nicht?“ Er sah ein paar Sekunden lang dem Doktor starr ins Angesicht, dann streckte er wie beschwörend seine Hand gegen das Fenster, durch welches man auf die Gartenanlagen und die Trümmer des neuen Wald- und Wiesenwasserbades sah. „Irgendein dummer Esel“, rief er, „welcher nach mir kommt, wird aus meinen Gedanken sich Dukaten prägen; das ist der Lauf der Welt! — ich gehe aufs Gericht, um meine Insolvenz zu Protokoll zu geben!“

Er erhob stolz den Kopf, und seinen Spazierstock schwingend, schritt er zur Tür hinaus.

— — Einige Tage später saß drüben in der Stadt Wulf Fedders neben seiner hübschen, blonden Braut. Sie plauderte schon lange und schien eifriger zu fragen, als er zu antworten.

„Und sie ist jetzt zum zweiten Male fortgelaufen?“ hub sie aufs neue an.

„Ja, zum zweiten Male.“

„Und ihr habt keine Spur von ihr gefunden, gar keine?“

Er schüttelte den Kopf. „Nicht weiter als bis unten an der Flußmündung, wo auch das Boot gefunden wurde.“

„Du Ärmster, wie hast du dich wohl abgemüht!“

„Du übertreibst, Cäcilie; ich habe mich nicht abgemüht.“

Sie neigte den Kopf und sah ihn von unten auf mit ihren blauen Augen an. „Leugne es nur nicht! Und — weißt du? — wäre es eine andere gewesen, ich hätte eifersüchtig werden können!“

Ein leichtes Rot überflog sein Antlitz.

„Du?“ rief sie neckisch drohend und erhob den Finger ihrer weißen Hand.

Wulf Fedders sah sie düster an. „Wollen wir nicht lieber von etwas anderem reden als immer nur von jenem armen Mädchen?“

Die junge Dame strich sich sorgsam ihre Kleider glatt und richtete sich in ihrem Sessel auf. „Weißt du?“ sagte sie. „Sie interessierte mich doch; ich wußte nur nicht, wo ich sie hintun sollte; nach dieser Geschichte aber bin ich ganz im reinen! Nicht wahr, sie hatte so ruhelose Augen? Es war ein rechtes Vagabondenangesicht!“

* * *

Ein Vierteljahrhundert ist seitdem vergangen. Das Gewese der „Wald- und Wasserfreude“ wurde schon derzeit in dem Zippelschen Konkurse von dem früheren Besitzer für seinen ältesten Sohn zurückerworben, und mit diesem ist die alte patriarchalische Bauernwirtschaft, sind die billigen Preise und die Gäste wieder eingezogen. — Vor dem Abnahmehause, drunten am Flußufer, liegt noch immer der große Stein, auf welchem einst Wulf Fedders seine Anwandlung jugendlicher Träumereien überstand. Statt seiner konnte man noch vor wenig Jahren einen kleinen alten Mann dort sitzen sehen, der bei einer der jetzt in dem Hause wohnenden Arbeiterfamilien von der Gemeinde in die Kost verdungen war. Zuweilen, an milden Sommerabenden, wenn drinnen die Hausbewohner schon zur Ruhe waren und nur die einsame Sternennacht im Flusse widerschien, zogen von dorther klare Geigentöne über Dorf und Anger. Wer noch wach war und aufmerksam hinüberlauschte, hätte wohl einzelne Passagen eines Mozartschen Adagios erkennen mögen; dazwischen tauchte eine sehnsüchtige Melodie empor und verklang und kehrte wieder, bis — oft in später Nacht — das Geigenspiel verstummte.

Drüben aber in der Stadt, in dem Archiv der alten Landvogtei, zu deren Bezirk die einstige „Wald- und Wasserfreude“ gehört, liegt unter den Akten über Verschollene ein Heft mit ganz vergilbtem Deckel; es enthält die Verwaltungsnachweise über Kättis Erbgelder, deren Zinsen längst das Kapital verdoppelt haben.

Der gegenwärtige Landvogt ist Wulf Fedders, wel-

cher bald nach seiner Verlobung alle Gedanken an künftigen Gelehrtenruhm mit der sicherer zum häuslichen Herde führenden Beamtenlaufbahn vertauscht hatte. Alle Jahre einmal, bei der Revision der Vormundschaften und Kuratelen, gehen jene Akten durch seine Hände. Dann gedenkt er plötzlich wieder der dunkelfarbigen Kätti und seiner Schülerzeit und jener Tage in der „Wald- und Wasserfreude". Aber er hat gar viele Akten und zu Hause eine blonde Frau und viele Kinder; bevor er noch den Weg vom Amtslokale nach seiner Wohnung zurückgegangen ist, haben diese Erinnerungen ihn schon längst verlassen.

Anmerkungen des Herausgebers.

Vgl. das Literaturverzeichnis Bd. 1, S. 392ff.

Nacherzählungen einiger Geschichten aus dem Volke (S. 5—20).

7_{12} Vgl. Müllenhoff, S. 409. „Fru Rumpentrumpen“. — $_{13}$ „Kinder- und Hausmärchen“, Nr. 14: „Die drei Spinnerinnen“; Böhme S. 193 weist noch hin auf Lyser: Abendländische Tausendundeine Nacht, Bd. 10, S. 159 (Meißen 1839), und J. v. der Traun: Rosenegger Romanzen, S. 262f. (2. Aufl., Wien 1874). — **8_{1}** Berthold Litzmann weist Storm in *V* 1847 auch die drei Geschichten zu: „Der Griper und sein Herr“, „Der offenherzige Polizeimeister“ und „Das theuere Zeugniß“; vgl. „Theodor Storm“ in den „Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn“, 11. Jahrg., S. 59f. (Bonn 1918). — $_{5}$ „Deutsche Sagen“, Nr. 541. Storm gibt im Gegensatz zu den Grimms eine Angabe am Schluß über die Art, wie sich die Unheilsdrohung erfüllt hat.

Marthe und ihre Uhr (S. 21—32).

23_{6} Gertrud Storm, Bd. 1, S. 143f. — $_{21}$ J. Vlašimsky: Zu Theodor Storm (im „Euphorion“, Bd. 17, S. 359f., Leipzig und Wien 1910) weist unnötig auf die Märchenfrau in Heines „Harzreise“. — **24_{1}** Vgl. „Meine Erinnerungen an Eduard Mörike“: Bd. 6, S. 404. — $_{2}$ Nur am Anfange von „Im Nachbarhause links“ ein ähnliches Urteil. — $_{6}$ Eine gedruckte Übersetzung eines Holländers Leeflang wurde Storm 1869 übersandt; vgl. „Briefe an seine Kinder“, S. 101. — $_{9}$ Spalte 865 unter der Chiffre 50.

Im Saal (S. 33—42).

35_{18} Über die Familienbeziehungen vgl. Kobes, S. 44, 48, 86 bis 90. — $_{26}$ Vgl. Gertrud Storm, Bd. 2, S. 23f.

Angelika (S. 43—70).

45$_{24}$ Robert Pitrou: Une interprétation nouvelle de quelques œuvres de Th. Storm (in der „Revue Germanique", Bd. 9, S. 588ff., Paris 1913). Pitrou und Kobes (S. 260) verlegen die Kahnfahrt auf die Treene südlich Husum, E. Bertz auf die Havel; vgl. den Aufsatz „Theodor Storm in Potsdam" (in den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte Potsdams", Neue Folge, Bd. 5, Heft 3, Potsdam 1910). Über solche Havelfahrten schreibt Storm 1854; die Rückfahrten im Mondschein seien reinste Romantik. — **46**$_{13}$ Erich Schmidt, S. 407, und Schütze, S. 146. — $_{23}$ Vgl. Gertrud Storm, Bd. 2, S. 48. — $_{24}$ An Mörike am 27. August 1855, an Mommsen Anfang 1856 und am 24. Januar 1856 an die Eltern. — $_{35}$ „Heimatbriefe", S. 76. — **47**$_{29}$ In dem Aufsatz „Theodor Storms Novellen" in der Zeitschrift „Die Heimat", Jahrg. 18, Heft 7 und 8 (Kiel 1908) — **48**$_{8}$ „Theodor Storm", S. 21. — $_{16}$ Beilage zu Nr. 263 vom 9. November 1855. Unterschrift: 10.

52$_{36}$ Hinter Abendrot steht in der Erstausgabe: und im Boote über Wasser hin sangen die Mädchen:

O Rosenroth, o Liebesschein,
Wir fahren in den Himmel ein!
Das Ufer ist nicht mehr zu sehen,
Die Sternlein uns zu Füßen gehen.

Hinzelmeier (S. 71—104).

73$_{10}$ In das für seine Eltern bestimmte Buch schrieb der Dichter:

Von mir auch bringt's ein seltsam Stück,
Das ist aus Träumen ganz gesponnen.
Das hab' ich in der Sommerzeit
Beim warmen Sonnenschein ersonnen.

$_{12}$ „Briefe an seine Freunde", S. 94. — $_{19}$ „Heimatbriefe", S. 75. — **74**$_{18}$ Verstümmelt gedruckt in dem Kalender „Der deutsche Pilger durch die Welt" (Stuttgart 1845). — $_{28}$ Schütze deutet (S. 162) wohl falsch, wenn er den alten Zug von dem unendlichen Glücksverlangen und der Unmöglichkeit, es zu stillen, wiederfinden will. — **75**$_{9}$ Krey, S. 13, Anmerkungen. — $_{20}$ Müllenhoff, S. 276. — $_{21}$ Raphaels Diener tötet den ihm als Fledermaus erscheinenden Teufel und rühmt sich, ihn aus der Welt geschafft zu haben. — $_{29}$ Der Stein der Weisen spielt die gleiche verhängnisvolle Rolle in Brentanos Märchen von dem Hause Staarenberg und den Ahnen des Müllers Radlauf. Johannes Wedde: Theodor Storm, S. 30 (Hamburg 1888), behauptet ohne Grund Einfluß von Andersens Märchen „Die Schneekönigin". — **76**$_{1}$ Storm an Eggers am 16. Januar 1856.

Im Kapitel „Krahirius“ habe er das Frühlingwerden bis zur sinnlichen Mitempfindung geschildert. — $_9$ Brief an Henriette v. Merckel vom 13. Januar 1857. — $_{10}$ S. 606. Schlüssel: 77. —

79_4 Statt des Verses Hatto von Mainz usw. steht in *V*:

„Rößlein, Rößlein geh' im Trab,
Wirf mir nicht den Reiter ab!
Hopp hinauf und Hopp hinab
Hebe dich und wiege dich,
Trag' den Reiter säuberlich!
Hopp hinauf und Hopp hinab.
Rößlein, Rößlein geh' im Trab!“

86_{27} Hinter Kunst steht noch in *V*:

Die alte Nacht
Mit den ehernen Schwingen
Hält es bewacht;
Du mußt sie bezwingen.
Hast du's erreicht am Wanderstabe,
Setzt sich zum Schlaf dir zu Häupten der Rabe.“

87_{16} Das 5. Kapitel lautet in *V*:

Fünftes Kapitel. Der Rosengarten.

Neun Jahre war Hinzelmeier seitdem gewandert, über Ebenen und Berge, an Strömen und Abgründen, hin und her, kreuz und quer, sein Haar war dünn, sein Antlitz hager geworden; aber den Stein der Weisen hatte er nicht gefunden.

Eines Nachmittags, da vom frühesten Morgen an sein Weg ihn über zerklüftete Gebirgsmassen geführt hatte, und ihn nun, da er in die Ebene hinabgestiegen war, die müden Füße kaum noch zu tragen vermochten, hörte er plötzlich vor sich auf dem einsamen Wege den Klang eines Waldhorns, und wie je länger und länger der Ton erklang, so fühlte er seine Kräfte sich auf's Neue beleben und in Kurzem schritt er leichter einher, als am Morgen, da er ausgewandert war. Nun sah er auch bald in der Ferne einen schlanken Burschen vor sich des Weges ziehen, der ein Waldhorn an den Mund gesetzt hatte und während des Wanderns eine Melodie nach der andern blies. Unwillkürlich folgte Hinzelmeier dem Hornisten, bald nach Osten, bald nach Süden und so zogen sie hinter einander her, dann über sonnige Wiesen, dann auf kühlen Waldpfaden, als Hinzelmeier, da sie eben aus dem Blätterschatten wieder ins Freie hinaus getreten waren, die weite Gegend auf seltsame Weise verändert sah. Denn obgleich es tief am Nachmittage sein mußte, so lag doch auf Wiesen und Wäldern der Frührothschein des Morgens, und der Wasserspiegel des See's, an dem der Weg entlang führte, war mit Purpurschimmer übergossen; die dichtbelaubten Bäume, welche überall umher standen, hingen voller Thau, und schütteten, wenn ein Vogel durch ihre Zweige fuhr, den Vorüberwandernden die feuchten Perlen in's Gesicht. Krahirius,

der seinem Herrn zu Häupten flog, schien von dem Glanz geblendet, denn er schlug gewaltig mit den Flügeln, warf den Kopf in den Nacken und schrie beständig seinen eigenen Namen: „Krahira! Krahira!“ Hinzelmeier hatte kaum Zeit gehabt über alles Dieses zu erstaunen, als er einen buntgeputzten jungen Fant aus dem Gebüsch in die Landstraße einbiegen sah. Eine Geige, welche ihm über den violetten Wams auf dem Rücken hing, gab bei jedem Schritte einen lustigen Klang; denn er schritt trotzig nach dem Takte einher und schnalzte dabei mit den Fingern in die Luft. „Wohin des Wegs, Herr Vetter?“ rief er, indem er die Mütze lüpfte und ohne Weiteres als Kamerad an Hinzelmeiers Seite ging.

„Ich reise auf meine Kunst“, antwortete Hinzelmeier.

„Wo habt ihr denn euer Spielwerk?“ fragte der Fant, und besah Hinzelmeiern mit seinen blitzenden Augen von Kopf zu Füßen. Doch ehe dieser noch zu antworten vermochte, hörte er den Galoppschlag eines Pferdes ihnen entgegen kommen; nicht lang, so rauschten die Büsche, und ein schlanker Gesell auf milchweißem Zelter, ein blondes Mädchen vor sich im Sattelknopf, trabte ihnen entgegen.

„Glück auf den Weg, Freundschaft!“ rief er und drehte das schwarze Zwickelbärtlein zierlich zwischen Daumen und Zeigefinger; dann schwenkte er grüßend das Federbarett durch die Luft und gab seinem Roß die Sporen, daß das Mädchen beide Arme um seinen Nacken schlug. Ein Rosenduft schlug den Wanderern entgegen, wie sie vorübersausten, und noch in der Ferne hörten sie den Reiter singen:

„Die Federn flattern im Winde,
Das Leben geht im Braus;
Nun trag', mein Roß, geschwinde
Mich sammt dem blonden Kinde
In die Welt, in die schöne hinaus!“

Als sie während deß ein gutes Stück gewandert waren, scholl ihnen ein seltsames Getöse entgegen, das je mehr und mehr anschwoll, je weiter sie ihres Weges zogen; bald aber unterschieden sie einzelne Geigenstriche und Trompetenstöße, dann wurde wieder alles von verworrenem Singsang überstimmt, dann wieder donnerten Paukenwirbel dazwischen. „Ist hier ein Narrenhaus?“ fragte Hinzelmeier, „dann muß ich umkehren, denn das leidet meine Kunst nicht.“

„Nein“, sagte sein Kamerad, „mein kleiner Finger hat gezuckt, das muß der Rosengarten sein!“

Das kam Hinzelmeier sehr verwunderlich vor; er meinte fast das Wort schon irgend einmal im Leben gehört zu haben, er wußte nur nicht wo. Aber schon waren sie auf einen grünen Plan hinausgetreten, auf welchem eine Menge buntbewimpelter Zelte aufgeschlagen war; zwischendurch sahen sie eine Schaar junger Gesellen in farbigen Wämsern von allem möglichen Schnitt und Aufputz sich bewegen, während andere vor vollen Flaschen in den offenen Zelten saßen und gemächlich die Beine unter das Tischbrett streckten. Von den Ersteren hatten

fast alle ein musikalisches Instrument in Händen, welches sie mit beträchtlichem Eifer zu tractiren schienen, der Eine harfenirte, der Zweite rührte die Trommel, der Dritte ging mit seiner Drehorgel im Grase auf und ab; Alle aber waren sie in eifriger Uebung begriffen; Geigen und Glocken, Triangeln und Pauken, Flöten und Trompeten, Alles pfiff, strich, schnarrte, schnurrte und jauchzte zwischen einander durch. Als sie etwas näher gekommen waren, sahen sie einen schlitzäugigten Jüngling mit einem papageigrünen Schlafrock in hastiger Zweivierteltactbewegung von einem Bein auf's andere springen; dazu klangen die Glöcklein an seiner spitzen Porcellainmütze, und ein langer Haarzopf tanzte ihm im Nacken. Nun erhob er seine Stimme und sang mit heftiger Leidenschaft:

„Tsching, ting, kliri kling,
Kon-fut-se-ta-ting!"

Hinzelmeier, der zum Wenigsten Chinesisch verstand, hatte auch von seinen verlorenen Clavierstunden noch gerade so viel behalten, um einzusehen, daß hier jeder seine eigene Melodie spiele und sein eignes Lied nach seiner eignen Weise singe; um sich indessen besser zu unterrichten, befragte er sich bei einem langhaarigen Gesellen, welcher mit trübseligen Blicken in das Gewimmel hinaussah, und in welchem er deshalb und, weil er einen Taktstock in der Hand hielt, den Director dieses Concertes zu sehen glaubte.

„Ach", sagte dieser, „hier singt Jeder, wie ihm der Schnabel gewachsen ist."

„Aber wo bleibt denn die Harmonie, Herr Concertmeister?" fragte Hinzelmeier.

Der Langhaarige bewegte wehmütig seinen Taktstock und sagte seufzend: „Hier gibt es gar keine Harmonie!" Ein kleiner Baßposaunist, welcher wüthend hinter ihrem Rücken phantasirte, setzte sein Mundstück ab und rief dazwischen: „Hier gibt es nichts als Dilettanten, hier gilt unumschränkte Notenfreiheit, hier sucht Jeder seinen eignen Ton, und wenn er ihn gefunden hat, dann springen die Pforten des Rosengartens auf. Dieses ist das Punktum und besser als alle Harmonie!" und somit setzte er sein Mundstück wieder an, und blies einen Baßposaunentriller, welcher von oben nach unten durch alle Tonarten hinabkollerte.

Hinzelmeier und sein Kamerad, der Geigenspieler, nahmen nun von dem betrübten Concertmeister Abschied und alsbald erblickten sie hinter den Zelten eine unscheinbare weiße Gartenmauer, über welcher sich ein Geflecht von dichtbelaubten Lindenzweigen entlang zog. Während sie darauf zugingen, sahen sie ein blaues Band aus dem Garten über die Mauer hinausflattern; plötzlich entstand eine große Musikpause; denn alle Cavaliere hatten ihre Instrumente abgesetzt und suchten damit den fliegenden Bandstreifen herunter zu holen. Während aber so unzählige Fiedelbögen und Trommelstöcke, Oboen und Baßgeigen in der Luft umherlangten, warf Hinzelmeiers Kame-

rad seine Mütze in die Höh' und fing es wie einen Sommervogel. Dann knüpfte er es lachend an seine Geige, daß es klingend über die Saiten flatterte, und ging mit Hinzelmeiern fürbaß. Bald erreichten sie die Gartenmauer, in deren Mitte sich eine hohe künstlich geschnitzte Pforte befand. Hier war es stiller, und unter der jungen Schaar, welche hier ihre Kunst probirte, schien eine gewisse Ordnung eingeführt zu sein. Ein Zitterspieler von mädchenhaftem Aeußern trat eben vor die Pforte und sang mit zarter Stimme:

„Wir haben nichts zu finden,
Wir haben nichts zu sehn;
Im Dunkel stehn die Linden,
Wir brauchen nicht zu gehn.
Wohl ging die Sonne unter,
Das letzte Roth erblich;
Wir Beide bleiben munter,
Wir Beide du und ich."

Während des Gesanges brach ein rosiges Licht durch die Lindenzweige, und die gewaltige Pforte erklang in ihren Angeln; aber sie öffnete sich nicht, und der Zitterspieler trat wieder unter seine Genossen zurück. „Verwünschter Klimperkasten!" brummte ein kleiner feister Mann in braunem Wams und gelben Stulpstiefeln, welcher eifrig an einem Klarinettenschnabel putzte. Endlich strich er seinen Bart zur Seite und probirte eine Cadenz; dann aber schüttelte er verdrießlich den Kopf, putzte wieder an seinem Klarinettenschnabel und murmelte: „Keinen Ansatz, schon wieder keinen Ansatz!"

„Das kommt vom Franzwein, Papa!" rief der Zitterspieler.

Der Feiste aber blies ohne zu antworten mit Heftigkeit in sein Instrument, und ließ den Wind in die Backen schwellen, daß ihm die Stutznase binnen Kurzem dazwischen versunken war.

„Wer ist der mürrische Bruder?" fragte Hinzelmeier.

„Das ist der Altvater!" sagte der Zitterspieler, „er bläst hier schon so lange, daß ihm der Bart in die Stiefeln gewachsen ist, und noch immer hat er seinen Ton nicht treffen können."

Der Altvater blies indessen, mit dem Ellenbogen taktirend, eine stürmische Marschmelodie, drei mal von vorne nach hinten. Als aber das Thor noch immer wie eine Mauer stand, setzte er sich endlich scheltend und Luft schnappend mit seinem Instrument ins Gras.

„Gelt, Herr Vetter", sagte Hinzelmeiers Kamerad, „jetzt tanzt mir die Geige auf dem Nacken; da habt ihr eine Maultrommel; wer zuerst seinen Ton trifft, bestellt für den Andern Quartier." Und nachdem er die Maultrommel aus der Tasche gezogen und Hinzelmeiern in die Hand gedrückt hatte, trat er mit keckem Schritt vor die verhängnißvolle Pforte, stützte sein Spielwerk unter das Knie, strich auf die Saiten und sang:

„Im Kasten schlug die Geige,
Der Kuckuck schrie vor Tag,

Und durch die Lindenzweige
Verscholl der Glockenschlag.
Da flog ein Vogel lose
Mit andern durch das Land,
Bis endlich er die Rose,
Die rothe Rose fand."

Und „riegel rink, riegel rink!" zog er den Fiedelbogen, und bei jedem Zuge schollerten im Widerhalle die Thorflügel, und immer klingender strich er die Saiten und immer silberner sang er:

„Nun will ich die Welt bezwingen
In seligem Müssiggang;
Die Riegel sollen springen
Vor dem jauchzenden Geigenklang!"

Und kaum war der letzte Ton heraus, so flogen die Pforten tönend auseinander, und ein Strom von Rosenduft quoll auf den grünen Plan heraus. Der Geigenspieler aber drehte sich auf dem Absatz und rief: „Seht ihr, Herr Vetter, das heißt gepfiffen!" und seine Geige schwenkend verschwand er in den Rosengarten, dessen Thore sich rauschend hinter ihm schlossen.

Kaum war er über die Schwelle, als die ganze Mauer entlang in dem Lindenflechtwerk jedes Blatt lebendig würde, und tausend Nachtigallen erhuben ihre Stimmen, flügelschlagend, jauchzend, tirilirend, dazwischen sangen im Garten krystallene Mädchenstimmen: „Rinke ranke, Rosenschein!"

Da warf Hinzelmeier vor Entzücken seine Maultrommel über die Gartenmauer, und wollte eben einfallen:

„Thu' dich auf und schließ uns ein!" —

als er es „krahira! krahira!" über seinem Kopfe schwirren hörte, und schwapps! ließ der Rabe die grüne Brille aus der Luft und gerade auf Hinzelmeiers Nase fallen. Da war auf einmal der Rosengarten mit aller Herrlichkeit vor seinen Augen verschwunden; aber in weiter Ferne sah er durch die grünen Gläser eine dunkle Gestalt in einem tiefen Felsenkessel sitzen, welche mit einem Stemmeisen eifrig in den Grund zu bohren schien.

95_3 Hinter „Rosenjungfrauen" steht in *V* statt des Folgenden: Hinzelmeier war schon fast an das andere Ende der Stadt gekommen, da sah er vor einem niedrigen Hause einen Haufen rothwangiger Kinder auf der Schwelle kauern; zwischen ihnen saß ein blasses Mädchen in weißem Kleide, mit nackten Füßen. Die Kinder betrachteten neugierig eine dunkelrothe Rose, die sie in einem Körbchen auf dem Schooße hielt. „Das ist sie!" rief Hinzelmeier; und die Abendluft trug ihm einen Strom von Duft entgegen; Krahirius aber warf den Kopf zurück und schlug heftig mit den Flügeln. Die Jungfrau saß schweigend, mit gesenktem Haupte, daß ihr die blonden Flechten in den Schooß gefallen waren. Die kleinen Mädchen legten zärtlich den

Kopf an ihren Schooß, und blickten bald nach der Blume, bald zu ihr hinauf. „Wo ist die Rose gewachsen?“ fragte Hinzelmeier, indem er näher trat. „Im Rosengarten“, sagte die Jungfrau leise. „Was ist der Preis dafür?“ Die Jungfrau schlug ihre Augen zu ihm auf, da erschrak er vor lauter Freude, denn in ihren Augen stand sein eigenes Bild, aber kein Bild, wie es ihn kurz vorher aus dem kupfernen Kessel angeglotzt hatte, nein, ein Gesicht jung und frisch und lustig, daß er laut aufjauchzen mußte, er hätte es um alle Welt nicht lassen können. Dann sagte er noch einmal: „Was ist der Preis dafür?“ Die Rosenjungfrau erwiderte: „Neun Jahre deines vergangenen Lebens.“ Hinzelmeier riß vor Entzücken sein Dintenelexier aus der Tasche, um es dem Raben an den Kopf zu schleudern; — aber in demselben Augenblicke hörte er es: „krahira, krahira!“ über seinem Kopfe schwirren und schnapps! ließ Krahirius die grüne Brille auf seine Nase fallen. Dann wie im Text S. 96_{25}: Da war auf einmal usw. —

Am Kamin (S. 105—136).

107_4 Böhme wies mit Recht auf die Verwandtschaft der Angaben S. 122_{32}ff. mit der Vorgeschichte in der Erzählung „Auf dem Staatshof“ und betonte, daß die kurzen Nachrichten der Spukgeschichte früher niedergeschrieben sein müßten als die kunstvolle Ausarbeitung in der Novelle. Kobes (S. 169) setzt daran anschließend „Am Kamin“ zwischen Dezember 1856 und November 1858, denn Dezember 1856 las Storm Tiecks „Klausenburg“. In den „Briefen an seine Frau“, S. 52, berichtet Storm vom Gespenstergeschichtenerzählen bei Wussows im Juli 1858: Es riß nicht ab. — $_7$f. „Briefe an seine Freunde“, S. 97f.; „Briefe an seine Kinder“, S. 103. — $_{13}$ff. Der alte Herr ist Storm; Klärchen wohl Frau Klärchen v. Byren. — $_{19}$ Vgl. Einleitung des Herausgebers zu „Im Schloß“ und Böhme, S. 156.

111_{20}ff. Böhme weist mit Recht auf Müllenhoff, S. 245. — **135_{32}** Diesen Hieb gegen seine adligen Freunde in Heiligenstadt konnte sich Storm doch nicht schenken.

Späte Rosen (S. 137—152).

139_4 „Heimatbriefe“, S. 134. — $_6$ Riefstahl sandte Storm noch eine zweite Zeichnung für seine Mappe, und auch der junge Hermann Schnee malte ein Aquarell dazu für Konstanze. — $_{17}$ „Briefe an seine Frau“, S. 73. — $_{21}$ Mörike-Storm, S. 16. — $_{26}$ Maria Brüll: Heiligenstadt in Theodor Storms Leben und Entwicklung, S. 28 (Münster 1915), geht in der Heranziehung persönlicher Erlebnisse etwas zu weit. — **140_9** Theodor Storm, S. 34.

Abseits (S. 153—186).

155$_1$ Schon am 24. September nach der Rückkehr nach Heiligenstadt schrieb der Dichter an seine Eltern: Der heitere Sommertag auf der Heide wird gewiß noch einmal in einem meiner künftigen Werke zu lesen sein. Vgl. über die Lage des Häuschens zwischen Husum und Osterohrstedt „Heimatbriefe", S. 209. „Briefe an seine Frau", S. 162. — **156**$_{26}$ Eichentopf (S. 29) will in ihm Storms Bruder Otto wiedererkennen. — $_{27-28}$ Brief an Otto Speckter vom 28. November 1863. — $_{32}$ Bereits im Juli hatte der Verleger Weber, dem sie besser gefiel als die erste, sie angenommen. Vgl. „Briefe an seine Frau", S. 156 und 160. — $_{34}$ Storm las Otto Speckter die Erzählung in Hamburg vor und regte ihn dadurch zu seinen Bildern an. Vgl. „Briefe an seine Frau", S. 158. Storm hat die Zeichnungen sehr gut beurteilt, zum großen Teil lobend, aber nicht ohne einige Bedenken zu äußern. Die Urteile stehen in Briefen an Speckter, veröffentlicht in der Beilage der „Hamburger Nachrichten" vom 15. August 1909.

Von jenseit des Meeres (S. 187—236).

189$_5$ Das erste Werk Storms, das dort erschien. — $_{11}$ Zwanzig Jahre später griff Heyse in seinem Drama „Das Recht des Stärkeren" denselben Stoff auf. — $_{16}$ „Briefe an seine Braut", S. 58. — $_{20}$ Das behauptete zuerst Gertrud Storm, Bd. 1, S. 157. Auch Bertas Vater weilte im Ausland und überließ das Mädchen einer Fremden zur Erziehung, der Frau Therese Rowohl in Hamburg. — $_{26}$ In der Märchensammlung in *V* und in den „Geschichten aus der Tonne". Die Örtlichkeit ist im ersten Teil wohl das elterliche Haus in Husum; für die späteren Stücke wurde wohl der Eindruck Sanssoucis und des Neuen Palais in Potsdam bestimmend. Ob ein Schloß aus Heiligenstadts Umgebung oder aus Schleswig-Holstein als Urbild in Frage kommt, ist nicht zu sagen. — $_{27}$ Darauf wies mit Recht zuerst Eichentopf hin (S. 13). Ganz Eichendorffisch ist die häufige Anführung des Nachtigallenschlages, und auf Novalis geht natürlich die blaue Blume zurück. — **190**$_{36}$ „Deutsches Museum", 1867. Nr. 7, ein K N.-St. Dieselbe Beurteilung, nur mit einem Zusatz, der das Lied als Redwitzschen Klingklang verwirft, steht in den „Blättern für literarische Unterhaltung", 1867, Nr. 27. Neuerdings H. Binder: Theodor Storm, „Von jenseit des Meeres" in Oberprima (in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht", 10. Ergänzungsheft, S. 50—56, Leipzig und Berlin 1916).

208$_1$ Wie in Immermanns „Oberhof" bewohnt der Mann das Zimmer der Geliebten.

Geschichten aus der Tonne (S. 237—326).

239$_2$ Über „Storms Märchen“ am besten W. Mühlner in den „Grenzboten“, 70. Jahrgang, Bd. 3, S. 254—261 (Berlin 1911). Gegen das lobende Urteil wendet sich ebenda, S. 372—374, Georg Bötticher-Leipzig. Ganz absprechend sind die Bemerkungen von Richard Benz: Märchendichtung der Romantiker, S. 204 und S. 251 (Gotha 1908), der dort dem Lobe Todsens in der Münchener Dissertation „Über die Entwicklung des romantischen Kunstmärchens“, S. 118 (Berlin 1906) scharf widerspricht. — $_{15}$ Storm an Kuh am 22. Dezember 1872 und am 24. Februar 1873. Kuhs Urteil in dem Brief an Storm vom 7. Februar 1873. — $_{22}$ Mörike-Storm, S. 59. — **240**$_2$ „Heimatbriefe“ vom 29. Dezember 1863, S. 211; an Brinkmann vom 18. Januar 1864. — $_{22}$ Diese Erklärung in der Nummer vom 8. Februar 1866. — $_{35}$ Stolz und überlegen fertigt Storm Brinkmanns Tadel in einem langen Briefe vom 10. Januar 1866 ab. Auf den Titel „Märchen“ hat er selbst keinen Wert gelegt. — **241**$_1$ff. Im „Deutschen Museum“ 1866, Nr. 7, ein K. Fr. — $_3$ Vgl. „Briefe an seine Freunde“, S. 114—115. — $_5$ff. „Itzehoer Nachrichten“ vom 6. Dezember 1870. — $_9$ Vgl. Todsen. — $_9$f. Dreesen: Romantische Elemente bei Theodor Storm, S. 46 (Bonner Dissertation 1905). — $_{10}$ff. So Benz. — $_{35}$ Das gab Storm in einem Brief an Petersen vom 4. Januar 1873 selbst zu. — **242**$_{10}$ff. Müllenhoff (S. 300f.) teilte er selbst eine ähnliche Geschichte mit. — $_{16}$ Müllenhoff, S. 296f. — $_{16}$ff. Müllenhoff, S. 309. Der Vergleich der äußeren Gestalt des Feuermanns mit Hauffs Glasmännlein und Hoffmanns „Klein Zaches“, den R. Buchmann: Helden und Mächte des romantischen Kunstmärchens, S. 190, Anmerkung (Leipzig 1910) anstellt, ist überflüssig. — $_{24}$ Eine besondere Regengottheit kennt die germanische Mythologie nicht; es kann aber an Nerthus oder die Frau Holda gedacht werden, die in Brunnen wohnt. — $_{33}$ Müllenhoff, S. 192. — **243**$_4$ Darüber Storm an Kuh am 22. Dezember 1872. — $_7$ Etwa im „Hirschgulden“. — $_{13}$ Dr. Weiß in der „Zeit“; vgl. Storms Brief an Kuh am 24. Februar 1873. — $_{27}$ Über „In Bulemanns Haus“ vortrefflich Franz Leppmann: Kater Murr und seine Sippe von der Romantik bis zu V. Scheffel und G. Keller, S. 64—77 (München 1908). — $_{39}$ Der Vers aus Simrock: Das deutsche Kinderbuch, S. 1 (Frankfurt 1848). — **244**$_4$ Laistner: Über den Butzemann (in der „Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur“, Bd. 32, S. 145ff., Berlin 1888). — $_{11}$ Der Kater Mores in der Einlage zu der Geschichte „Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter“. — $_{12}$ Leppmann weist auf „Die schwarze Katze“. Dort erhöht der verbrecherische Einschlag den Eindruck des Unheimlichen. — $_{15}$ Vgl. Leppmann. — $_{16}$ Müllenhoff Nr. 577, 2 erzählt von einem Schimmel, der unter dem Reiter spukhaft wächst. Bulemanns Zusammenschrumpfen hat eine Entsprechung in der lübi-

schen Sage, die Julius von der Traun in seiner Erzählung „Verachte nicht den Tod!“ bearbeitet hat.

282$_{8}$ Vom Zigeunerherzog Michael wird Storm wohl aus Achim v. Arnims Erzählung „Isabella von Ägypten, Kaiser Karl des Fünften erste Jugendliebe“ Kenntnis erhalten haben. Die Wanderungen unter ihm werden gewöhnlich ein bis zwei Jahrhunderte früher gesetzt.

Eine Halligfahrt (S. 327—360).

329$_{2}$ Darüber Storms Brief an seinen Sohn Ernst vom 16. Mai 1871. — $_{9}$ „Briefe an seine Kinder“, S. 136f. — $_{12}$ Ebenda, S. 137f. Die Züge aus Sage und Geschichte entnahm Storm Müllenhoffs Sammlung. — $_{22}$ Darauf wies zuerst Eichentopf hin (S. 6). Vgl. Heines „Nordsee“, dritte Abteilung, S. 69—71 (Hamburg 1827). Berthold Litzmann hat in seinem Aufsatz „Heine in Storms ‚Halligfahrt‘“ in den „Beiträgen zur Literatur- und Theatergeschichte. Ludwig Geiger zum 70. Geburtstage dargebracht“, S. 430ff. (Berlin-Steglitz 1918) die Bedeutung des Heineschen Werkes für Storms Erzählung mit Recht hervorgehoben. — $_{30}$ Über die persönlichen Erlebnisse wissen wir nichts Näheres. — **330**$_{15}$ Vgl. Erich Schmidt, S. 409. — $_{23}$ Else Riemann: Nordfriesland in der erzählenden Dichtung seit Anfang des 19. Jahrhunderts, S. 63f., 71f. und 89f. („Probefahrten“, Bd. 16, Leipzig 1910).

331$_{1}$ Über die Wälder vgl. Müllenhoff, S. 38, 90, 538. — **333**$_{35}$ff. Über Rungholt vgl. Müllenhoff, S. 130f. — **336**$_{20}$ff. Gratopp weist auf Heines „Lyrisches Intermezzo“, Nr. 48. — $_{28}$ Storm schildert eine bestimmte Werft auf Süderoog; vgl. „Briefe an seine Kinder“, S. 257. — **342**$_{20}$ Vgl. das Gedicht „Vom Staatskalender“, Bd. 1, S. 36. — **343**$_{15}$ Die Geschichte von Martje Flors, die Storm auch in den Erzählungen „Auf dem Staatshof“ und „Beim Vetter Christian“ erwähnt, erzählt er wohl nach Müllenhoff, S. 540. — **359**$_{22}$ Verse Storms vor dem Gedicht „Junge Liebe“; vgl. Bd. 1, S. 13. — **360**$_{10}$ff. Das ist eine Erinnerung an Verse Ludwig Schefers; vgl. Storms „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius“.

Draußen im Heidedorf (S. 361—400).

363$_{3}$ Mitgeteilt bei Gertrud Storm, Bd. 2, S. 169. — **364**$_{24}$ Theodor Storm IV, in der „Wiener Abendpost“ vom 14. November 1874. — **366**$_{27}$ Der Brief Storms an seinen Sohn Ernst vom 29. Januar 1872 ist auf diese Erzählung zu beziehen. — $_{31}$ Darüber Storm an Rodenberg am 2. März 1872. Die Handschrift im Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar hat beide Fassungen.

Im Nachbarhause links (S. 401—438).

404$_{22}$ Heyse-Storm, S. 116. — $_{34}$ Das unheimliche Haus mag Storm in dem an dergleichen Stätten reichen Husum gesehen haben. Vgl. etwa „Briefe aus Schleswig-Holstein. Die Städte der Friesen" (in den „Grenzboten", 15. Jahrg., 1. Semester, Bd. 1, S. 492ff., Berlin 1856).

414$_{22}$ In Amsterdam haben auch Woldsens gesessen; vgl. „Nachgelassene Blätter", Bd. 6, S. 425$_{5}$ dieser Ausgabe.

Zur „Wald- und Wasserfreude" (S. 439—504).

441$_{13}$ Am 22. November 1878 an seinen Sohn Karl. — $_{14}$ Heyse-Storm, S. 158. — **443**$_{29}$ So urteilt Paul Besson in der „Revue Germanique", Bd. 2, S. 313. — **444**$_{6}$ Kellers Urteil über die Novelle in einem Brief an Storm vom 5. März 1879. — $_{12}$ Selbst die Hexe ist eine Gestalt der Wirklichkeit.

Zur Gestaltung des Textes[1].

Nacherzählungen einiger Geschichten aus dem Volke (S. 5—20).

Zugrunde gelegt wurde:

V 1846 und 1849.

Geändert wurde:

16$_{15}$ gegenüber] gegeneinander über *V*.

Marthe und ihre Uhr (S. 21—32).

Verglichen wurden:

V = *V* 1848, S. 54—59.

S = *S*, S. 130—140.

I = Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten von Theodor Storm. Berlin. Verlag von Alexander Duncker. Kgl. Hofbuchhändler. 1854 (S. 31—45).

Im Saal (S. 33—42).

Verglichen wurden:

V = *V* 1849, S. 65—70.

S = *S*, S. 3—13.

I = Im Sonnenschein. Drei Sommergeschichten von Theodor Storm. Berlin. Verlag von Alexander Duncker. Königl. Hofbuchhändler 1854 (S. 47—61).

Geändert wurde:

38$_{1}$ Aurikeln *V S* Aurikel *Ss*.

Angelika (S. 43—70).

Verglichen wurde:

E = Ein grünes Blatt. Zwei Sommergeschichten von Theodor Storm. Berlin. Verlag von Heinrich Schindler. 1855 (S. 1—44).

Geändert wurde:

65$_{11}$ Mannes *E* Menschen *Ss*.

---

[1] Über die Abkürzungszeichen vgl. Bd. 1, S. 396 f.

Hinzelmeier (S. 71—104).

Verglichen wurden:

V = Stein und Rose (Ein Märchen) von Theodor Storm. *V* 1851, S. 117—138.

B = Hinzelmeier. Eine nachdenkliche Geschichte von Theodor Storm. Schlesische Zeitung, Nr. 592, 594, 596, 598 (Breslau, 19.—22. Dezember 1855).

H = Hinzelmeier. Eine nachdenkliche Geschichte von Theodor Storm. Berlin, Verlag von Alexander Duncker, Königl. Hofbuchhändler. 1857.

Geändert wurde:

80$_{27}$ Bodentüre *HB* Bodentür *Ss* | $_{28}$ Türe *BH* Tür *Ss* | **99**$_{14}$ Hülfe *V* Hilfe *HSs*.

Am Kamin (S. 105—136).

Zugrunde gelegt wurde:

A = Am Kamin. Erzählt von T. St. in der „Victoria. Illustrirte Muster- und Modezeitung". 12. Jahrg. Nr. 6 (Berlin, 8. Februar 1862) und Nr. 8 (Berlin, 22. Februar 1862).

Für den Druck wurden Böhmes Änderungen aus dem „Nachtragsband zu Theodor Storms sämtlichen Werken" ein paarmal berücksichtigt, einmal ein Vorschlag von E. S. in seiner Besprechung des Nachtragbandes im „Anzeiger für deutsches Altertum", Bd. 37 (Berlin 1914). Böhmes Abdruck ist nicht wortgetreu.

Geändert wurde;

110$_{34}$ Währwolf *A* | **111**$_{24}$ unversehens] unversehen *A* | **115**$_{1}$ daraus] darauf *A* | **116**$_{9}$ Steige] Stiege *A* | **117**$_{7}$ Hülfe] Hilfe *A* | **122**$_{20}$ sie vor sich fehlt *A* | **124**$_{27}$ eine bunte] einer bunten *A* | ebenda einem] einen *A* | **125**$_{32}$ dem] den *A* | **127**$_{20}$ her fehlt vor auftauchen *A* | **129**$_{23}$ nicht etwa] etwa nicht *A* | **132**$_{34}$ Professor *A* | **133**$_{16}$ ebenso | $_{22}$ ebenso.

Späte Rosen (S. 137—152)

Verglichen wurden:

A = Argo. Album für Kunst und Dichtung herausgegeben von Fr. Eggers, Th. Hosemann, B. v. Lepel. Breslau. Verlag von Eduard Trewendt. 1860 (S. 31—36).

D = Drei Novellen von Theodor Storm. Berlin. Verlag von Heinrich Schindler. 1861.

Geändert wurde:

142$_{4}$ jenseits *ADSs* | **144**$_{12}$ Nachbarstadt *D* Nachbarschaft *Ss* | **146**$_{10}$ dunklen *A* dunkeln *Ss*.

Abseits (S. 153—186).

Verglichen wurden:

I = Abseits. Eine Weihnachtsidylle von Theodor Storm. Illustrirt von Otto Speckter. Illustrirte Zeitung. 41. Bd., Nr. 1068 (Leipzig, 19. Dezember 1863).

W = Zwei Weihnachtsidyllen von Theodor Storm. Berlin. Verlag von Heinrich Schindler. 1865 (S. 3—55).

Geändert wurde:

159$_{16}$ des *I W*] eines *Ss.* — **167$_{35}$** vor der Haustür gestrichen vor und putzte wie *W*.

Von jenseit des Meeres (S. 187—236).

Verglichen wurden:

W = Von jenseit des Meeres. Von Theodor Storm. Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte. Bd. 17, S. 337—359 (Braunschweig, Januar 1865).

V = Von jenseit des Meeres. Novelle von Theodor Storm. Schleswig. Schulbuchhandlung. (Dr. C. Fr. Heiberg) 1867.

N = Novellen von Theodor Storm. Schleswig. Schulbuchhandlung (Hermann Heiberg) 1868 (S. 93—191).

H = Handschrift im Goethe- und Schillerarchiv in Weimar.

Geändert wurde:

195$_{25}$ dunkeln *HWVN* dunklen *Ss* | **205$_{22}$** einem *H*] einen *Ss* | **207$_{30}$** weite *H* | weiche *Ss* | **209$_{17}$** herzliche *VN* herzlich *HW Ss* | **212$_{11}$** jenseit gegen *H* und die Drucke | $_{33}$ denn aber *HWVN* aber denn *Ss* | **214$_{17}$** freieren *HWN* freien *Ss* | **223$_{24}$** lachend *HWVN* nach Bälle | **224$_{7}$** schienen *Ss* | **230$_{12}$** einen *HWN* ein *Ss* | **233$_{22}$** Schwester *N Ss.*

Geschichten aus der Tonne (S. 237—326).

Verglichen wurden:

I$_1$ = Die Regentrude. Ein Mittsommermärchen von Theodor Storm. Illustrirte Zeitung, Bd. 42, Nr. 1100 (Leipzig, 30. Juli 1864).

I$_2$ = In Bulemann's Haus. Ein Märchen von Theodor Storm. Illustrirte Zeitung, Bd. 43, Nr. 1121 (Leipzig, 24. December 1864).

B = Der Spiegel des Cyprianus von Th. Storm: Der Bazar. 11. Jahrg., Nr. 48 (Berlin, 23. December 1865).

Dm = Drei Märchen von Theodor Storm. Hamburg. W. Mauke Söhne, vormals: Perthes, Besser und Mauke. 1866.

Geändert wurde:

258$_{17}$ Eiche *Ss* | **266$_{38}$** tanzt *Ss.*

Eine Halligfahrt (S. 327—360).

Verglichen wurden:

W = Zerstreute Kapitel von Theodor Storm. Kapitel X. Westermann's Jahrbuch der Illustrirten Deutschen Monatshefte, Bd. 31, S. 81—94 (Braunschweig 1872).

Z = Zerstreute Kapitel. Von Theodor Storm. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel 1873 (S. 41—92).

Draußen im Heidedorf (S. 361—400).

Verglichen wurden:

S = Draußen im Haidedorf. Erzählung von Theodor Storm: Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft. Herausgegeben von Julius Rodenberg, Bd. 10, S. 129—151 (Leipzig, Verlag von A. H. Payne, ohne Jahr).

Z = Zerstreute Kapitel. Von Theodor Storm. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1873 (S. 113—173).

H = Handschrift im Goethe- und Schillerarchiv in Weimar (zur Hälfte von Storms Hand).

Geändert wurde:

367_{15} gebalbert *HSZ* gealbert *Ss* | **376_{1}** wolle *HSZ* wollte *Ss* | **380_{7}** glupte *H* glotzte die Drucke | $_{18}$ heut *H* heute die Drucke | **381_{11}** Haus *HSZ* Hause *Ss* | **387_{27}** wie wild fünf Stunden lang *HSZ* fünf Stunden lang für wild *Ss* | **390_{11}** welcher *HZ* welche *Ss* | **393_{5}** andern *HZ* anderen *Ss* | **399_{33}** dunstendem vor Moor wie *HSZ*.

Die Handschrift zeigt neben der in der Einleitung berührten sachlichen Abweichung zahlreiche Abweichungen in den Wortformen, die zum Teil erst in *Ss* beseitigt sind. *Ss* scheint Storm einer genauen Durchsicht unterzogen zu haben.

Im Nachbarhause links (S. 401—438).

Verglichen wurden:

W = Im Nachbarhause links von Theodor Storm: Westermann's Jahrbuch der Illustrirten Deutschen Monatshefte. Bd. 39, S. 1—16 (Braunschweig 1876).

E = Ein stiller Musikant. Psyche. — Im Nachbarhause links. Drei Novellen von Theodor Storm. Braunschweig, Druck und Verlag von George Westermann. 1876 (S. 125—186).

Geändert wurde:

415_{13} schüttete *WE*] schüttelte *Ss* | **432_{8}** Paläolopus *WSs*.

Zur „Wald- und Wasserfreude" (S. 439—504).

Zugrunde gelegt wurde:

Zw = Zur „Wald- und Wasserfreude". Novelle von Theodor Storm. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1880.

Verglichen wurden:

Dr = Zur „Wald- und Wasserfreude". Novelle von Theodor Storm: Deutsche Rundschau, Bd. 18, S. 331—368 (Berlin 1879).

Dn = Drei Novellen von Theodor Storm. Eekenhof. — Im Brauerhause. — Zur „Wald- und Wasserfreude". Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1880 (S. 129—288).

Ss = *SS* Bd. 13, S. 81—188 (Braunschweig 1882).

Geändert wurde:

447$_{24}$ hatte fehlt *Dr Zw* | **452**$_{20}$ verblasen *Dn Ss* verlesen *Dr Zw* | **456**$_{15}$ vor Erregung fehlt *Dr Zw Dn* | **461**$_{12}$ als dann *Dn Ss* auch als *Dr Zw* | **480**$_{26}$ Uferrand *Dn Ss* Ufersand *Dr Zw* | **491**$_{10}$ neun *Dr Zw*.

Inhalt.

Storms Werke.

Inhalt.

Band 1.

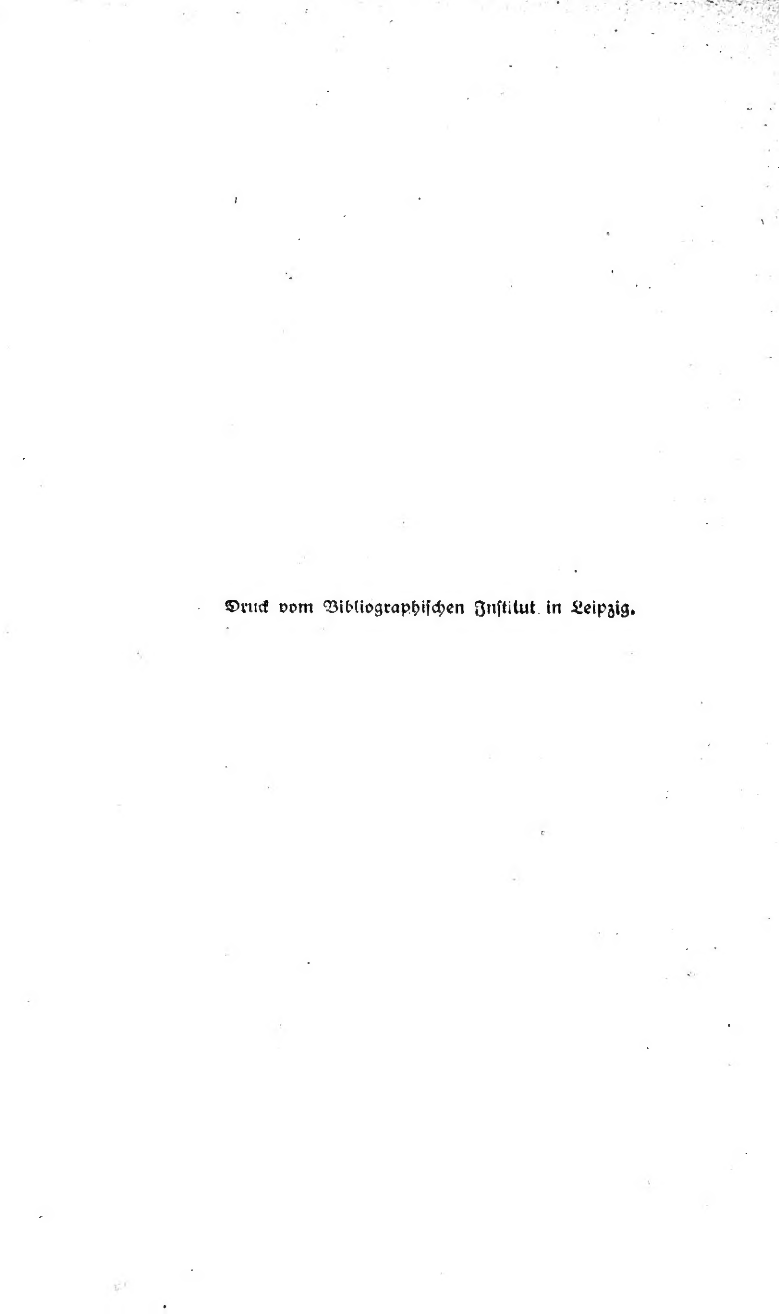
Band 2.

Band 3.

Band 4.

Band 5.

Band 6.



Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.